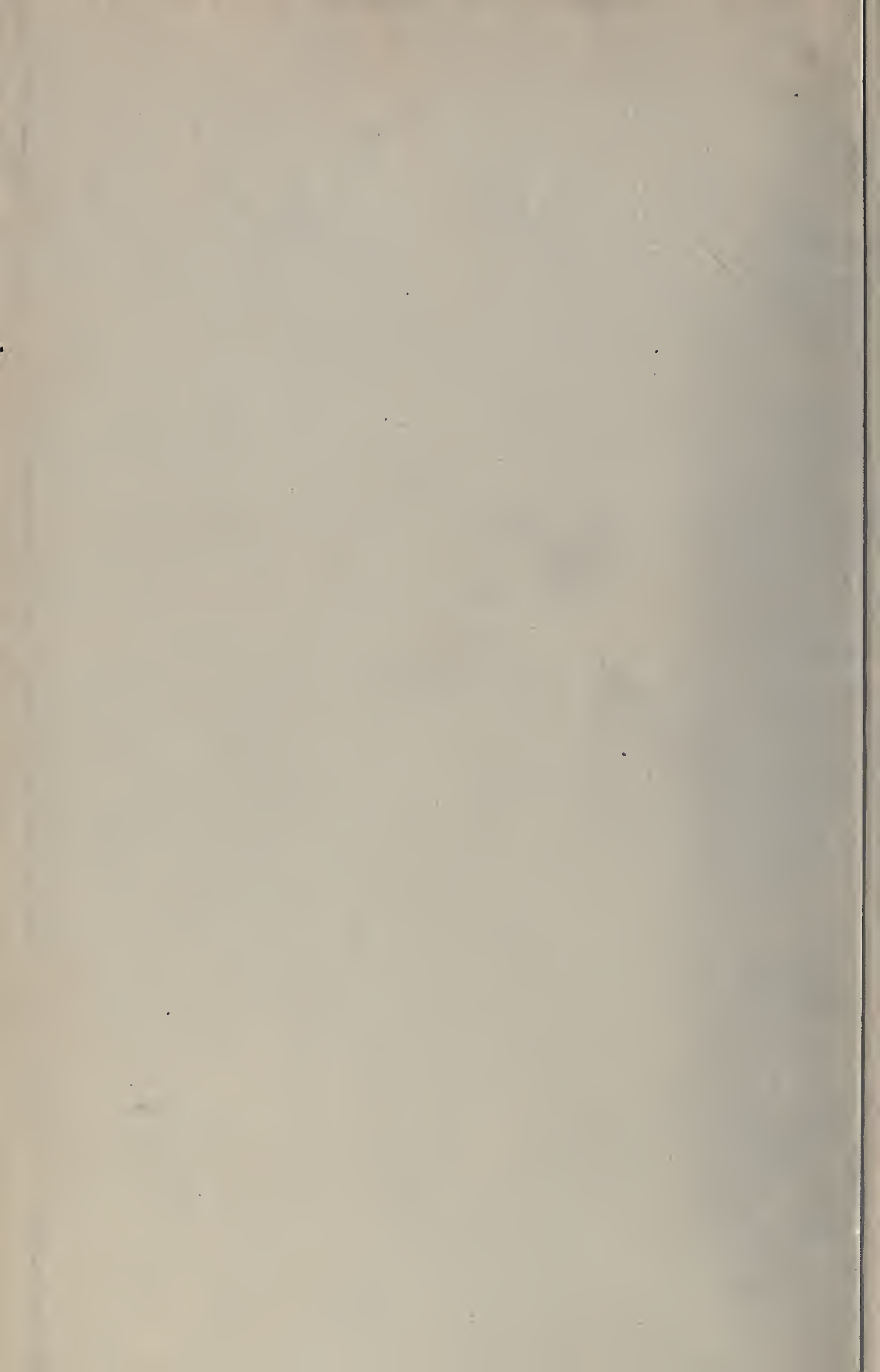
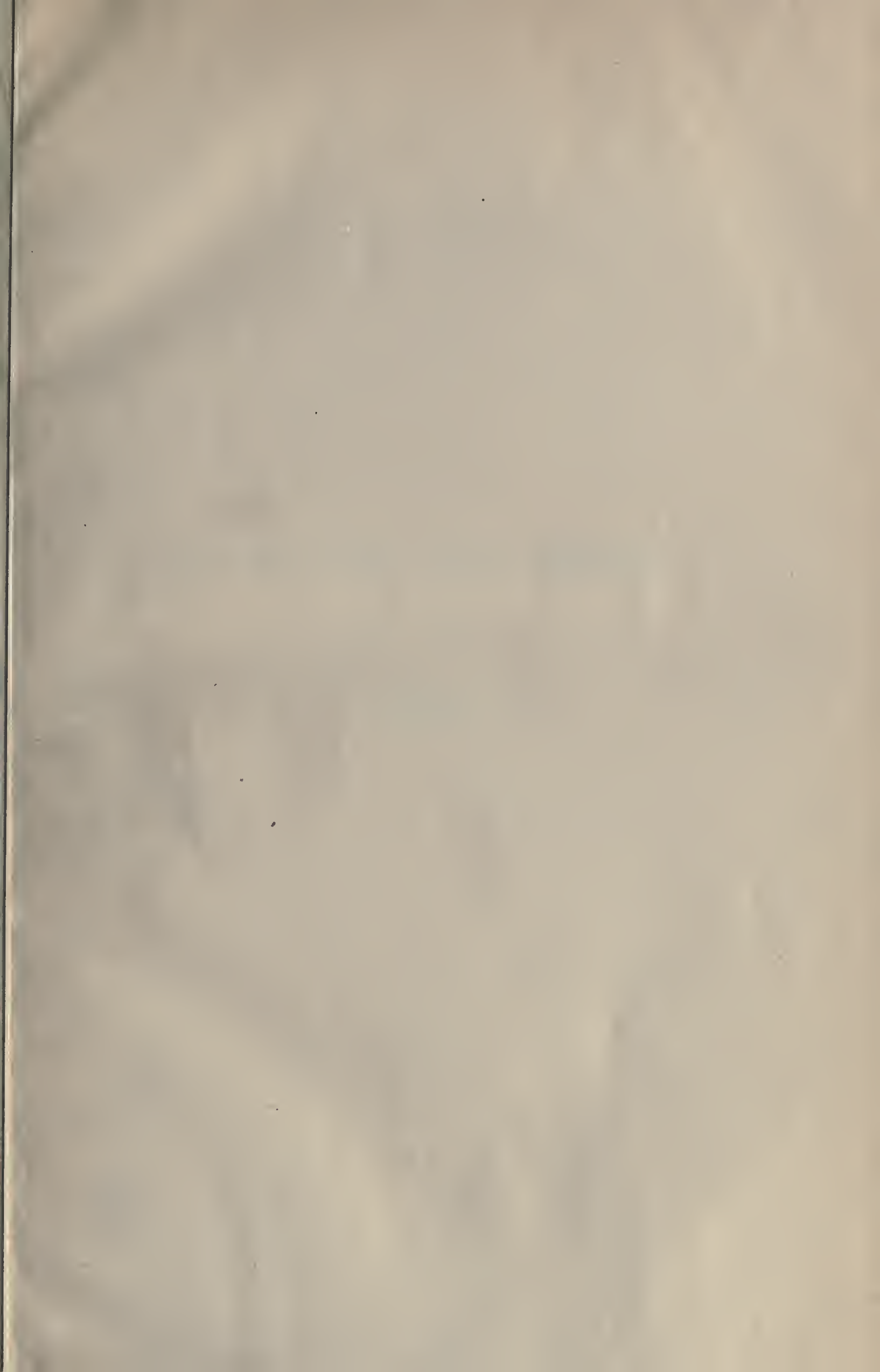








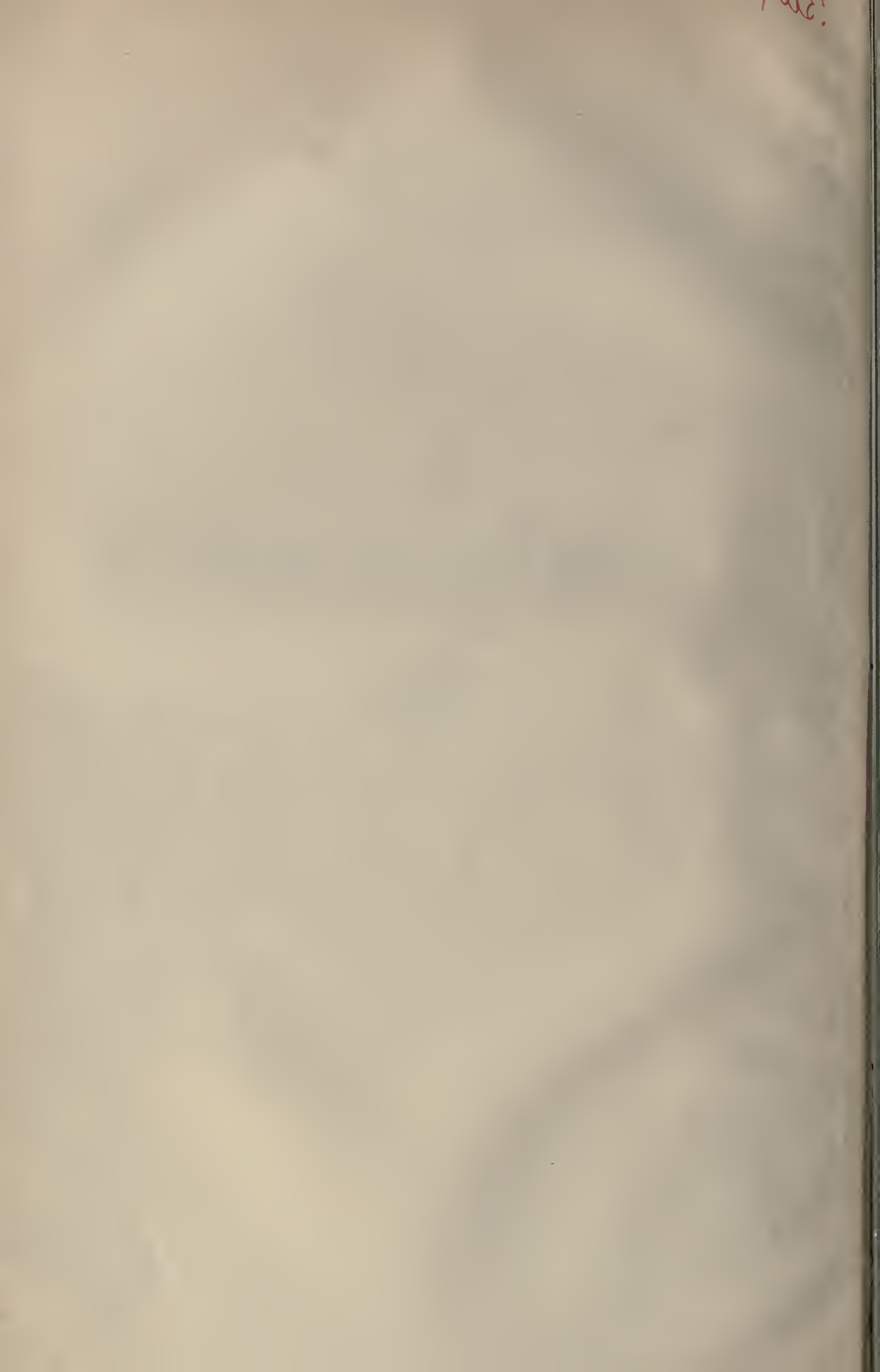




Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1849—1873.





Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1849—1873.

Von

L. Schneider,
weil. Geh. Hofrath und Vorleser S. M. des Kaisers Wilhelm.

Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm.

Zweiter Band.

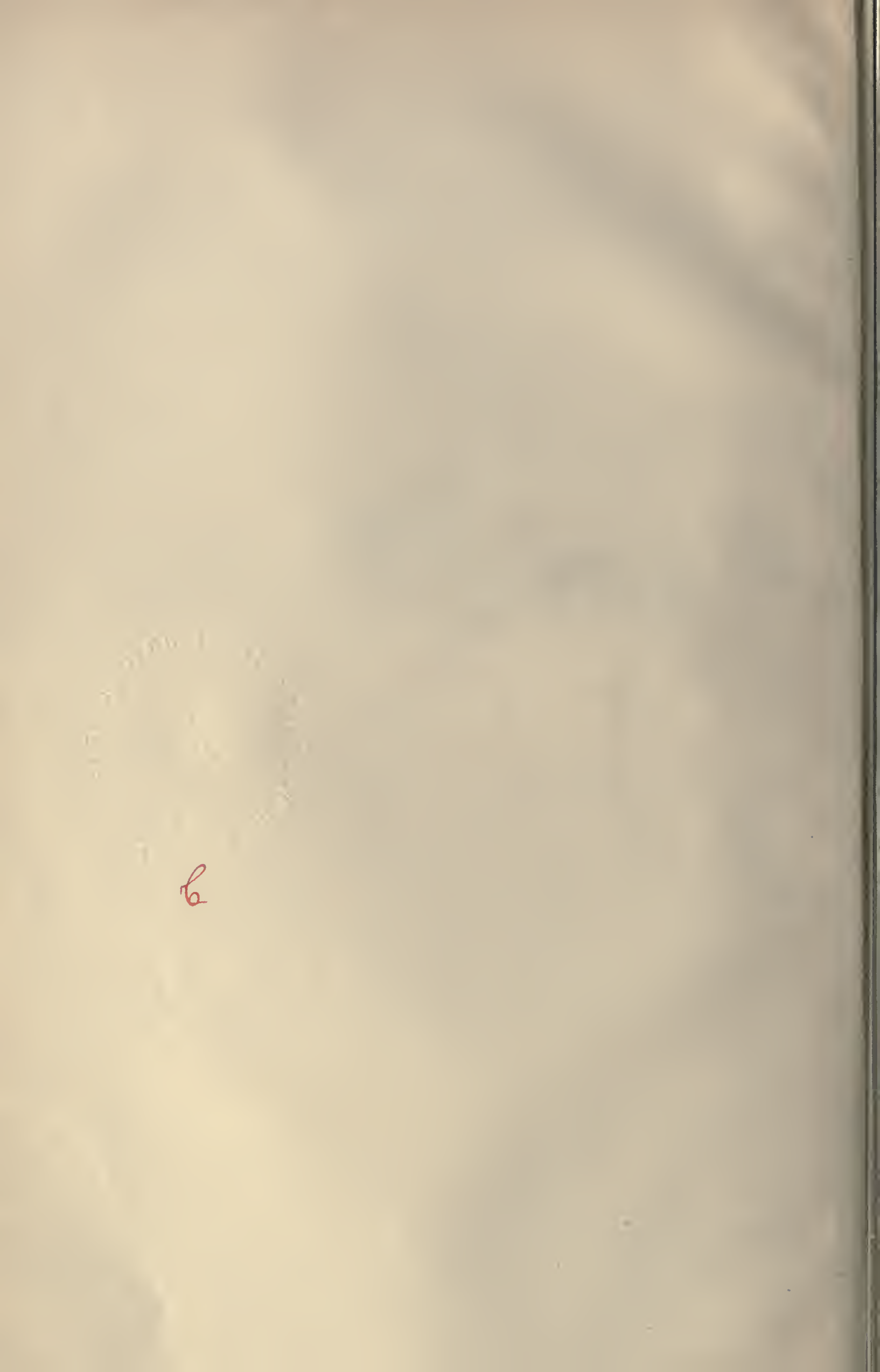


Berlin 1888.
Verlag von Otto Janke.

Facsimile

der auf Seite 110 dieses Bandes abgedruckten eigenhändigen Erläuterung König Wilhelms zu dem auf Seite 74 erzählten Vorgang.



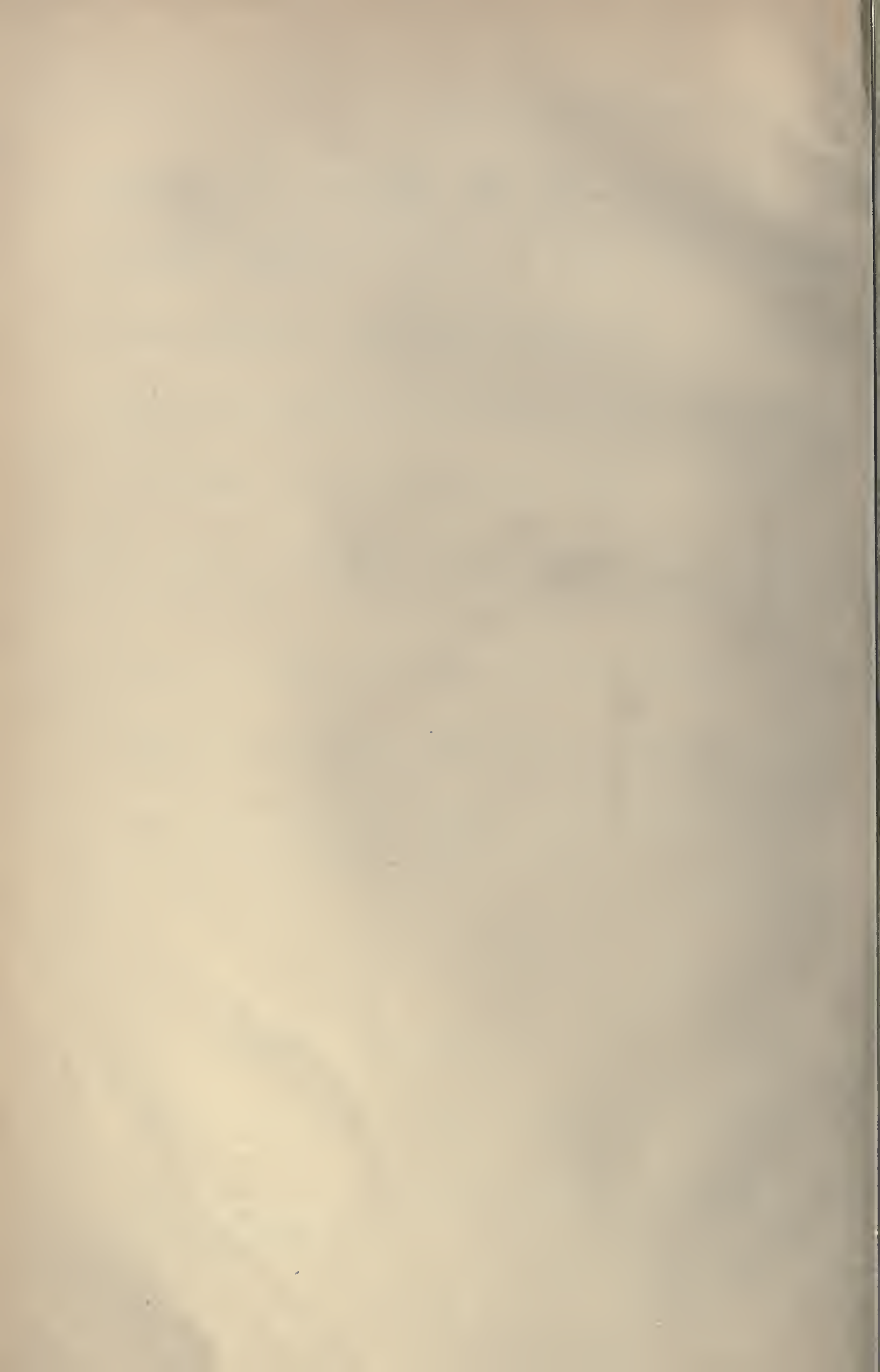


fol: 120. pag 3 u. 4.

Beim [illegible] der Worte: „von Gottes Gnaden", und einen [illegible] ohne Sinn von der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] wurde, [illegible] auf die Worte: „und Gottes Gnaden" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und seine [illegible] Worte [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] Sinn in [illegible] [illegible]!

Die der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], ist der [illegible] [illegible] [illegible]

Ems. 2. 6. 70.





1868.

Auch das Jahr 1868 begann unter den günstigsten Auspizien und verlief für mich ungetrübt in meinem Arbeits- und Dienstverhältniß zum Könige. Durch allerlei sorgsame und zufällige Vermehrung meiner Sammlung von Daten und Aktenstücken für die einstige Lebensgeschichte des Königs, bildete sich bei mir das Bewußtsein heraus, es sei meine Mission, mit Ausschluß jeder anderen Thätigkeit, den künftigen Geschichtsschreibern für die Regierungsperiode des Königs Wilhelm wahres und zuverlässiges Material zu liefern. Dem schon Veröffentlichten konnte ich Anderes, Werthvolles hinzufügen, freilich immer nur mit der andauernd gütigen und nachsichtigen Unterstützung des Königs selbst, den meine zudringlichen Fragen über Zweifelhaftes oft genug belästigt haben mögen! Ich habe mich aber wiederholt überzeugen müssen, daß eine absolute geschichtliche Wahrheit garnicht möglich ist, wenn die handelnden Personen sich nicht selbst aussprechen, namentlich aber wenn die Motive nicht erkennbar werden, aus denen die Handlungen hervorgegangen sind. Ebenso habe ich die

Erfahrung gemacht, daß der gewissenhafte Geschichtsschreiber sich lange mit dem Detail, dem anscheinend Unbedeutenden und Nebensächlichen beschäftigt haben muß, ehe er es wagen darf, eine allgemeine Schilderung des Charakters oder der Vorgänge niederzuschreiben. Das Große und Bedeutende wird erst durch Kenntniß des Kleinen und Nebensächlichen vollständig übersichtlich und beurtheilungsreif. Darum begnüge ich mich damit, erst das Kleine sorgfältig zusammen zu tragen und durch Beweise vor jedem Zweifel zu sichern, vor allen Dingen aber der enthusiastischen Sage und dem entstellenden Gerüchte den Mund zu stopfen; ich habe bereits die Erfahrung gemacht, daß mein Weg der richtige, und wenn auch nicht brillant und effektvoll, so doch gewissenhaft und effektuirend ist und gedenke mich auch auf diesem Wege nicht irre machen zu lassen!

Bei meiner Neujahrsgratulation sprach der König weder von seinem Nekrologe noch überhaupt von seinem Tode. Etwas der Art mußte aber doch fallen; erst kurz vorher von einem in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Unwohlsein befreit, hieß es diesmal: „Je älter man wird, je länger dauert es doch, bis die Kräfte wieder kommen!“ Dagegen war nun freilich nichts zu sagen, da ich ganz dieselbe Erfahrung an mir selbst gemacht.

Der schon im vorigen Jahre erwähnte Aufsatz: „Eine Königliche Dienstschnalle“, gab während der ersten Wochen des Jahres wiederholt Gelegenheit zu Mittheilungen über die näheren Umstände, unter denen der König seine verschiedenen Kriegsorden erworben, von denen viele mir bis

dahin unbekannt waren. Der Buchhändler Winckelmann veranstaltete später einen Separatabdruck dieses für den Soldatenfreund geschriebenen Aufsatzes, um denselben auch dem größeren Publikum zugänglich zu machen; und ich fragte deshalb an, ob vielleicht der soldatische Ton umgearbeitet werden solle? erhielt aber die schriftliche Antwort: „Ist mir gleichgültig und hat nur der Verleger zu entscheiden!"

Als ich am 17. Januar in das Palais kam, bemerkte ich in den Fluren mehrere Schutzleute in Civil, wie ich sie sonst nur im Parke von Babelsberg gesehen. Verwundert darüber hörte ich, daß wieder einmal Nachrichten aus London eingelaufen wären, und zwar durch die dortige Gesandtschaft, es sei ein Attentat gegen den König im Werke. Ein ehemaliger Hannoverscher Unteroffizier, Emerich, habe dort dergleichen Drohungen ausgestoßen und sich nach dem Kontinente begeben. Vorsicht sei also anzurathen. Der Polizei-Präsident von Wurmb hatte darauf sogleich die nöthigen Sicherheitsmaßregeln angeordnet. Dergleichen ist beim Könige nicht leicht, da es vor allen Dingen darauf ankommt, daß e selbst nichts von einer solchen Bewachung gewahr wird, und weil er durchaus keinen Rath annimmt, wenn es sich darum handelt, aus Rücksicht auf eine drohende Gefahr, irgend etwas in seinen täglichen Gewohnheiten zu ändern. Er hat in dieser Beziehung oft seine feste Ueberzeugung und sein Gottvertrauen ausgesprochen und demgemäß auch vor aller Augen gehandelt, so daß man ihn persönlich zu irgend einer Vor-

1*

sichtsmaßregel nicht bestimmen konnte; darum ließ man denn auch die gutgemeinten Wächter sehr bald wieder aus dem Palais verschwinden. Dies zeigt wohl keine Verachtung der Gefahr oder Gleichgültigkeit gegen die Möglichkeit, als Opfer eines Wahnsinnigen oder Fanatikers zu fallen; wohl aber ein tiefes Pflichtgefühl, unter allen Umständen auf dem Posten auszuhalten, den der Allmächtige ihm angewiesen. Bei dem milden Gemüth und dem leicht erregten Gefühle des Königs war wohl seine Mißstimmung nach dem 1861er Attentat in Baden-Baden und bei dem Eingehen verschiedener Drohnachrichten einfach aus dem bitteren Gefühl erfahrenen Undanks zu erklären. Ich habe den König nie über solche Dinge sprechen hören, aber ich weiß, daß er sie als schwere Prüfungen seines Lebens betrachtete. Der Dank und die Freude, welche seine Aufbewahrung aller, ihm in Folge des Attentats in Baden-Baden von Mitgliedern des Königshauses, Verwandten, Souveränen, wichtigen Personen und Korporationen zugegangenen Briefe beweist, zeugt auch zugleich von dem ernsten Eindruck, den jene traurige Erfahrung auf ihn gemacht.

Es war dies eine politisch erregte Zeit, denn die Angelegenheit des Hannoverschen Provinzialfonds bewegte die Gemüther in ungewöhnlicher Weise und drohte ein ernstes Zerwürfniß zwischen dem Ministerium und der konservativen Partei herbeizuführen. Die bedeutendsten Mitglieder dieser Partei, die sonst bei jeder Gelegenheit die Regierung in ihren Intentionen unterstützten, stimmten in dieser Frage gegen

dieselbe, so daß der König auf einem Hoffeste am 6. Februar gegen mehrere hervorragende Konservative seine Mißbilligung über ihre Opposition sehr lebhaft aussprach. Es war darauf viel von einem Briefe die Rede, den der Abgeordnete Minister a. D. von Bodelschwingh an den König geschrieben, sowie von der Antwort auf denselben. Beide Briefe gab mir der König, den ersteren im Original, den zweiten in einer zurückbehaltenen Abschrift zur Kenntnißnahme — wie er mir ja auch früher seine Antwort an den liberalen Abgeordneten Vincke von Olbendorf gegeben; — vielleicht als Erklärung jener Aeußerung nach seiner Rückkehr aus den neuen Provinzen: „Ich bin hierher (nach Babelsberg) gekommen, weil ich wieder gut machen will, was meine Minister in den neuen Provinzen verdorben!“ Wenn irgend etwas die Stellung des Königs Wilhelm über den Parteien und seine Benutzung aller ihrer Schattirungen zu den höchsten Zwecken des Staatswohles zu veranschaulichen vermag, so ist es folgende königliche Antwort an den Minister von Bodelschwingh. Sie lautet:

„„Berlin, den 10. Februar 1868.

Auf Ihr Schreiben vom gestrigen Tage erwiedere ich Ihnen Folgendes:

Wie wenig es in meiner Auffassung der einmal angenommenen konstitutionellen Form liegt, aus Abgeordneten pure Ja-Herren zu machen, wissen Sie aus hundert meiner Aeußerungen in vorgekommenen Fällen während Ihrer, Sie ehrenden Dienstlaufbahn. Daher mache ich Ihnen und denjenigen, welche Ihrem Bei-

spiele folgten, und in der Hannoverschen Provinzial-fonds-Frage gegen das Gouvernement stimmten, dieserhalb keinen Vorwurf. Wohl aber trifft mein Vorwurf die Tendenz, welche in der ganzen Debatte bei den Hoch-Conservativen und Fortschrittlern gemeinsam zu Tage trat, der Provinz Hannover bitter und unangenehm entgegen treten zu wollen, weil die Haltung ihrer Vertreter, wie die der Provinz, noch nicht enragirt Preußisch sich zeigt. Wie wenig auch ich Ursache habe, diese Haltung zu loben, ist hinlänglich bekannt. Diese Ansicht, welche auch in dem Ministerium Platz gegriffen hatte, veranlaßte im Monat Juni vorigen Jahres eine Menge von Gesetzen und Verordnungen, welche die Stimmung in jener Provinz (wie auch in den anderen neuerworbenen Landestheilen) in hohem Grade verschlimmerten. Als ich dies selbst durch genaue Prüfung der Verhältnisse erkannte, und mich von geschehenen Mißgriffen der Behörden überzeugte, war es meine Pflicht, Maßregeln zu ergreifen diese Mißgriffe wieder gut zu machen. Ich ließ Vertrauensmänner einberufen, créirte die Provinzial-Landtage und ließ diese sofort in Wirksamkeit treten, um so die wahren Wünsche der Länder, — im vorliegenden Falle Hannovers, — kennen zu lernen. Zu diesen Wünschen gehörte die Belassung des quäst. Fonds als Provinzialfond. Die Minister sagten dies in meiner Abwesenheit zu, da sie meine Ansicht aus der Hessischen Schatzfrage her kannten, und ich bestätigte diese Zu-

sage, was offenkundig ward, indem ich die betreffende Gesetzesvorlage dem Landtage machte. — Dies beruhigte die Gemüther; das Arrangement mit dem Könige Georg kam hinzu, und somit war ein großer Schritt endlich zur Annäherung der Provinz an den Staat geschehen. Wenn ich also nach dem Gesagten, wie Graf Bismarck auch ganz richtig geäußert, nicht persönlich engagirt war, — so ging doch aus dem ganzen Procédé bis zur quäst. Gesetzes-Vorlage hervor, in welchem Grade ich persönlich thätig in der ganzen Angelegenheit gewesen war, da man allgemein durchfühlte, daß ich da persönlich eingetreten war, wo meine Regierung Mißgriffe gemacht hatte.

Diese meine Stellung konnte und durfte Ihnen und Niemand, der den Verhältnissen folgt, unbekannt sein.

Nun aber tritt die Parthei, auf welche ich und meine Regierung sich allein stützen konnte, scharf gegen diese Vorlage auf, und hält, in Verbindung mit Mitgliedern der extremen Linken, Reden, welche den neuen Unterthanen auf das Empfindlichste geradezu ins Gesicht schlagen und die guten Eindrücke, welche endlich langsam erreicht waren, vollkommen vernichten müssen.

Auf diese Art sah ich also meine Bemühungen im Begriff zu scheitern, wenn ich mich nicht in einer Art aussprach, aus der jenes Land abnehmen konnte, daß weder ich, noch meine Regierung solche Schmähungen theilten oder gut hießen.

Dies unbedachte Benehmen des Abgeordnetenhauses ist es also, was mich persönlich verletzte, indem meiner persönlichen Thätigkeit in der vorliegenden Frage keine Rechnung getragen ward, und eben so wenig meine Minister berücksichtigt wurden und Angriffen sich ausgesetzt sahen, wie in den schlimmsten Tagen der sogenannten Wirren, — Männer, die zu mir standen und so Großes vollbringen halfen! Und dies Verfahren ging großentheils von Männern aus, die der Parthei angehören, auf welche, — wie schon gesagt, — meine Regierung sich stützte. Solches Benehmen haben meine Minister nicht verdient; ja, ich muß es sagen, das habe ich nicht verdient!

Wenn Graf Bismarck nach den ersten Debatten Sie Alle aufmerksam machte, was auf dem Spiele stehe, so war das die Folge des Eindrucks, den ich von der Sachlage hatte und den er wiedergab.

Ich frage Sie Alle, wenn es möglich ist, daß nach dem Jahre 1866 solche Dinge im Abgeordnetenhause schon 1868 vorgehen, auf Wen soll ich mich künftig stützen? Sie treiben mich ja geradezu der entgegengesetzten Parthei in die Arme, wenn ich bei Ihnen keine Stütze mehr finde!

Somit haben Sie die Aufklärung über meinen Tadel auf dem Hoffeste, den ich unter den gegebenen Umständen laut werden lassen mußte.

Noch ist Preußen nicht daran gewöhnt, seinen König von den Maßregeln seiner Regierung zu

trennen, und Gott gebe, daß es nie anders werde! Daher muß der König zu Zeiten in die Bresche treten, wenn er Fehler bei dem umgeschaffenen Staatskörper sieht.

Dies habe ich von 1860 bis 1866 gethan, und wahrhaftig, Gott hat dies Verfahren gesegnet; im vorliegenden Falle mußte ich es wieder und zwar augenblicklich thun, wenn ich nicht noch wunde Stellen bei meinen neuen Unterthanen von Neuem aufreißen lassen wollte.

Sie kennen meinen Charakter hoffentlich hinreichend, um zu wissen, daß er nicht nachzutragen versteht, und daher werden Sie und die Anderen, welche sich momentan mein Mißfallen zugezogen, diesen Charakterzug auch wieder finden, namentlich gilt Ihnen das, der ja in so schweren Tagen rühmlich mir zur Seite stand und das Blut der Seinigen hingab für König und Vaterland. Aber Bedachtsamkeit rufe ich Allen zu!

Ihr wohlgeneigter König
Wilhelm.

An den Minister a. D. von Bodelschwingh.""

Auch diesen Brief halte ich für einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Charakters und der Regententhätigkeit König Wilhelms. Leider liegt es eben in der Natur der Verhältnisse, daß dergleichen allereigenste Ergüsse der augenblicklichen Stimmung unbekannt bleiben, denn weder Herr von Vincke-Olbendorf, noch der Erzbischof von Cöln, weder

Herr von Bethmann-Hollweg, noch Herr von Bodelschwingh werden die Briefe unmittelbar in der Zeit veröffentlichen, in der sie dieselben erhalten haben. Wie anders würden sich aber die Urtheile des Publikums, ja, die Verhältnisse überhaupt gestalten, wenn man zu Zeiten politischer Erregung und schwieriger Fragen die Intentionen des Königs so klar zu erkennen vermöchte, wie er sie z. B. in diesem Briefe an einen Mann dargelegt hat, der sich zu allen Zeiten des verdienten Königlichen Vertrauens erfreute.

Aber auch noch ein anderer Moment in der Regierungsweise des Königs wird durch diesen Brief bestätigt. Es ist das durchaus selbstständige persönliche Einschreiten in schwierigen Fällen, was ich auch sonst schon in diesen Aufzeichnungen angedeutet habe. Ich erinnere nur an das Regierungs-Programm vom 9. November 1858, welches, ganz gegen die konstitutionelle Schablone, den Ministern vom Könige zur Befolgung vorgelegt wurde — an den Brief, welchen der König an den Kaiser Franz Joseph als Antwort auf die in eigenthümlicher Art ergangene Einladung zum Fürstentage in Frankfurt a./M. von Gastein aus geschrieben — an die Durchführung der Krönung statt der Huldigung, gegen die Ansicht vieler Treuen und Gutmeinenden — ferner an die durchaus selbstständigen Arbeiten zur Reorganisation der Armee, u. s. w. — König Wilhelm nennt dies in jenem Briefe ein „persönliches Eintreten in die Bresche", und die Erfolge haben gelehrt, daß dies persönliche Eintreten die Bresche auch jedesmal wieder geschlossen hat. Gewiß hat König Wilhelm die „einmal angenommene konstitutionelle

Form" treu und gewissenhaft beobachtet, wohl ihre willkürlichen Fiktionen bekämpft, aber nie ihre Grundbedingungen verletzt, er hat aber auch nicht vergessen, daß „Preußen noch nicht daran gewöhnt ist, seinen König von den Maßregeln der Regierung zu trennen."

Mit Bezug auf die mißfälligen Aeußerungen des Königs bei dem Hoffeste am 6. Februar, gegen mehrere Abgeordnete über deren Reden und Abstimmungen wegen des Hannover'schen Provinzialfonds, erzählte mir der König, als er mir seine Antwort auf den Brief des Ministers von Bodelschwingh gab: „„Ich habe eine Abschrift meiner Antwort auch an den Abgeordneten von Vincke (Olbendorf) geschickt, weil er mir auf meinen Tadel für diese Herren erwiedert hatte: ‚Ich habe nur nach meinem Gewissen gestimmt und gesprochen!' Darauf mußte ich ihm sagen: „Glauben Sie denn, daß ich nicht mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen bin, als ich den Gesetz-Entwurf vorlegen ließ?" So sollte er wenigstens auch meine ausführliche Antwort an Bodelschwingh kennen lernen.""

Hieraus kann man sehen, daß der König besonders empfindlich gegen eine Opposition war, wenn diese aus der konservativen Partei hervorging. Opposition, selbst die verbissenste aus den Reihen der Gegner seiner, wie überhaupt jeder Regierung, schien er für ein unvermeidliches Uebel zu halten; kam sie aber von denen, deren Grundsätze er achtete und theilte, so scheint ihm das jedesmal persönlich wehe gethan zu haben. Aehnliche Vorgänge mit dem General-Adjutanten Grafen von der Groeben und mit der „Neuen Preußischen Zeitung", mit der letzteren, wie schon erwähnt,

bei Gelegenheit der Frage: Huldigung oder Krönung, sprechen wenigstens dafür. —

Am Geburtstage dieses Jahres hatte ich dem Könige schon früh Morgens eine Ueberraschung bereitet, an deren Wirkung ich meine ganz besondere Freude hatte. Aus seinem „Album“ hatte ich nämlich diejenigen Aquarellbilder genommen, welche sich auf die Fahnenweihe des Jahres 1861 (Annagelung, Gottesdienst, Abbringen ins Zeughaus) und auf den Feldzug von 1866 (Morgen, Mittag und Abend des 3. Juli bei Königgrätz) bezogen, und diese in der Bibliothek zu beiden Seiten vor den Schränken so aufgestellt, daß der König aus seinem Schlafzimmer bis zum Arbeitszimmer mitten durch diese improvisirte Via triumphalis gehen mußte. Links die Ursachen, rechts die Wirkungen! Der König sagte zwar nichts; als ich die Blätter aber wieder wegräumen wollte, meinte er: „Lassen Sie nur noch stehen, Ich will der Königin das zeigen!“

Es waren um diese Zeit viele süddeutsche Offiziere in Berlin, um die Preußischen Militäreinrichtungen kennen zu lernen. Ich kam zufällig mit mehreren derselben zusammen und freute mich, ihr Urtheil über das persönliche militärische Auftreten und die Erscheinung des Königs zu hören. Auf sie machte das, was wir in Preußen längst gewohnt waren, einen Eindruck der Frische und Neuheit, der mir vollständig erklärte, warum in Süddeutschland so vieles militärisch ganz

anders ist als bei uns, und warum es vielleicht in einem Menschenalter noch nicht gelingen wird, das bei uns schon zu Fleisch und Blut gewordene dort einzuführen oder auch nur annehmbar zu machen. Die Herren waren durchaus keine unbedingten Bewunderer alles Preußischen, aber über die Wirkung, welche die persönliche Erscheinung und das Walten des Königs auf die Armee ausübte, — darüber waren sie Alle einig, und die daran geknüpften Vergleiche mit ihrer Heimath waren eben nicht besonders schmeichelhaft für dieselbe.

Wie vorsichtig man in seinen Kombinationen sein muß, wenn man Material zur Geschichte gewissenhaft sammeln will, hatte ich Gelegenheit im März und Mai dieses Jahres zu erfahren. Am Geburtstage des Königs sah ich nämlich in seiner Bibliothek die außerordentlich sauber gearbeiteten Statuetten des Kaisers Napoléon und der Kaiserin Eugénie stehen, welche auf dem Piedestal folgende Inschrift trugen: „Je désire resserrer les liens d'amitié et de bonne union qui existent entre la Prusse et la France.“ Das konnte natürlich nur ein Geschenk des Kaisers Napoleon selbst sein. Wer sonst dürfte es auch wagen, solche Worte unter eine Statuette zu setzen, die König Wilhelm in seinen Zimmern hatte? Die Sache war auch um so wichtiger, als gerade jetzt alle Zeitungen von Kriegsgerüchten und Kriegsvorbereitungen in Frankreich widertönten. Und war doch eben der Prinz Napoleon in Berlin gewesen, über dessen Reisezwecke man sich den Kopf zerbrochen, und mit dem man gar nichts anzufangen

gewußt hatte, weil es hieß: Der Kaiser nimmt es übel, wenn man zu höflich und die Franzosen, wenn man nicht höflich genug mit ihm ist. — Jene Statuetten entfernten nun aber alle Besorgnisse! Ich notirte also für spätere Benutzung diesen ganz besonderen Freundschaftsbeweis des Kaisers für den König, und hätte damit bald eine positive Unwahrheit diesen Aufzeichnungen einverleibt, ja, ich hätte sie auch noch mit voller Ueberzeugung als wahr und richtig vertheidigt; — hatte ich doch den Beweis mit eigenen Augen im Zimmer des Königs gesehen! Glücklicherweise erfolgte aber die Aufklärung. Im Mai zeigte mir der König eine in Brüssel erschienene Karrikatur, welche den Kaiser Napoleon und den König Wilhelm, in einer Haltung wie Müller und Schulze des Kladderadatsch, einander gegenüber stellte, mit der Unterschrift: „Dis donc, chèr Guillaume, est ce que nous désarmerons?“ worauf König Wilhelm erwiedert: „Vieux farceur, va!“ — Das Bild war in der That ungemein komisch und ich fragte, ob ich es mit in die Mappe legen solle, wo die 1866 und nachher erschienenen Zerrbilder lagen, bemerkte aber auch: „Wie wenig wissen diese Leute Bescheid! Jene Statuetten dort, sprechen besser das Verhältniß aus, in welchem Eure Majestät zum Kaiser Napoleon stehen.“

„Welche Statuetten?“

„Nun, diese mit der bedeutungsvollen Inschrift, die doch nur nach den eigenen Worten des Kaisers gemacht sein können.“

„Diese Statuetten beweisen gar nichts, als daß der Fabrikant sie gern gut bezahlt haben möchte.“

„Sind sie denn kein Geschenk des Kaisers an Eure Majestät?"

„Im Gegentheil, ein Pariser Bronzefabrikant muß wohl nicht gewußt haben, wie er die Figuren besser anbringen könnte; er hat auf eigene Hand jene Worte darauf gesetzt und sie mir zugeschickt."

Ich mußte unwillkürlich des Ausspruchs gedenken: Et c'est ainsi, qu'on écrit l'histoire! und strich in der Stille meine zuversichtliche Notiz wegen der intimen Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen wieder aus.

Anfangs April gab ich dem Könige den Theil dieser Aufzeichnungen, welcher das Jahr 1867 umfaßt und erhielt das Manuskript am 17. zurück. Der König war um diese Zeit unpäßlich und lag im Bette, hörte aber vom Kammerdiener, daß ich da sei und ließ mich unerwartet an sein Bett rufen, wo die Mappe mit meinem Manuskript auf dem Nachttische am Kopfende des Bettes lag. — Obgleich heiser, sagte der König mir doch, daß er die Bogen aufmerksam gelesen, an den bezeichneten Stellen korrigirt und daß er sie mir heute schon habe zusenden wollen. Als ich zu Hause die Mappe öffnete, fand ich einen Zettel mit den Worten darin:

„„Kranksein ist doch zu etwas gut!"" — (d. h. zum Lesen).

Die Bogen waren also im Bette gelesen worden. Unter den Korrekturen befanden sich wieder einige sehr bezeichnende

und merkwürdige. Ich hatte z. B. bei der Verleihung des goldenen Sterns zum Orden pour le mérite an den Kronprinzen und Prinz Friedrich Carl geschrieben „Der König befahl, daß beide Prinzen die früher erhaltene Dekoration des Ordens neben dem größeren Halskreuz und dem goldenen Stern tragen dürften.“ Dieses „dürften“ war mit sehr kräftigen Strichen in „sollten“ umgeändert.

Bei dieser Gelegenheit sah ich den König zum ersten Male im Bette liegend und habe einen ganz eigenthümlichen, nicht erfreulichen Eindruck davon gehabt. Fast 50 Jahre lang hatte ich den fürstlichen Herrn immer nur stehend, gehend, zu Pferde, selten nur, und auch dann immer bei einer Arbeit, sitzend, aber nie liegend, nie unbeschäftigt gesehen. Dazu kam das leidende Aussehen, das ungeordnete Haar und das Halbdunkel des vom Tageslichte nie berührten Alkovens, wo das Bett des Königs stand. Ist dieser Raum als Schlafzimmer schon so ungünstig und unbehaglich wie möglich, so paßt er noch weniger zum Aufenthalt eines Kranken! An die beiden wichtigsten Requisiten, Luft und Licht, scheint bei der Einrichtung nicht gedacht worden zu sein. Der König muß sich jedoch wohl und behaglich in demselben fühlen; die Gewohnheit thut ja Vieles! Ich möchte nicht krank in diesem Alkoven liegen! Auch die Möbel sind von primitivster Einfachheit; das Bett lag auf einer ganz gewöhnlichen, eisernen Feldbettstelle, und namentlich interessirte mich der Nachttisch. Die Anspruchslosigkeit dieses

Stück Möbels übersteigt in der That Alles; neu kann es höchstens 16 Gutegroschen gekostet haben und würde in einer Auktion nicht 3 einbringen! Wenn man sich in Königs-Wusterhausen und im Jagdschlosse Stern über die Einfachheit des Mobiliars, mit dem sich König Friedrich Wilhelm I. umgab, wundert, so muß man diesen Nachttisch König Wilhelms nicht gesehen haben.

Als ich mir um diese Zeit den schon mehrerwähnten Erinnerungskalender nahm, um die denkwürdigen Tage für das Jahr 1867 nachzutragen, fand ich abermals mehrere eigenhändige Zusätze und Verbesserungen, welche mir nicht allein bewiesen, daß der König ein dauerndes Interesse an dieser Zusammenstellung nahm, sondern dieselbe auch zu einem absolut richtigen geschichtlichen Dokumente gestalten wollte. Es befanden sich sehr merkwürdige Daten unter denselben, z. B.:

28. Februar 1866. Conseil-Sitzung. Erörterung der immer drohenderen Situation mit Oesterreich, und ob deshalb militairische Vorkehrungen zu treffen wären, was einstimmig verneint wird, um fortgesetzt alle diplomatischen Wege zur Erhaltung des Friedens zu gehen.

3. April 1849 findet sich bei der Angabe: „Der Königliche Bruder schlägt die ihm angetragene deutsche Kaiserkrone aus", das Wort „unannehmbar" in einer Klammer hinzugefügt. Diese Einschaltung eines so bezeichnenden Wortes spricht kein Datum oder Faktum, sondern eine Meinung aus,

die ich mich wenigstens nicht unterstanden haben würde an diesem Orte niederzuschreiben. Dann folgten andere Zusätze:

7. April 1866. „Oesterreichische Note, welche lügenhaft Rüstungen und Vorbereitungen zum Kriege leugnet."

24. Juli 1866 „in Nicolsburg. Friedens-Verhandlungen. Schwerer Entschluß die Integrität Oesterreichs und Sachsens zu bewilligen."

26. Juli 1866. „In Nicolsburg die Friedens-Praeliminarien unterzeichnet!!! — —."

12. Oktober 1849. „Fahrt von Potsdam nach Berlin und zurück, um den morgenden Einmarsch des Berliner Garde-Landwehr-Bataillons, — aus der Badenschen Campagne zurückkehrend, — als nicht auf mich beziehend, gelten zu lassen."

Daß ich dergleichen Intimissima nicht schreiben konnte, selbst wenn ich sie gewußt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Ich freute mich aber um so mehr dieser Zusätze, weil meine Idee — gewissermaßen einen Extrakt aus dem ganzen Leben und Wirken des Königs zusammenzustellen — dadurch erst zu ihrer rechten Bedeutung gelangte.

Am 11. Mai feierte die Loge Minerva in Potsdam ihr hundertjähriges Stiftungsfest, und als stellvertretender Logenmeister erbat ich nicht allein das Geschenk des Königlichen Bildes für die Loge, sondern auch die Anwesenheit des gekrönten Protektors bei der Festlichkeit selbst. Der König war bei dieser Bitte ganz erstaunt, daß ich auch Maurer

sei, da er mich nie in einer Loge gesehen hatte. Ich gab darüber Erklärungen, die nicht hierher gehören und fand, wie es mir schien, Billigung für meine Handlungsweise. — Zu meiner Freude und zur Freude vieler achtbarer Männer Potsdams wurden beide Bitten gewährt, ja, nicht allein der König, sondern auch der Kronprinz erschienen in der Loge, obgleich der Kronprinz eben erst von seiner Reise nach Italien zurückgekommen war und kaum Zeit gehabt hatte, seine Familie zu sehen. So sah ich beide Fürsten in vollständiger maurerischer Bekleidung, mit Beobachtung aller für die Brüderschaft vorgeschriebenen Formen, in ihrer hohen Bundesstellung funktioniren. Der König erwiederte eine Anrede des Logenmeisters Engelcken so fließend, so klar, vom Augenblicke eingegeben und dem Gedankengange der Anrede folgend, daß ich jetzt die Begeisterung vieler Brüder Maurer verstand, die mir früher von den selbstständig durch König Wilhelm in den 40ger Jahren geleiteten Logen-Arbeiten erzählt. Ich habe mich wahrlich nicht von dem Nimbus bestechen lassen, den die Majestät unter allen Verhältnissen nun einmal ausübt, denn ich hatte ja den König so oft im Zimmer sprechen hören; aber aus rein maurerischem Standpunkte muß ich doch sagen, daß ich Besseres, als die Rede des Protektors mit Bezug auf die eigentliche Aufgabe des Bundes, noch in keiner Loge gehört. Es war so gar keine Phrase, so gar keine oratorische Umhüllung oder glänzende Wendung, aber so vollständige Wahrheit und Geradheit, daß ich nur bedauern kann, hier nicht weiter darauf eingehen zu dürfen. Nebenbei war die Anwesenheit beider Fürsten und ihre Theilnahme an

der Feier ein persönliches Opfer, weil die Hitze in dem geschlossenen Raume, bei Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen, eine Anstrengung bedingte, die man bei vorgerücktem Alter gern vermeidet. Ich bat später wiederholt um eine Abschrift der Rede; der König sagte aber: „Wozu? es war nichts Anderes, als was ich den Herren hundertmal und bei jeder Gelegenheit gesagt.“ Ich dachte mir zwar, gerade deswegen wäre es von Wichtigkeit, ein authentisches Dokument zu besitzen, aus welchem auch für die Nachwelt die Stellung des Königs zum Orden und seine Anschauung desselben hervorgehen könne, mußte aber schweigen, da es eben nicht geschah.

Als es sich um die Frage handelte, ob 1868 eine Königs-Revue stattfinden solle, fragte ich danach, erhielt aber die Antwort: „Dazu habe ich in diesem Jahre kein Geld, werde aber einige Divisionen sehen, vielleicht die Hannoversche und Thüringische. Jedenfalls gehe ich nach Worms zur Enthüllung des Lutherdenkmals, und da sollen Sie mitgehen, denn es wird dort einer geschickten Feder bedürfen, weniger um gute Berichte zu schreiben, als um die Taktlosigkeiten, die wahrscheinlich vorkommen werden, zu beschönigen. Ich hoffe, daß es dort zu einer Versammlung aller protestantischen deutschen Fürsten kommt. Der Großherzog ist als Landesherr zwar kein Freund solcher Festlichkeiten in seinem Lande, der König von Württemberg wartet ab, was ich thun werde, und der Großherzog von Baden wartet ab, was der König von Württemberg thun wird. Ich hoffe aber, daß ich nicht

allein dort sein werde." — Ich freute mich sehr über die Aussicht, eine solche Reise mitmachen zu dürfen, und erzählte dem diensthuenden Flügeladjutanten, als ich vom Könige herauskam, wie glücklich es mich mache, gerade einem solchen Feste in Worms beiwohnen zu können, welches durch die Anwesenheit des Königs eine so hohe Bedeutung für das protestantische Deutschland habe, fand aber für meinen Enthusiasmus eine sehr kühle und ablehnende Aufnahme. Jetzt erst fiel mir ein, daß ich allerdings die Adresse meiner Freude sehr ungeschickt gewählt hatte, denn der Flügel-Adjutant vom Dienst war der katholische Fürst Anton Radziwill, also von ihm wirklich keine besondere Theilnahme für meine Nachricht zu erwarten.

Mit der Reise nach Worms wurde ein Besuch in Hannover verbunden, dem man mit einiger Besorgniß entgegensah. Ich konnte wegen dringender Privatgeschäfte erst einen Tag später als das Gefolge nach Hannover kommen, und hörte, als ich mich im Georgs-Palais melden wollte, daß der König bei Vorstellung der Behörden eine für den Moment und die Verhältnisse sehr bedeutungsvolle Anrede an dieselben gehalten hatte. Der Oberpräsident der Provinz, Graf zu Stolberg-Werningerode, wünschte sehr, den Wortlaut derselben zu besitzen, und so wagte ich es, gleich bei meiner ersten Meldung nach dem Diner, um ein Diktat derselben zu bitten, da es von Wichtigkeit war, daß der gute Eindruck, den die Rede in der Stadt Hannover gemacht, wo möglich

dem Könige auf der bevorstehenden Reise entgegenkam. Obgleich sehr ermüdet von der Anstrengung des Tages, diktirte mir der König doch den Inhalt seiner Rede und genehmigte auch die gleich im Nebenzimmer vollendete Redaktion derselben; sie lautete:

„Wir stehen uns zum ersten Male gegenüber, seit die Ereignisse so große Veränderungen hervorgerufen und uns zusammen geführt haben. Wie ich, müssen auch Sie sich von gemischten Gefühlen durchdrungen wissen. Glauben Sie nicht, daß ich Empfindungen mißbillige oder tadle, welche Sie persönlich für frühere Verhältnisse bewahren. Im Gegentheil, es würde mir kein Beweis für die Verläßlichkeit Ihrer eben gegen mich ausgesprochenen Gesinnungen sein, wenn ein solcher Umschwung Sie gleichgültig gelassen haben könnte. Wenn ich aber dies weder tadle noch mißbillige, sondern gern anerkenne, so muß ich Sie doch darauf aufmerksam machen, daß das, was Herz und Haus ehrt, auch im Herzen und im Hause bleiben muß, soll es seine Rechte nicht verlieren. Drängt es sich auf irgend eine Art in die Oeffentlichkeit, so treten Sie mir und meiner Regierung gegenüber und zwingen diese, wie mich selbst, demgemäß zu handeln. Es steht also ganz in Ihrer Hand, durch Ihre Haltung das Vertrauen zu erwiedern, mit welchem ich und meine Behörden Ihnen entgegenkomme. Lassen Sie auch Ihrerseits Vertrauen zu mir und meiner Regierung walten, so hoffe ich zu Gott, ja, ich bin bei näherer Bekanntschaft überzeugt, daß wir glücklichen Zuständen entgegengehen."

Ich ließ zwar den Oberpräsidenten sogleich eine Abschrift für die in Hannover selbst erscheinenden Zeitungen zukommen, hielt die Rede des Königs aber doch für so wichtig und wirkungsvoll, daß ich sie sofort nach Berlin telegraphirte und veranlaßte, daß sie so schnell wie möglich nach allen denjenigen Städten befördert wurde, durch welche der König auf seiner weiteren Reise kommen mußte. Dies Verfahren hatte denn auch einen überraschend guten Erfolg, denn überall, wo der König auf dem Wege bis Worms anhielt, waren seine Worte bekannt und hatten das Publikum enthusiasmirt. Ich überzeugte mich aufs Neue, daß sich eine solche Publikation auf andere Weise garnicht ausführen läßt. Erstens ist es bei Beobachtung der unvermeidlichen Formen, selbst den höchstgestellten Personen und Beamten garnicht möglich, vom Könige ein Diktat zu erbitten; ferner bedenken diejenigen, welche Reden und Aeußerungen des Königs selbst gehört, nicht, daß auch Millionen Andere ein Interesse daran haben dieselben zu erfahren; schließlich spielen die Bedenken und die Besorgniß vor Verantwortlichkeit eine wichtige jedesmal lähmende Rolle; kurz, es kommt eben nicht dazu; — und werden solche Reden nur aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, so sind sie immer falsch, weil Jeder nur das gehört hat, was er gern hören wollte.

Am Tage darauf erzählte mir der König von den Eindrücken, die er in Hannover empfangen und war im Ganzen sehr zufrieden mit der Haltung des Publikums; wie denn auch in der That nicht das Geringste vorgekommen war,

was irgend wie als feindlich aufgefaßt werden konnte. Der König hatte bei seinen Fahrten durch die Stadt nur bemerkt, daß einige Personen ihm anscheinend absichtlich den Rücken gekehrt und die Schaufenster. betrachtet hatten; eine alte Frau hatte sogar vor ihm ausgespuckt. — Ich sprach meinerseits Verwunderung darüber aus, daß ich keine einzige weißgelbe Fahne in der ganzen Stadt gesehen; während damals in Königsberg bei der Krönung, einige Verbissene statt der Preußischen, die schwarz-roth-goldenen Farben ausgehängt, und trotz des Einschreitens der Polizei, während der ganzen Anwesenheit des Königs dabei verharrten, obgleich sich doch Jeder nur einigermaßen Vernünftige sagen mußte, daß bei einer Preußischen Königskrönung das Aushängen der deutschen Fahne wirklich keinen Sinn hatte. Was also die Königsberger Polizei nicht hatte durchsetzen können, schien der Hannoverschen gelungen zu sein; und dies war wenigstens verwunderlich, weil ein Nichtachten des Verbots wohl nur eine geringe Strafe nach sich ziehen konnte. Auch Komisches war vorgekommen. Bei der Parade war ein Mensch verhaftet worden, der laut auf den König von Preußen geschimpft hatte. Befragt, was er denn gegen den König habe, erwiederte er in höchster Entrüstung: „Er reitet so schnell, daß man ihn garnicht ordentlich betrachten kann. Der vorige war blind und mußte deswegen so langsam reiten, daß man ihn doch wenigstens mit Muße ansehen konnte!"

Die ganze Reise bis Worms schien dem Könige nur angenehme Eindrücke gemacht zu haben, wozu wohl

auch beitrug, daß die neugebildeten Truppen, von denen nur noch ein Drittel Altpreußen waren, die also schon zu zwei Dritteln aus den Eingebornen der Provinzen bestanden, überall eine gleichmäßig gute Ausbildung zeigten. Bei Northeim wurde das Exerziren des 2. Hannoverschen Dragoner-Regiments Nr. 16 zu einem wahren Volksfeste. Der König bestieg dort die Sadowa, welche von Hannover aus hingebracht worden war; und seine Erscheinung auf diesem berühmt gewordenen Pferde machte einen großen Eindruck.

In Mainz wohnte der König im Großherzoglichen Palais, und ich war noch spät anwesend, um mich nach den Dispositionen für den morgenden Tag zu erkundigen, als ein Brief des Großherzogs von Sachsen-Weimar gebracht wurde, dessen Träger dringend eine sofortige Antwort erbat. Der Kammerdiener hatte Bedenken, den König, der eben eingeschlafen war, noch einmal zu stören; die Sache wurde aber so dringend gemacht, daß er endlich doch hineinging. Der Brief betraf eine Anfrage, in welcher Uniform die Fürsten, welche Chefs Preußischer Regimenter seien, bei der Enthüllungsfeier in Worms zu erscheinen hätten. Wie gewöhnlich geduldig, selbst bei einer ganz unnöthigen Störung, schrieb der König im Bette gleich Antwort, die nur schon vorher Bestimmtes wiederholte; denn er hatte bereits seinen Wunsch ausgesprochen, daß der König von Württemberg und alle Fürsten, welche der Feier beiwohnen würden, in den Uniformen und mit den Ordensbändern ihrer eigenen Länder,

also nicht als Preußische Generale, erscheinen möchten. Es war dies der eigene Entschluß des Königs gewesen, wahrscheinlich, um der Meinung die Spitze abzubrechen, als erschienen die Souveräne im Gefolge des Königs von Preußen. —

In Worms fuhr der König vor dem Beginn der Enthüllungsfeier in die Kirche und mußte dabei an der mannigfach geschmückten Vorderfacade des Festplatzes vorüber. Es waren dort die Wappenschilde von Bayern, Württemberg, Baden, Rheinhessen und der Hessischen Provinzen Starkenburg und Rheinhessen, neben den Landesflaggen dieser Staaten und Provinzen angebracht. Dem Könige fiel die Abwesenheit des Preußischen Wappens und der Preußischen Farben auf, und er sprach seine Wahrnehmung so gegen mich aus, als könne darin eine Demonstration liegen. — Zu meiner Freude konnte ich aber eine vollkommen befriedigende Aufklärung geben, da ich mir gleich nach unserer Ankunft das Innere des Festbaues angesehen hatte. Die Ordner hatten nämlich auf sehr sinnige Weise alle Wappenschilde und Nationalflaggen der Staaten des Norddeutschen Bundes und der Provinz Oberhessen, die ja zum Norddeutschen Bunde gehörte, innerhalb des Festbaues und im Angesicht der zu enthüllenden Statue Luthers angebracht, während sich die genannten Süddeutschen Staaten und die beiden außerhalb des Norddeutschen Bundes stehenden Hessischen Provinzen draußen befanden und bei der eigentlichen Feier nicht gesehen wurden. Wie alles Heraldische und Geschichtliche bei solchen Feiern, ging auch dies an der Menge unbemerkt und spurlos vorüber. Desto erfreuter waren aber die Wenigen, welche Sinne und Verständniß dafür

hatten. Als die Hülle des Monumentes gefallen war, und dem ebenso unbeschreiblichen, wie gerechten Jubel ein wüstes Durcheinander der enthusiasmirten Tausende folgte, zog ich mich durch einen Nebenausgang zurück und ging in den Dom, wo ich nur einige still Betende fand. Ich suche nun einmal bei Allem, was mich besonders ergreift und bewegt, gern die Gegensätze auf; und versetzte mich hier in dem halb restaurirten Münster in die Zeit, wo das „Mönchlein Luther“ vor dem Kaiser stand. Was mögen damals in diesem Dome die Priester, die Gläubigen geahnt, gehofft und gefürchtet haben! und was mögen die heute hier Erbauung Suchenden von der eben vollendeten Feier gedacht haben! —

In Frankfurt a./M., von wo der König nach Berlin zurückreiste, trennte ich mich von dem Zuge, um eine Kur in Homburg zu beginnen. Absolute Ruhe und Stillleben folgten der Aufregung und dem Glanze der Reise. Nur einmal wurden sie durch einen eigenthümlichen Vorgang unterbrochen. Ich hatte nämlich während der Anwesenheit des Königs in Mainz die Bekanntschaft mehrerer, besonders regsamer Preußenfreunde gemacht, welche offen bekannten, es sei kein Heil für Deutschland zu erwarten, wenn Preußen nicht an der Spitze stände und die Leitung übernähme. Begreiflicherweise hatte das meine Zustimmung, und so kam es bald zu einem vertraulichen Plaudern mit diesen Herren. Doch war ich nicht wenig erstaunt, als in Homburg einige derselben erschienen und mich im Namen eines „national-liberalen“ Komités zu

einem großen demonstrativen Feste einluden, welches die „national=liberale", also die dortige Preußenfreundliche Partei in Waisenau bei Mainz veranstalten wolle. Nach einigen Erkundigungen zeigte es sich sehr bald, daß unter dem veränderten Titel doch eigentlich nichts anderes, als die zur Genüge bekannte Rheinische Demokratie stecke. Das war mir denn doch außer allem Spaße; aber Nachdenken und dringende Vorstellungen, mein Erscheinen bei diesem Feste könne dem Könige nützlich sein, ließen mich unter der Bedingung zusagen, daß der König es erlaube. In Gegenwart meiner neuen, in der That kaum je gehofften Freunde, formulirte ich ein Telegramm nach Babelsberg und hatte schon nach fünf und fünfzig Minuten die Drahtantwort:

„„Ja! aber Takt und Vorsicht! Wilhelm!""

So war ich denn gesichert; denn Takt und Vorsicht verstanden sich inmitten dieser Gesellschaft bei meiner ausgesprochen reaktionären Gesinnung von selbst, und ließen sich am besten beweisen, wenn ich mich eben nicht zum Sprechen verleiten ließ. So ging ich denn nach Mainz und wohnte am Vormittage in der, zur Bierstube umgeschaffenen Klosterkapelle „zum heiligen Geist", einer demokratischen Vereinskonstituirung und dann einem Banquet, — wieder in einer großartigen Bierstube, — in Waisenau bei. Zum ersten Male in meinem Leben befand ich mich inmitten einer politischen Versammlung von Demokraten und kam mir unglaublich deplacirt, ja komisch bei diesen Reden, Verhandlungen und Toasten vor. Es waren eben, wie ich das immer gelesen hatte, einige Männer, die das weiche Wachs der Menge

kneteten und für ihre Zwecke zurechtstutzten, wie die Herren Bamberger, Dr. Görz, Dernburg, Finger u. s. w. Es wurde unter einem genügenden Quantum von Reden, Resolutionen und Abstimmungen ein exklusiv „Rheinhessischer national-liberaler Agitations-Verein“ für Anschluß an den Norddeutschen Bund gestiftet, und die gelungene Stiftung sofort durch ein Banquet gefeiert, an dem über 1200 Personen Theil nahmen. Das Komité mußte wohl geglaubt haben, es könne an eingeborenen Rednern mangeln, denn man hatte sich den allezeit rede- und gesetzgebungsfertigen Herrn Lasker aus Berlin verschrieben, der denn auch die Rednertribüne für geraume Zeit in Beschlag nahm. Ein besonderer Effekt war ebenfalls vorbereitet worden und wurde mit vollständigem Erfolge in Scene gesetzt. Der bekannte Zitz, seit 1849 als Flüchtling in Amerika lebend, war zurückgekommen und wurde feierlich in den Banquetsaal eingeführt. Doch muß ich sagen, daß Alles in bester Ordnung verlief und keinerlei Mißton die Versammlung störte. Hatte man sich erst mit dem Grundgedanken abgefunden, der die ganze Procedur durchzog, so konnte man sich mit den eigentlichen Vorgängen wohl versöhnen. Einstimmig war man darin, daß von Oesterreich für Deutschland nichts, dagegen Alles von Preußen zu hoffen sei, natürlich müsse Preußen aber auch etwas mehr Rücksicht auf die Demokratie nehmen. Der ganze Vorgang hatte mich interessirt; doch athmete ich erst frei auf, als ich wieder in dem stillen Homburg war.

Am Morgen des 3. Juli fanden sich beim Brunnentrinken mehrere Preußen zusammen, die des wichtigen Jahrestages gedachten und gar zu gern dem Könige zu den glorreichen Erinnerungen desselben gratulirt hätten. Ich erbot mich zur Vermittelung und sandte ein Telegramm nach Babelsberg; es enthielt den Wunsch für Erhaltung des Friedens, also für das Gelingen der Bestrebungen des Königs. „Ginge es aber durchaus nicht anders, so wünschten die heute in Homburg versammelten Alt-Preußen ihrem Könige noch einen solchen Tag wie den 3. Juli 1866.“ Schon nach wenigen Stunden war die Antwort aus Babelsberg da: „„Allen meinen besten Dank für die Erinnerung an den heutigen Ehrentag Preußens! Wilhelm.““ Ich erfuhr später, daß der König den Morgen dieses Tages bei der von ihm errichteten Denksäule im Park von Babelsberg zugebracht, wo Ihre Majestät die Königin durch Aufstellung der Musikchors des 1. Garde-Regiments zu Fuß, ihm eine sinnige Ueberraschung bereitet hatte. Der Choral: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern!“ hatte an dieser mit den Denkmünzen der siegreichen Feldzüge von 1864 und 1866 geschmückten, monumentalen Säule, mit dem Blick weit in das gesegnete, blühende Land hinein, seine volle, tiefernste Bedeutung für den König; — um so mehr, als von ihm selbst bis jetzt nichts geschehen oder ausgegangen war, was wie eine Feier dieses Schlachttages ausgesehen hätte. Wir in Homburg hatten dem Könige zu *seinem* Ehrentage gratulirt; seine Antwort sprach aber von einem Ehrentage *Preußens*.

Bald darauf kam der König nach Ems und später auch nach Wiesbaden. Obgleich ganz in der Nähe, und obgleich ich Veranlassung genug gehabt hätte, mir eine Direktion für die Presse zu holen, — denn das Wiener Schützenfest, die demokratischen Wahlen in Württemberg und allerlei politisch gereizte Erscheinungen in Holland waren an der Tagesordnung, — ging ich doch nicht nach Ems, ja ich verließ sogar Homburg einen Tag früher, ehe der König zu kurzem Aufenthalte dort eintraf; denn so lange ich die Freude habe, ihm dienen zu dürfen, habe ich es mir zum Gesetz gemacht, mich nie in seiner Nähe sehen zu lassen, wenn ich nicht verlangt werde, oder der Dienst selbst mich dazu berechtigt. Darüber haben sich schon Viele verwundert; — ich halte es aber dessenungeachtet für das einzig Richtige. Freilich hätte ich gern die Truppenbesichtigungen in Thüringen mitgemacht; ich hätte aber persönlich darum bitten müssen, ohne doch einen direkten Grund für mein Erscheinen vor dem Könige zu haben. So unterblieb es denn.

Dafür hatte ich bei meiner Rückkehr nach Potsdam die Freude, den Befehl zur Mitreise nach Dresden, Lübeck, durch die Elbherzogthümer und nach Hamburg zu erhalten. Sie war in jeder Hinsicht eine genugthuende, wenn auch ungewöhnlich anregende für mich, weil ich allen Truppenbesichtigungen beiwohnte, und während das Gefolge speiste oder sich amüsirte, genaue Berichte für den Staatsanzeiger und die mir sympathischen Zeitungen schreiben mußte. —

In Dresden nahm der König das 2. Königlich Sächsische Grenadier-Regiment Nr. 101 an, und diktirte mir im Schlosse Moritzburg die Fassung der dem Staats-Anzeiger zu gebenden Nachricht. Als darin die Stelle vorkam, daß die Verleihung dieses Regiments eine Auszeichnung für den König von Preußen sei, stockte ich im Schreiben und erlaubte mir die Frage, ob das wohl der richtige Ausdruck für das Verhältniß Sachsens zu Preußen sei? Auszeichnen könne wohl nur der Mächtige, der Sieger, jedenfalls würde das Wort auffallen.

„Wissen Sie ein Besseres?"

„Allerdings, nein! aber man müßte eine Wendung zu finden suchen, die —"

„Die doch immer nur dasselbe sagen würde. Ihre Bemerkung ist zwar richtig, aber unter den obwaltenden Verhältnissen geht es eben nicht anders. Ich betrachte es auch als eine Auszeichnung, wie jede Verleihung eines Regiments."

So blieb denn der Ausdruck stehen und wird in Sachsen wahrscheinlich nicht mißfallen haben. —

Ueber die Truppen der 1. Division des XII. (Königlich Sächsischen) Armee-Korps sprach sich der König im Großen und Ganzen sehr befriedigt aus, da sie seit Annahme des Preußischen Reglements alles Mögliche gethan, um sich in dasselbe zu finden. Doch sagte er: „Der Rock ist ihnen zwar angemessen, sitzt ihnen auch schon gut und kleidsam, aber bequem ist er ihnen noch nicht. — Dazu gehört eben Zeit!"

Die ganze diesmalige Reise war eine außerordentlich bewegte und fatiguante. Kaum am Abend des 9. September von Dresden nach Berlin zurückgekommen, begab sich der

König am 10. früh nach Neuenhagen zu den Feldmanövern der Garde-Truppen, um gleich nachher nach Schwerin abzureisen, wo am 11. und 12. Parade, Exerziren und Manöver der 17. Division stattfanden. Von einem auch nur Stundenlangen Ausruhen war bis zum 21. nicht die Rede, und wenn ich nicht jedes Mal früh Morgens beim Kaffee die Zeit benutzt hätte, um nach etwaigen Befehlen zu fragen, so wäre es nicht möglich gewesen, den König überhaupt zu sprechen.

In Kiel kam ich auf das Schloß, als die Vorstellung der Behörden und Korporationen stattfand; der Saal war aber so voll, daß ich nur halbe Worte von den Anreden und nur undeutlich die Antworten des Königs hörte; dennoch glaubte ich zu bemerken, daß eine der Antworten mit etwas erregter Stimme und Betonung gegeben wurde. Was ich später von dem Inhalt dieser Antworten durch die Herren hörte, welche zunächst dabei gestanden, erschien mir doch so wichtig, daß ich es wagte, mich zu ganz ungewöhnlicher Zeit, noch vor dem Beginn der Tafel, melden zu lassen, um Weisung wegen telegraphischer Mittheilung zu erbitten, da bei der großen Zahl von Ohrenzeugen sich kaum eine, je nach den Wünschen oder Meinungen façonnirte, Veröffentlichung vermeiden lassen würde. Der König billigte dies und diktirte mir nun drei Antworten, deren eine — an den Rektor der Universität, Professor und Kirchenrath Lüdemann — großes Aufsehen in ganz Europa hervorrief, weil man unbegreiflicher Weise eine Kriegsdrohung aus derselben

herauslesen wollte. Der Herr Rektor hatte es nämlich nöthig gefunden, seinen Landesherrn an die Erhaltung des Friedens zu mahnen und damit an die Erfüllung einer Herrscherpflicht zu erinnern, deren gerade König Wilhelm sich so vollständig bewußt ist, daß er wahrlich einer solchen Mahnung, noch dazu mit einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochen, nicht bedarf. Offenbar war der König von diesem Theile der Anrede des Rektors unangenehm berührt worden, denn er betonte bei dem Diktat die Hinweisung, daß er sich seiner schweren Verantwortlichkeit wohl bewußt sei. Das Diktat lautete:

„Daß ich Sie, als die Repräsentanten einer Universität, die sich von jeher eines so guten wissenschaftlichen Rufes erfreute, heute ebenfalls vor mir sehe, ist mir besonders angenehm. Wie meine Vorfahren an der Krone die Pflege der Wissenschaften als eine ihrer Hauptaufgaben betrachteten, so werde auch ich thun, was in meinen Kräften steht, um die weitere Entwickelung und Blüthe der Universität Kiel zu fördern. Was Ihren Wunsch für Erhaltung des Friedens betrifft, so kann ihn wohl Niemand lebhafter theilen, als ich, denn es ist für einen Souverän etwas sehr Schweres und vor Gott Verantwortliches, wenn er sich gezwungen sieht, das folgenschwere Wort: Krieg! auszusprechen. Und doch giebt es Verhältnisse, wo er sich einer solchen Verantwortlichkeit nicht entziehen kann, nicht entziehen darf. Sie selbst sind in diesem Lande Zeugen gewesen, daß die Nothwendigkeit zu einem Kriege an einen Fürsten, wie an eine Nation herantreten kann; ja, daß wir uns heute vertrauend

und mit gutem Willen einander gegenüber stehen, ist erst durch einen Krieg ermöglicht worden. Uebrigens sehe ich in ganz Europa keine Veranlassung zu einer Störung des Friedens und sage Ihnen das zu Ihrer Beruhigung. Was Sie aber noch mehr beruhigen dürfte, das ist der Blick auf die hier mit Ihnen versammelten Repräsentanten meiner Armee und meiner Marine, dieser Kraft des Vaterlandes, welche bewiesen hat, daß sie sich nicht scheut, einen ihr aufgezwungenen Kampf aufzunehmen und durchzufechten."

Beim Aufzeichnen zu Hause kam es mir aber doch vor, als könnte die Antwort des Königs, wenn man seine Motive nicht kannte, mißverstanden, und ihr eine politische Tragweite beigelegt werden, welche ihr nicht zukam. So hielt ich mich verpflichtet, die Fassung am nächsten Morgen zur Genehmigung vorzulegen und zugleich die Unterzeichnung zu erbitten, damit ich meine Berechtigung zu einer Veröffentlichung nachweisen könne. Die beiden darin befindlichen Korrekturen sind für den Charakter und die Anschauungen des Königs bezeichnend. Ich hatte geschrieben: „das furchtbare Wort: Krieg! auszusprechen" und mußte es in „folgenschwer" umändern. Von der Kieler Universität hatte ich gesagt, daß sie „sich von jeher eines guten Rufes erfreute", da mußte ich einfügen: eines guten „wissenschaftlichen" Rufes. Der König mochte dabei wohl an die mit Kieler Professoren hinreichend gemachten Erfahrungen gedacht haben. —

Kaum waren wir am nächsten Tage in Flensburg angekommen, so erhielt ich durch das Wolff'sche telegraphische

Büreau, an welches ich die Reden aus Kiel telegraphirt, Telegramme über Telegramme, welche den beunruhigenden Eindruck meldeten, den — unbegreiflicher Weise — die Worte des Königs in allen Europäischen Hauptstädten, besonders in Wien und in Paris gemacht hatten. In Wien waren Börse und Handelswelt alarmirt, in Paris war sogar ein Ministerrath gehalten worden. Kein Mensch wollte von einer Erklärung des Königs, er sähe in ganz Europa keine Veranlassung zur Störung des Friedens, etwas wissen; aber alle Welt war bereit, in dem Hinweis auf die Kampfbereitschaft der Armee und der Marine eine Kriegsdrohung zu erkennen. Hätte man gewußt, an welche Adresse diese Worte gerichtet waren und zu wessen noch größerer Beruhigung sie dienen sollten, so hätten sie freilich nicht so arg mißverstanden werden können. Allerdings hatte der König eben erst kurz nach einander Truppen des X. Armee-Korps in Hannover, des IV. in Thüringen, eine ganze Division des XII., den größten Theil des Garde-Korps und das ganze XI. Korps gesehen, so mag den Zeitungslesern ein Machtbewußtsein des Königs wohl wahrscheinlich und ihre Angst begreiflich gewesen sein. Außerdem hatte der König von Preußen noch die Flotte besichtigt — Grund genug zu einem Börsenalarm. Natürlich legte ich diese Mißverständniß-Telegramme vor und zwar mit einiger Besorgniß wegen meines Diensteifers. Der König nahm die Sache aber sehr ruhig und gleichgültig auf, ordnete auch keinerlei Berichtigung an, so daß der Vorgang bald vergessen war. — Es würde allein ein Buch füllen, wenn ich alles Interessante und Erfreuliche während dieser

ganzen Reise schildern wollte. Hier muß ich nur aussprechen, daß mir der König, bis zur Rückkehr nach Berlin am 21. September, sehr zufrieden mit den erhaltenen Eindrücken erschien, als ob er sich nach langer sorgenvoller Saat der beginnenden Ernte freute.

Eine besondere Freundlichkeit des Königs auf dieser Reise möchte ich noch erwähnen. Ich war in Altona bei einem Kaufmann Wall einquartiert, der es sich als eine besondere Bevorzugung ausgebeten hatte, irgend Jemand vom Gefolge des Königs bei sich aufnehmen und bewirthen zu dürfen. Er zeigte sich als ein aufrichtiger Anhänger Preußens, und seine Gattin schwärmte für die Person des Königs. Man hörte leicht heraus, daß dies nicht etwa ein gelegentlich affigirter, sondern ein ehrlicher Enthusiasmus war, und damit hatte sie mich denn bald gewonnen. Sie besaß eine ganze Sammlung von Photographieen des Königs und ließ einige Male die Aeußerung fallen, wie glücklich sie sein würde, wenn sie nur irgend etwas, was der König in der Hand oder im Gebrauch gehabt, erhalten könnte. In Erinnerung an einen ähnlichen Fall, der mir einen Bleistift für einen Verwandten des Kastellans von Babelsberg eingetragen, nahm ich eine jener Photographieen am letzten Morgen mit zum Könige, erzählte von der Anhänglichkeit und Verehrung der Madame Wall, sowie von ihrem Wunsche, irgend etwas zu besitzen, was er im Gebrauch gehabt; — da sich das aber schwer thun lasse, so erlaubte ich mir die Bitte, gelegentlich eine eigenhändige Unterschrift unter die mitgebrachte photo=

graphische Visitenkarte zu setzen. Der König hatte sich eben niedergelassen, um Kaffee zu trinken, und ich kam nicht allein in Verlegenheit, sondern machte mir Vorwürfe, als er sofort wieder aufstand, an seinen Schreibtisch ging und wirklich seinen Namen unter die Photographie schrieb. — Welche Freude ich damit in der Familie Wall anrichtete, brauche ich nicht zu sagen; wohl aber, daß ich mich fast schämte, den König belästigt zu haben. —

Wenn der König von einer Reise zurückkehrte, so bekam ich jedesmal etwas für die Bibliothek zu thun; denn er pflegte alle Gedichte, Adressen, Bilder, eingereichte Bücher, Karten und Pläne sorgfältig zusammen in eine Mappe einzupacken und dieselbe dann auf einen bestimmten Platz im Bibliothekzimmer zu legen, mit der Weisung, ihren Inhalt einzurangiren. Da kamen denn stets Kuriosa vor. So z. B. hatte er diesmal aus Altona, wo er bei dem Kommandanten, Generalmajor von Gerstein-Hohenstein gewohnt, einen Plan von Altona mitgenommen, der dort auf seinem Schreibtische gelegen. Als ich ihn beim Einrangiren näher ansah, fand ich den Namen des Besitzers von Gerstein-Hohenstein darauf, und übergab ihn dem Geheimen Hofrath Bork zur Rücksendung, nachdem ich die unbewußte Entführung fremden Eigenthums gemeldet hatte. Von der größten Zahl der Bücher und Bilderwerke erfuhr ich nie, wer sie eingereicht, noch wie sie sonst in den Besitz des Königs gekommen waren, war auch gar nicht berechtigt, danach zu fragen; so kamen auch Fälle

vor, wo ich nicht wußte, was aus eingegangenen Büchern geworden war. Schon als ich zuerst die Bibliothek übernahm, fehlten einzelne Bände aus ganzen Werken, einzelne Sektionen von Karten; und der König sprach dabei seine Verwunderung aus, wie überhaupt irgend etwas aus seiner Bibliothek fehlen könne? Dies war, unter Anderen, mit einzelnen Blättern der großen Generalstabskarte von Baden der Fall; hier lag aber die Erklärung ziemlich nahe. Sie waren nämlich während der Campagne 1849 von der Adjutantur und den Generalstabsoffizieren benutzt und vielleicht verloren oder schmutzig geworden. Aber es gab für einzelne Fälle noch näherliegende Erklärungen. Im Jahre 1850 zeigte ich z. B. dem Könige eine Karte des Terrains um Berlin, auf welcher groß und breit gedruckt war: „Eigenthum des großen Generalstabes. Der Empfänger hat die Verpflichtung, diese Karte nach Beendigung des Manövers zurück zu geben." Sie trug die Jahreszahl 1824 und befand sich 1850 noch in der Bibliothek des Prinzen von Preußen, — ein Beweis, daß die so groß gedruckte Ermahnung nicht befolgt worden war! Andere, namentlich große Pracht- und Bilderwerke gelangten oft garnicht einmal in die Bibliothek. Der König nahm sie entweder mit zu Ihrer Majestät der Königin hinauf, oder gab sie als Muster für irgend etwas an hohe Beamte, Künstler u. s. w., so daß ich oft nicht Red' und Antwort geben konnte, wenn nach einem bestimmten Buche, einer musikalischen Komposition oder einem Plane gefragt wurde. — Bei der unglaublichen Menge täglich eingehender Bücher, Kunstwerke und Zeichnungen, war es selbst dem ausgeprägten Ordnungssinn des

Königs nicht möglich, Ordnung zu halten. Ich hatte die Weisung, musikalische Kompositionen an die große Musikalien-sammlung der Königlichen Bibliothek abzugeben; und die General-Intendantur der Königlichen Schauspiele hatte die schriftliche Erlaubniß, behufs Anfertigung von Dekorationen und Kostümen, die betreffenden Werke aus des Königs Privat-bibliothek zu entleihen. Ebenso hatte ich für meine, auf die Biographie des Königs bezüglichen Arbeiten die Erlaubniß, Bücher aus seiner Bibliothek in meiner Behausung zu be-nutzen, wofür ich aber eine schriftliche Erlaubniß erbat und erhielt. —

Im September erhielt ich in Potsdam einen Brief von einem gewissen Hermann Rintisch, Handlungslehrling, der mein Fürwort beim Könige für die Niederschlagung einer Strafe von 10 Thalern erbat, welche ihm die Polizeibehörde für unbefugtes Abbrennen von Feuerwerkskörpern am Geburts-tage des Königs zudiktirt hatte. Er deducirte die Ungerechtig-keit dieser, für seine Verhältnisse bedeutenden Geldstrafe daraus, daß er geglaubt habe, am Geburtstage des Königs könne sich jeder Preuße freuen, wie er wolle. Da er überhaupt jetzt erst in die Lehre gekommen sei, so wäre er damals doch eigentlich noch ganz unzurechnungsfähig gewesen; und wenn er auch bei der Vernehmung allerdings etwas ausfallend gegen die Polizei geworden sei, so wären 10 Thaler doch jedenfalls zu viel dafür, daß ein „junger Preuße" den Geburts-tag seines Königs gefeiert habe. Es war Humor in dem Briefe; — da ich mich aber grundsätzlich nicht in Gnaden-

sachen mische, so schickte ich den Brief des „jungen Preußen Rintisch" nach Baden-Baden, an den Korrespondenzsekretär des König, Geheimen Hofrath Bork, und überließ es ihm, den richtigen Weg für das Gesuch zu finden. Der König mag wohl über die eigenthümlichen Entschuldigungsgründe für Uebertretung eines Polizeiverbots gelächelt haben: jedenfalls befahl er, — nicht etwa die von der Behörde zudiktirte Strafe niederzuschlagen, — wohl aber dem Jüngling 10 Thaler zu schicken, mit denen er machen könne, was er wolle. Ich freute mich über diesen Erfolg, sollte aber bald genug Ursache haben, ihn zu bedauern; denn Jung Rintisch machte sich entweder selbst darüber her, oder er veranlaßte durch seine enthusiastischen Erzählungen, daß in der Gerichtszeitung vom 27. Oktober ein vollständiger Bericht über den ganzen Vorgang erschien und auch die in Bezug auf denselben geschriebenen Briefe mit abgedruckt wurden. Der Brief an mich, den ich freilich nicht mehr besitze, sollte danach gelautet haben: „Geehrter Herr Hofrath! Ich habe so viel von Ihrer Liebenswürdigkeit gehört, und da ich erfahren habe, daß Sie öfter in die Nähe Seiner Mäjestät des Königs kommen, so bitte ich u. s. w." Genau mit denselben Worten beginnend brach nun gleich nach dem Erscheinen dieses unglückseligen Artikels eine unglaubliche Fluth von Briefen über mich herein, wovon ein jeder meine Verwendung beim Könige für eine Begnadigung, ein Geldgeschenk oder Darlehn, ja sogar für Verleihung eines Ordens, in Anspruch nahm. Jedesmal war meine „Liebenswürdigkeit" und das „öfter in die Nähe kommen" betont, so daß ich mich wirklich einige Wochen lang

vor dieser Korrespondenz nicht zu retten wußte; außerdem wollte jeder der Bittsteller von mir umgehende Antwort haben. Ich war also bald gezwungen, — trotz meiner Liebenswürdigkeit, — dergleichen Briefe alle dem Portier des Palais zu vorschriftsmäßiger Beförderung zu übergeben; es hat aber lange gedauert, ehe dieser Bittschriftenandrang nachließ, und die Leute sich überzeugten, daß auf dem Umwege über meine Liebenswürdigkeit durchaus nicht mehr zu erreichen war, als durch die Post.

Beim Durcharbeiten der Journale, welche die diensthabenden Flügel-Adjutanten führten, um daraus berichtigende Daten für den Tageskalender des Königs zu entnehmen, fand ich beim Datum 17. August 1866, ein gedrucktes Exemplar der Adresse, welche das Herrenhaus dem Könige nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge überreicht hatte. Daß der König sie sehr aufmerksam durchgelesen hatte, bewiesen die mit Bleistift an den Rand geschriebenen Bemerkungen, welche einen umfassenden Blick in die Gemüthsstimmung des Königs nach diesem denkwürdigen Feldzuge thun lassen. Daher fühle ich mich verpflichtet, dieselben hier aufzuführen; von der Adresse selbst aber, weil sie unter Nr. 12 den Drucksachen des Herrenhauses einverleibt ist, nur diejenigen Sätze wiederzugeben, auf welche sich die Randbemerkungen des Königs beziehen:

Gott allein, Ihm sei die Ehre! „Ja wohl!" —

Eure Majestät haben es Allerhöchstselbst ausgesprochen, daß der Krieg nur nach der reiflichsten Prüfung und in der

dadurch gewonnenen Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit der Abwehr eines von Preußen weder hervorgerufenen, noch von ihm verschuldeten Angriffs unternommen wurde. „Ja!“ und das Wort „reiflichsten“ unterstrichen.

Dieses Königliche Wort hebt unser schmerzliches Bedauern, welches wir sonst, wie Eure Majestät über den Krieg u. s. w. Von diesem Satze ist das „schmerzliche Bedauern“ unterstrichen.

Wir haben aufrichtig beklagt, daß auch andere, sonst Preußen nahe verbündete Staaten mit Oesterreich feindlich den Preußischen Heeren gegenübertraten und daß in den heißen Kämpfen der jüngst vergangenen Zeit auf beiden Seiten deutsches Blut geflossen ist. „Ja!“

Der glorreiche Verlauf des Krieges legt ein neues, unwiderlegliches Zeugniß ab von den wunderbar glücklichen Erfolgen, der von Eurer Majestät mit fester Hand Allerhöchstselbst angebahnten und geleiteten Heeresorganisation. „Dank dem Herrenhause!“ und das Wort „geleiteten“ unterstrichen.

„Wir hoffen mit Zuversicht, daß von dem jetzt nahen Friedenschlusse an, mit dem Ausscheiden des Kaiserstaates aus dem Bunde, ungetrübte Beziehungen zwischen den Regierungen Preußens und Oesterreichs beginnen und im beiderseitigen Interesse der mächtigen Monarchieen sicher fortbestehen werden. — „Ja!“ und der letzte Satz von dem Worte „beginnen“ an bis „fortbestehen werden“, unterstrichen.

Wir erkennen die Uneigennützigkeit und richtige Würdigung der Verhältnisse, welche eine auswärtige Macht bei Vermittelung der Friedens-Praeliminarien bewiesen. „Ja!“

Wir hoffen, daß diese Opfer und das geflossenene edle Blut Saaten sind, deren reiche Früchte das Vaterland in naher, wie in ferner Zukunft ernten wird. „Hoffentlich!"

Für Verwundetete, Wittwen und Waisen werden wir mitwirken. „Schön! 17. 8. 66"

Weiter lag beim 24. Juni 1862 das von der Hand eines Flügel-Adjutanten geschriebene Konzept zu der, durch die Zeitungen veröffentlichten Antwort des Königs auf die Adresse einer Deputation von Westpreußen, auf welchem sich eigenhändige Korrekturen des Königs befanden. Nach diesen war der Schlußsatz dahin abgeändert:

„„Ich kann aber nicht unterlassen, noch Eins zu erinnern. Ich werde nie dulden, daß man unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an mich Exzesse gegen diejenigen begeht, die anders gewählt haben, wie dies z. B. in Mühlhausen geschehen ist. Solche Unordnungen sind sehr strafbar. Ich bitte Sie, dies denjenigen mitzutheilen, die Ihre Freunde sind. Mein Vertrauen zu meinem Volke ist unverändert dasselbe geblieben; dagegen ich diejenigen, welche jene Mißverständnisse veranlaßten, nicht zu meinen Freunden rechnen kann.""

Im November 1868 wandte sich der Geheime Rath Zitelmann, vortragender Rath des Grafen Bismarck, mit der Bitte an mich, ob ich ihm nicht Auskunft über eine an-

gebliche Aeußerung des Königs verschaffen könnte, laut welcher er, nach der Behauptung Wiener und süddeutscher Blätter, 1863 in Gastein dem Kaiser Franz Joseph versprochen habe, Preußen würde nie eine Waffe gegen ihn erheben. Da jene Zeitungen ihre Behauptung in langen Artikeln gegen Preußen ausbeuteten, so müsse man diesseits, vor jeder nachdrücklichen Abwehr, wenigstens wissen, ob irgend etwas gesagt oder geschehen, was jene Behauptung gerechtfertigt haben könne. Ich erlaubte mir, den König danach zu fragen, und er antwortete mir:

„Kein Wort wahr! Was sollte auch in jenem Jahre und in Gastein für eine Veranlassung dazu gewesen sein? Es war das die Zeit der Einladung zum Frankfurter Fürstenkongresse. Wie hätte ich dazu kommen sollen, eine solche Aeußerung zu thun?"

Um dieselbe Zeit war derjenige Band des Oesterreichischen Generalstabs über den Feldzug 1866 erschienen, welcher die Verhältnisse und Vorgänge unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz schildert. So innerlich animos dies Werk gegen Preußen, so aufrichtig und rücksichtslos ist es auch gegen die leitenden Persönlichkeiten bei jener Katastrophe; und ich machte den König besonders auf einige bis dahin unbekannt gebliebene Telegramme zwischen Benedek und dem Kaiser am 1. und 2. Juli aufmerksam. — Sie interessirten ihn so sehr, daß ich länger als gewöhnlich vorlesen mußte, während der König wiederholt sein höchstes Erstaunen über diese Enthüllungen äußerte.

„Aber das ist ja entsetzlich!“

„Wer konnte ahnen, daß die Verwirrung schon bis auf diesen Grad gestiegen war!“

„Wenn das Alles richtig ist, so waren sie ja eigentlich schon am 1. Juli geschlagen!“

„Und das drucken die Leute Alles mit der größten Unbefangenheit!“

Ich habe den König selten so ergriffen gesehen, als bei dieser Gelegenheit.

Im November 1868 begann ich für den „Soldatenfreund“ die Fortsetzung meiner militärischen Biographie des Königs zu schreiben, welche ich mit der Krönung (1861) vorläufig abgeschlossen hatte. Auch diese Fortsetzungen durfte ich zur Genehmigung und Korrektur vorlegen, erhielt dabei auch, allerdings unter allerlei Bedenken, die Erlaubniß, das Bd. I, S. 148 erwähnte Schriftstück abzudrucken, welches der König im Januar 1865, zur Widerlegung der damals im Abgeordnetenhause gegen die Reorganisation geltend gemachten Opposition geschrieben hatte. In Folge des Abdrucks dieser merkwürdigen Arbeit des Königs bekam ich den folgendenden Brief des Generals von Manteuffel.*)

„Lieber Schneider! Ich sitze in ernsten Arbeiten und dabei liest mir meine Frau aus dem ‚Soldatenfreunde‘ Heft 6 Dezember 1868 ein Memoire von des Königs Majestät vor, das Allerhöchstderselbe im Januar 1865 zur Zurückweisung der unklaren Oppo-

*) Starb als Statthalter von Elsaß-Lothringen. Der Verleger.

sitions-Angriffe auf die Armee-Reorganisation schrieb und dem Kriegs-Minister gab. Leider wurde es in seinen schlagenden, unwiderlegbaren und nur aus der reichen Diensterfahrung des Königs entsprungenen Sätzen, in den dreitägigen Debatten nicht benutzt; und darum freut es mich, daß Sie einen Belag mehr in die Oeffentlichkeit bringen, wie Seine Majestät der König sein Kind selbst zu vertheidigen, zu schützen und doch auch allein groß zu ziehen verstanden haben. Aber das Hauptverdienst ist doch die Zeugung des Kindes selbst, und von dieser ist auch ein Denkmal vorhanden. Von Allem, was der König in Bezug auf die Armee-Reorganisation gethan, ist dies die Grundlage. Nur ein General, der dadurch die Armee so genau kannte, daß er seit vierzig Jahren in allen Kommissionen über Armee-Angelegenheiten gesessen, oder ihnen präsidirt hatte, der dabei ein Provinzial-Armee-Korps schon kommandirt hatte, konnte aus der mobil gemachten Armee, sie so in den Friedens-Zustand zurückzuführen, daß in dieser Zurückführung der Grund zur Reorganisation gelegt wurde, in welcher die Armee 1866 den Feind geschlagen hat. Dieser General nun war der König, oder vielmehr der Prinz-Regent, im Sommer 1859. Von Babelsberg aus schrieb der Prinz-Regent ganz allein, ohne Vortrag und ohne daß das Kriegs-Ministerium in diesen Gedanken eingeweiht oder eingegangen war, den Befehl nieder, nach welchem die Demobilmachung der Armee erfolgen und die mobil

gemachten Korps mit den noch nicht mobil gemachten in Einklang gebracht werden sollten. Es ist das Klarste, Meisterhafteste, was ich je gelesen, und der König hat sich hier ein Denkmal gesetzt, das nicht in den Akten bleiben darf. Der Prinz-Regent schickte mir auf Konzeptpapier über den ganzen Bogen vier Seiten voll geschrieben, diesen Organisationsbefehl. Ich nehme sonst gern von solchen, von Seiner Majestät dem Könige für die Minister geschriebenen Sachen Abschrift für die Kabinets-Akten; bei diesem langen Befehl war es der Eile wegen und aus anderen Gründen nicht zulässig, und ich schickte den Befehl brühwarm wie er war an den Kriegs-Minister General von Bonin. In den Akten des Kriegs-Ministeriums muß diese Allerhöchst-eigene Schrift Seiner Majestät des Königs noch liegen. Bitten Sie den König, daß er befiehlt, daß Sie Abschrift von diesem Dokument (es muß aus dem Juli 1859 sein, wenn ich mich nicht irre — aber ich werde alt — es kann auch August gewesen sein, Ende Juni glaube ich nicht) nehmen und dasselbe in Anschluß an die Veröffentlichung der Schrift aus dem Januar 1865 ebenfalls veröffentlichen dürfen. Es ist von historischem Interesse und ein Denkmal für den König. —

Königsberg."

Das Jahr schloß für den König mit einem Fußleiden. Er war vor Weihnachten auf der Wendeltreppe, welche von

der Bibliothek in die Wohnung Ihrer Majestät der Königin führt, ausgeglitten und hatte sich am Knöchel verletzt, so daß eine mehrwöchentliche Behandlung und Schonung nöthig wurde. Er ließ sich nämlich nie die Freude nehmen, alle zur Weihnachtsbescheerung für seine Familie, seine Umgebung, ja selbst für seine Diener bestimmten Gegenstände eigenhändig auszusuchen und aufzubauen; so war er — den Arm voller Geschenke — hinaufgestiegen und dabei ausgeglitten. In den Tagen vor dem Weihnachtsfeste pflegte er, meist früh Morgens, ganz allein auszugehen, um Einkäufe zu machen, die er dann selbst auf die Tische stellte; nachher hatte er seine Freude, wenn die Beschenkten darin irgend eine Beziehung erkannten, in denen er zu ihnen gestanden, eine Erinnerung an irgend Etwas, dessen er sich gern bewußt war. Ich erhielt das Meinige jedes Mal am ersten Sonnabend nach dem Weihnachtsabende: einen Briefbeschwerer, eine Photographie, eine Bronzebüste, ein Gyps-Medaillon mit seinem Brustbilde, einmal eine kleine Büste des Kaisers Nicolaus; — immer aber konnte ich erkennen, daß er das besonders ausgesucht hatte, was mir Freude machen mußte, weil es meinem Fühlen und Denken entsprach. So waren denn diese Geschenke nie kostbar, sondern sinnig und zu meinem Herzen sprechend. —



1869.

Neujahr 1869 hatte der König noch Schmerzen am Fuße und konnte nur mit Anstrengung stehen; bei meiner Gratulation sprach er aber trotzdem nicht von seinem Tode, von seinem Nachfolger, oder von seinem Nekrologe. —

Der Zufall wollte, daß gerade während ich da war, ein Telegramm des Königs Victor Emanuel von Italien ankam, in welchem derselbe zu Neujahr gratulirte. Der König war ersichtlich erfreut darüber und sagte, es sei dies das erste Mal, daß der König von Italien diese Aufmerksamkeit für ihn gehabt.

Es war dies die Zeit, wo sich plötzlich ein heftiges Gezänk zwischen den Oesterreichischen und Preußischen Blättern erhoben, in welches die beiderseitigen Premierminister in unerfreulichster Weise verwickelt wurden. Die Preußischen offiziellen Zeitungen hatten endlich die Geduld verloren und antworteten einmal dem fortdauernden Nörgeln aus Wien in kräftigster Weise. Da dies nur mit Bewilligung, oder wenigstens mit Vorwissen des Grafen Bismarck geschehen konnte, so war diese plötzliche Erhitzung auffallend. Auch dem Könige mußte sie aufgefallen sein, denn er fragte mich am 9. Januar, schon beim Eintreten in sein Arbeitszimmer: „Was sagen Sie zu dem jetzigen Benehmen Oesterreichs und seiner ganzen Presse gegen Preußen? Das ist ja gerade wie 1866 vor dem Ausbruche des Krieges. Als wir still waren, sagte alle Welt, warum sich Preußen Das gefallen lasse, und jetzt, wo wir in demselben Tone antworten, ist es den Leuten wieder nicht recht.“ Da der König sonst nie über politische

Dinge mit mir sprach, so mußte ihn die Lektüre der Zeitungsberichte sehr aufgeregt haben; ja es schien mir sogar aus den angeführten Worten hervorzugehen, daß Graf Bismarck ihn von seiner Absicht unterrichtet hatte, den Oesterreichern einmal in dem von ihnen beliebten Tone zu antworten. Der König mochte nichts dagegen gehabt haben; da ihm aber überhaupt jede Heftigkeit, jedes gegenseitige Anschuldigen zuwider ist, so war es ihm auch wahrscheinlich unangenehm, daß nun der Zeitungsstreit weitertobte. Bald darauf endete er denn auch; und wenn ich nach diesem Vorgange richtig schließe, auf den ausgesprochenen Willen des Königs.

Ich hatte um diese Zeit dem Leibarzte des Königs Dr. von Lauer, diese Aufzeichnungen bis zum Jahre 1868 zu lesen gegeben und ihn gebeten zu verbessern, wenn er irgend etwas Unrichtiges oder falsch Aufgefaßtes fände, da er doch noch mehr als ich Gelegenheit habe, den König zu beobachten. Ich erhielt das Manuskript ohne jede Korrektur zurück, und zwar in einem, mit sieben Siegeln geschlossenen Couvert, worauf geschrieben war:

Oeffnest Du die sieben Siegel,
Siehst Du einen klaren Spiegel,
Und in diesem ernst und mild
Eines edlen Mannes Bild! —

In den ersten Monaten dieses Jahres schrieb ich die Fortsetzung der militärischen Biographie für den „Soldatenfreund". Viele meiner Leser hatten den Wunsch ausgesprochen, etwas Zuverlässiges über die Thätigkeit des Königs, gerade

in den Jahren 1864 und 1866 zu erfahren; und so entstanden die Hefte 5 bis 12 des 36. Jahrganges, besonders interessant durch den vom Könige selbst gezeichneten Plan seines Rittes über das Schlachtfeld von Königgrätz. Diese Aufsätze, welche sieben Monate lang den „Soldatenfreund" füllten, fanden so großen Beifall, daß die Hofbuchhandlung E. S. Mittler und Sohn einen Separatabdruck derselben veranstaltete.

Im März hatte man in Wien das Ausgraben alter Depeschen und vertraulicher Schreiben begonnen, um entweder die Erfolge des Krieges von 1866 zu verringern, oder die Handlungsweise Preußens zu verdächtigen. Das machte viel böses Blut. Namentlich bemühte man sich dort, zu beweisen, daß der Kaiser Napoleon durch seine telegraphischen Depeschen, zwei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, der Preußischen Armee ein absolutes Halt geboten, daß Preußen aus Furcht vor Frankreich keinen Angriff auf Wien gemacht, und sich die bonnes graces Napoleons nur dadurch erhalten habe, daß es in die Abtretung der dänisch redenden Theile Nordschleswigs gewilligt. Die von dem Oesterreichischen Generalstabe in seinem Werke über den Krieg von 1866 begangenen Indiskretionen schienen den besonderen Zweck zu haben, eine Erschwerung der aus jener Abtretung in Nordschleswig hervorgegangenen Verhältnisse herbeizuführen. So unangenehm der König von diesen Böswilligkeiten in Wien berührt wurde, so beweist doch der folgende Vorgang, daß er selbst auch nur Aehnliches in Preußen nicht gestattete.

Als ich in meiner militärischen Biographie des Königs

an das Eintreffen jener telegraphischen Depesche des Kaisers Napoleon in Horitz kam, glaubte ich mir den Abdruck derselben erlauben zu können, da das Werk des Preußischen Generalstabes unterdessen bereits den Inhalt, allerdings aber nicht den Wortlaut mitgetheilt hatte. Seiner Zeit habe ich erzählt, durch welchen Zufall ich in Horitz Kenntniß von dem Wortlaute dieser Depesche bekam. Der König machte, als ich die Korrekturbogen zur Genehmigung vorlegte, ein Fragezeichen bei dieser Stelle und legte folgenden Zettel bei:

„„Da ich nicht gehört habe, daß das famose Télégram Napoléons jemals gedruckt erschienen ist, Sie es aber durch jenen Zufall kennen lernten, so will ich dies erst aufgeklärt sehen, bevor ich den Druck genehmige.

W. 3. 4. 69.

Was fehlt Ihnen denn?““ *)

Ich antwortete, daß der Inhalt jener Depesche in dem Werke des Preußischen Generalstabes gedruckt sei, und ich daher geglaubt habe, keine Indiskretion durch die wörtliche Mittheilung derselben zu begehen; da gerade durch die Kenntniß des Wortlautes der Entschluß des Königs, das Hauptquartier bald nach Empfang der Depesche vier Meilen weiter vor, nach Pardubitz zu verlegen, für die Geschichte erst in das rechte Licht gestellt werde. Der König schrieb an den Rand dieser Antwort:

„„Ich habe zwar das Werk nicht zur Hand; wenn das Télégram sich aber wörtlich in demselben befindet,

*) Ich war nämlich damals krank. L. S.

so können Sie es natürlich auch wörtlich drucken lassen; aber doch nur mit der Bemerkung: siehe Seite? des Preußischen Generalstabs-Werkes.""

So mußte denn der Abdruck unterbleiben und zwar gerade in einer Zeit, wo von der anderen Seite keinerlei Diskretion beobachtet wurde. Von solchen Dingen erfährt das Publikum gewöhnlich nur wenig, und auch in diesen Aufzeichnungen hätte ich nichts davon erzählt, wenn die schriftlichen Beweise dafür nicht vorhanden wären.

Daß der König überhaupt für Alles Zeit und Aufmerksamkeit hatte, bestätigt die von dem Ober-Präsidenten von Schlesien, von Schleinitz, oft erzählte Antwort des Königs im Jahre 1867, wo von Schleinitz sah, wie ich es so oft gesehen, daß nämlich der König, von anstrengenden Truppenbesichtigungen, Vorstellungen, Empfangsfeierlichkeiten, u. s. w. in sein Zimmer zurückkehrend, sich trotz der Ermüdung sofort mit Erbrechung der eingegangenen Briefe beschäftigte und zu arbeiten begann. Als der Präsident einen Berg von Briefen liegen sah und den König bat, er möge sich doch nach den gehabten Anstrengungen schonen, erhielt er die Antwort: „Wozu bin ich denn da?" —

In diesen Worten, die ich nur aus dem Kalender des Pr. Volks-Vereins 1870 S. 51 kenne, — die aber durchaus der Denk- und Handlungsweise des Königs entsprechen, — liegt eigentlich seine ganze Regierungs- ja, seine Lebensgeschichte offen da. — Sie sind der Kommentar zu dem, in Königsberg bei der Krönung mit vollem Manneswillen und fürstlichem Vorsatz gethanen Gelübde.

Die Einweihung des neuen Kriegshafens am Jahde-Busen bei Heppens stand in Aussicht und man war neugierig, mit welchem Namen der König das neue großartige Unternehmen taufen werde? Ich weiß nicht von wem, aber es wurde der Vorschlag gemacht, den Kriegshafen: Zollern am Meer zu nennen. Hier hatte der Name, mit Bezug auf den alten Wahlspruch des Hohenzollern'schen Fürstenhauses „Vom Fels zum Meer!" eine so bestimmte historisch und thatsächlich richtige Bedeutung, daß ich mir erlaubte zu fragen, ob es damit seine Richtigkeit habe? Der König antwortete mir aber:

„Nein! Ich werde ihn ‚Wilhelmshafen' taufen. Es wird mir wohl erlaubt sein, diesem von meinem Bruder angefangenen Werke meinen Namen zu geben, der ja auch der seinige war."

Damit war ich beschieden, ergänzte aber in Gedanken, was der König nicht sagte und was ich eigentlich hätte vorher wissen können. Ihm sind dergleichen poetische, zu Kombinationen auffordernde, ideelle Dinge nicht sympathisch, namentlich nicht, wenn sie für die Offentlichkeit bestimmt sind. Dagegen genehmigte der König, daß dasjenige Aquarellblatt seines Erinnerungs-Albums, welches die Einweihungsfeierlichkeit am 17. Juni darstellt, die Unterschrift „Zollern am Meer!" erhielt. Dies Album ist ja sein Privateigenthum, und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Hier gestattete er dem Gedanken seine Berechtigung und erkannte seinen historischen Sinn an.

Mit dem 24. Mai war der Tag herangekommen, auf den der König selbst mich im Jahre 1867 aufmerksam gemacht,

also ein quasi 50 jähriges Jubiläum des Tages, an welchem er im Schlosse von Monbijou zum ersten Male mit mir gesprochen. Blickte ich auf die seltsamen Wechsel und Erfahrungen in meinem Leben seit jener Zeit zurück, so hatte ich wohl Ursache, mich des Tages zu freuen, und feierte ihn im Kreise meiner Familie. Ich hatte mir das Musikkorps des 1. Garde-Regiments zu Fuß bestellt und ließ mir nach dem Chorale: Nun danket Alle Gott!, nur solche Musikstücke vorspielen, welche irgend eine erhebende Erinnerung wachriefen. So den „Marsch König Friedrich Wilhelms III.“ — „Ich bin ein Preuße!“ — „Gott sei des Zaren Schutz!“ — „O Danneboom!“ — den „Golde'schen Armee-Marsch,“ u. s. w. Im Laufe des Tages erhielt ich von Befreundeten mancherlei Beweise ihrer Theilnahme. Die größte, ja wahrhaft überwältigende Freude war mir aber spät Abends vorbehalten, wo eine Ordonnanz vom Schlosse Babelsberg eine lebensgroße Photographie des Königs mit der Unterschrift:

„Wilhelm am 24. Mai 1869 nach 50 Jahren!“

und den folgenden Brief überbrachte:

„„Schloß Babelsberg 24/5. 69.

Es sind heute 50 Jahre, daß ich Sie, wissentlich, zum 1. Male agirend auftreten sah und daher von jeher meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Vor Allem aber haben Sie mir seit 1848 und vorzüglich seit 1858 unausgesetzt mit der größten Sorgfalt und Hingebung die Dienste erwiesen, die ich von Ihnen in Anspruch nahm, und dennoch haben Sie consequent

jede pecuniaire Belohnung von der Hand gewiesen! Daher kann ich auch heute bei diesem quasi 50 jährigen Jubiläum nicht mit einer derartigen Anerkennung auftreten. Dagegen sende ich Ihnen meine Photographie grandeur naturelle, welche Ihnen die Züge dessen vergegenwärtigen soll, der stets dankbar Ihnen verpflichtet bleiben wird, um so mehr als uninteressirte Dienstleistungen sehr selten sind! —

Ihr
wohl affectionirter König
W.“" *)

Besonders wichtig ist dieser Brief des Königs für mich, weil er diesen Aufzeichnungen aus seinem Leben auch indirekt den Stempel der Wahrheit und der Zuverlässigkeit aufdrückt. Außerdem liegt ja Jedem der Gedanke so nahe, daß bei dem Biographen eines Fürsten das Urtheil durch reichlich erhaltene Gnadenbeweise materiellster Art befangen und beeinflußt werden kann, daß ein so spontanes und liebevolles Testimonium über meine Uneigennützigkeit als Diener des Königs überaus schätzbar ist.

Im Juni durfte ich die Reise über Hannover, Bremen und Oldenburg, nach Wilhelmshaven und über Emden und Osnabrück zurück, mitmachen, und konnte mich durch telegraphische und schriftliche Berichterstattung für den Staats-

*) Das eigenhändig adressirte Couvert war mit einem außergewöhnlich langschwänzigen L verziert. L. S.

Anzeiger und die Zeitungen nützlich machen. Bei der Aufmerksamkeit, welche ganz Europa auf diese Reise zu richten schien, war es doppelt wichtig, daß die Berichte genau und die vom Könige gesprochenen Worte richtig wiedergegeben waren. Das wurde erreicht; freilich nur durch die stets gleich bleibende Freundlichkeit des Königs, der mich oft in spätester Abendstunde noch vorließ, um eine gehaltene Rede, eine gegebene Antwort in meiner Aufzeichnung zu prüfen und mit seinem fiat zu versehen. Ohne diese stete Freundlichkeit wäre es gar nicht möglich gewesen, dieses fiat für die so fieberhaft eilig gewordene Oeffentlichkeit zu erlangen. — Wie peinlich war es mir, den König schon früh Morgens in der einzigen Viertelstunde, wo er beim Kaffeetrinken allein war, belästigen zu müssen, und doch war es nothwendig, denn den ganzen Tag über wäre keine Möglichkeit gewesen, sich ihm zu nähern; und wie oft habe ich mich gefragt: sollst Du noch in später Abendstunde den König, ermüdet nach Hause gekommen, mit Deinen Anfragen und Redaktionsbedenken belästigen? und hätte Jemand die — hoffentlich Scherzworte, — gehört, mit denen ich oft bei solchen Gelegenheiten empfangen wurde, so würde er mich für sofortige Entlassung aus dem Königlichen Dienste reif gehalten haben. Da ich mir bewußt war, in der That zudringlich zu sein, so erschrak ich oft vor diesen Begrüßungsworten, die zwar der Situation ganz angemessen waren, aber einen mit Papier und Bleistift Eintretenden doch perplex machen konnten. Waren diese durchaus aufrichtigen, in keiner Weise mißverständlichen Apostrophen heraus, so folgte ihnen auch sofort der bekannte

freundliche Ausdruck des Auges; der König setzte sich und hörte meinem Vortrage aufmerksam zu. Die dabei fallenden Bemerkungen waren oft wichtiger, als das für die Oeffentlichkeit Bestimmte. So sagte mir der König früh Morgens in Oldenburg, vor der Abfahrt nach Heppens: „Daß Sie mir in dem Berichte über die heutige Feier nur nicht vergessen meinen Bruder zu erwähnen. Er ist doch der eigentliche Gründer des ganzen Werkes," und als ich nach der Rückkehr in Berlin, am 21. Juni das Concept der Rede vorlegte, die der König am Tage vorher zu Osnabrück in demselben Saale gehalten, in welchem der Westfälische Friede geschlossen worden war, äußerte der König Wichtiges bei den mit Sternen bezeichneten Stellen. Um ihre Bedeutung zu verstehen, muß aber die Rede selbst gelesen werden, wie die Zeitungen sie später brachten.

(Zum Bürgermeister Miquel): „Sie haben sich in Ihrer Ansprache auf so wichtige geschichtliche Momente bezogen, daß sie namentlich in diesen Räumen und in diesem Augenblicke von besonderer Bedeutung sind. Zwischen damals und heut liegen schöne, aber auch trübe Zeiten und Ereignisse. Die Allerletzten, welche Uns zusammengeführt haben, sind durch die Macht der Verhältnisse weiter gegangen*, als berechnet werden konnte, und die Wahrheit der Worte, welche wir heute von der Kanzel hörten: ‚Gottes Wege sind nicht unsere Wege!‘ haben sich an uns aufs Neue deutlich gezeigt.** Durch gegenseitiges Vertrauen gehen wir, — so hoffe ich — einer zufriedenstellenden Zukunft entgegen. Wir wollen aber auch nie vergessen, daß alle Uebergangszeiten schwierig

sind. Der Empfang hier in Osnabrück hätte mich freilich das beinahe vergessen lassen. Er hat einen so freundlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich die Anwesenden auffordere, — — " u. s. w.

Bei * fügte der König hinzu: „Das ist gewiß wahr. Schon als Prinz von Preußen habe ich Hannover und Hessen wiederholt gewarnt, wohin ihr Verhalten gegen Preußen nothwendig führen müsse, wenn es einmal zu einem Konflikte käme. Ueber meine Anschauungen in solchem Falle und über meine Pflicht, konnten sie wenigstens keinen Augenblick im Zweifel sein."

Und bei ** fiel der König ein: „Das habe ich gesagt, damit nicht wieder Alles auf Bismarck kommt, und nicht wieder Alles im Voraus berechnet gewesen ist."

Besonders die letzte Aeußerung machte einen tiefen Eindruck auf mich, weil sie so ganz meinem Gefühl, meinen Beobachtungen, ja meinem, wenigstens in einzelnen Fällen positiven Wissen entsprach. Wie 1814 in London dem Feldmarschall Blücher fast größere Ehren, als den verbündeten Souveränen erwiesen wurden, so gefällt sich die Neuzeit darin, die ja unzweifelhaften Verdienste solcher Männer wie Graf Bismarck, von Moltke, von Roon, als die einzigen, als die entscheidenden zu preisen. Jeder dieser Männer soll es eigentlich allein gemacht haben! Alle ihre Rathschläge waren unfehlbar, alle Erfolge sind nur ihnen zu danken! Das ist übertrieben und ungerechtfertigt. Wer selbst die Vorgänge in der Nähe beobachtet, der weiß, daß all dieser Rath, alle diese Geschicklichkeit erst in der Hand des Königs zusammen-

gefaßt zur entscheidenden That wurde. An vortrefflichem Rath aller Art hat es dem Könige nicht gefehlt. Herr von Bethmann-Hollweg hat ihm dringend gerathen, den Herrn von Bismarck sofort zu entlassen; — der Erzbischof von Cöln rieth ihm, doch ja mit Oesterreich Friede zu halten, weil die Rheinischen Landwehrmannschaften tumultuirten. Aber, wer hat denn den Grafen Bismarck in das Amt berufen? Wer hat von all' den verschiedenen Plänen des Generals von Moltke den richtigen, der ganzen Lage entsprechenden gewählt? Wer hat denn all' die Maßregeln angegeben und bis zur Erschöpfung durchgesprochen, welche der General von Roon mit so anerkennenswerther Energie durchgeführt? Auf wem lag schließlich die meiste Verantwortung? Wen drückte sie am schwersten? Wer hatte sein Alles einzusetzen bei diesem politischen, wie militärischen Würfelspiel? —

„Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe
Raschlodernd, wie in seinem Zorn.“

Das gilt nicht allein für die Franzosen in Schillers „Jungfrau von Orleans“, das gilt für Jedes Volk! Immer sucht es nach einem leicht erreichbaren, seinem Verständnisse zugänglichen Objekte für seinen Jubel, und wer darf es ihm sagen, was ein König in solchen Lagen fühlt, denkt, thut! — Wie oft hätte ich nicht solch' Geschwätz korrigiren mögen, aber wahrscheinlich wäre ich gerade beim Könige übel damit angelaufen; und doch weiß er selbst am Besten, unter wie verschiedenem Rathe er hat wählen, über wie viele widersprechende Zweckmäßigkeiten er allein hat entscheiden müssen.

Diese Reise war reich an den erfreulichsten Eindrücken. Schon in Hannover zeigte sich gegen das vorige Jahr eine wesentliche Aenderung zum Besseren. Der Jubel beim Empfange war so auffallend, daß der König den Oberpräsidenten, Grafen Stolberg, beim Einsteigen in den Wagen lächelnd fragte: „Das ist wohl bestellt?" Das war es aber nicht. Die Parteien hatten sich allerdings noch schroffer geschieden, und man konnte die Extreme leicht unterscheiden. In der Masse selbst waren aber die Leidenschaften ruhiger, freilich auch der anfängliche Enthusiasmus kühler geworden. Wo der König persönlich erschien, war der Jubel ehrlich. Ich besuchte während des nur kurzen Aufenthaltes in Hannover das Schloß Herrenhausen und sah vom Garten aus auch in das Zimmer, in welchem ich im Mai 1866 jene merkwürdige Unterredung mit dem Könige Georg gehabt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen erinnerte mich lebhaft an einen Moment jener Unterhaltung. Neben meinem Zimmer im Hotel Royal wohnte der Major der Gardes du Corps Baron Eller von Ellerstein. Er war dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin bei dessen Inspektion der V. Armee-Abtheilung als Adjutant beigegeben und zeigte mir den schriftlichen Bericht, welchen der Großherzog beim Könige über seine Inspektion einzureichen hatte. Er war von der Adjutantur verfaßt und einfach mit „Bericht" überschrieben. Als er dem Großherzog zur Vollziehung vorgelegt worden war, hatte dieser die Ueberschrift in „Unterthänigster Bericht" geändert und somit der in der Preußischen Armee gültigen Form — obgleich selbst Souverän — genügt, auch der Unterschrift den

„General der Infanterie" beigefügt. Ein neuer und in fürstlichen Verhältnissen schlagender Beweis von der Treue und Freundschaft, welche der Großherzog Friedrich Franz zu jeder Zeit dem Preußischen Königshause bewahrt, und von dem militärischen Takt, den er bei allen Gelegenheiten gezeigt hat. Als ich daher vom Garten aus in jenes Zimmer des Herrenhauser Schlosses blickte und Alles an meinem Geiste vorüberging, was seit jener Unterhaltung geschehen war, kam mir auch ein Theil derselben in Erinnerung, den der Großherzog von Mecklenburg gerade heut so treffend illustrirt hatte. König Georg war nämlich damals im Gespräch mit mir auf die feindselige Stimmung gekommen, welche nach seiner Meinung in Preußen gegen Hannover herrsche und welche in der stets wiederkehrenden Aeußerung: Preußen müsse Hannover verschlucken, ihren Ausdruck fände. König Georg hatte ganz Recht; dergleichen konnte man in Berlin in jeder politisirenden Bierstube hören. Da ich nicht recht wußte, was ich darauf antworten sollte, so erlaubte ich mir die Frage:

„Haben Eure Majestät je gehört, daß man in Preußen sagt: Mecklenburg müsse verschluckt werden?"

„Nein, in der That! Wie kommen Sie darauf?"

„Es liegt das vielleicht darin, daß sowohl der Großherzog Paul, wie der jetzt regierende Großherzog, sich stets wie zur Familie des Preußischen Königshauses gehörig betrachtet haben. Man besucht sich gegenseitig bei Familienfesten, Manövern, Jagden, und da die beiderseitigen Staatsbehörden dieses Freundschaftsverhältniß zwischen den

Fürstenhäusern kennen, so hüten sie sich, bei Eisenbahnen, Telegraphenleitungen, Grenzverkehr u. s. w. Schwierigkeiten hervorzurufen, so daß Preußen und Mecklenburger sich gewöhnt haben, gute Freunde und Nachbarn zu sein; — und gute Freunde und Nachbarn verschluckt man nicht." —

Da König Georg das Gespräch sofort auf einen anderen Gegenstand lenkte, hatte er sehr wohl verstanden, was ich mit dieser Antwort gemeint hatte, und die bald darauf eintretenden Ereignisse haben bewiesen, wie zutreffend sie gewesen. —

In Bremen war der Empfang des Königs in hohem Grade enthusiastisch, wie überhaupt auf der ganzen Reise. Auch die wärmsten Berichte der Zeitungen sagten nicht zuviel, ja, sie erreichten kaum das Thatsächliche. Es war ein Triumphzug, nicht allein durch eroberte Länder, sondern auch durch eroberte Herzen; aber es gehörte auch die wunderbare Rüstigkeit des Königs dazu, um die Anstrengung zu ertragen. Der Tag des 17. Juni war in dieser Beziehung mein besonderes Wunder.

Früh 7 Uhr in Oldenburg ließ der König mich vor und sagte mir, worauf ich besonders mein Augenmerk zu richten hätte; danach den Hofmarschall, um die Befehle für den ganzen Tag in Heppens, Jever und Aurich zu empfangen; dann Bestimmung der Ordensverleihungen und Geschenke am Großherzoglichen Hofe und bei den Truppen. Darauf Abschiedsvisiten bei den Damen der Großherzoglichen Familie und Fahrt auf der Eisenbahn nach Heppens. Aus-

steigen bei strömendem Regen und heftigem Winde; Besichtigung der auf dem Perron aufgestellten See-Artillerie-Kompagnie, Vorstellung der Bau-, Hafen- und Territorial-Behörden; Fahrt nach dem Molenkopfe und Vornahme der feierlichen Namensgebung. Sodann zu Fuß auf weitem Umwege nach dem Einschiffungsplatze; Fahrt auf bewegter See zu dem englischen Kriegsschiffe „Minotaur“; Besichtigung und Klarmachung desselben zum Gefecht; Rückfahrt auf der „Grille“, und dann eine zweistündige Wanderung über das ganze Baufeld zu Fuß und bei starkem Winde. Dabei ging es in die siebzig Stufen tiefen Trocken-Docks hinunter und wieder hinauf, durch endlose Schuppen, in denen künftig einmal irgend etwas liegen sollte, durch halbfertige Gebäude, ganz fertige, aber leere Magazine, bis endlich ein Frühstück diese Wanderung, wenigstens auf kurze Zeit, unterbrach. Kaum war der Imbiß in aller Geschwindigkeit abgemacht, als man auch schon zur Grundsteinlegung der Kirche schritt, bei welcher der König, während eines großen Theils der gottesdienstlichen Handlung, mit entblößtem Haupte dastand, so daß ihm die Haare vom Winde umhergeweht wurden. Der Prediger wies besonders darauf hin, wie diese Hafenanlage dem Vaterlande schon viele Menschenleben gekostet habe, denn die Zahl der an Sumpffiebern und Cholera gestorbenen Arbeiter sei entsetzlich! Eben noch habe er einige solche Opfer begraben. Nun erfolgte die Abfahrt per Wagen über Jever nach Aurich; und unterwegs überall feierlicher und jubelnder Empfang, also auch ein freundliches Gesicht und gnädige Worte. Zum Schluß ein spätes Souper im

Ständehause zu Aurich und die Gewißheit, daß es morgen und übermorgen ganz ebenso anstrengend hergehen werde. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, stand ich dann noch auf irgend einer Treppenbiegung, in irgend einem Winkel des Vorzimmers, mit dem mahnenden Papierblatt und dem nur zu bereitwilligen Bleistifte; — das heißt, ich stand eigentlich nur in dem Augenblicke, wo der König kam; — denn, da ich das Alles auch hatte mitmachen müssen und todtmüde war, erlaubte ich mir, die Pausen sitzend auszunutzen, schlief auch wohl gelegentlich ein und wurde dann vom Unteroffizierposten geweckt, wenn spät in der Nacht der König endlich kam.

Schon bei der Krönung in Königsberg, oder vielmehr später durch die Feldzüge von 1864 und 1866 hatte ich erfahren, wie wenig auf ein sogenanntes böses Omen, und wäre es das effektvollste, zu geben war; denn dem gleichzeitigen Umfallen sämmtlicher Fahnen und Standarten der Armee folgten ja die Siege von Düppel und Königgrätz. Hier in Wilhelmshaven, beim Besuche des Englischen Kriegsschiffes „Minotaur“, gab es ein ähnliches Omen. Als das auf seinem Hintertheile mit einem Baldachin versehene Boot des Königs bei dem Schiffe anlegte, gab dasselbe einen Royal Salute aus den schweren Geschützen, nicht allein auf der entgegengesetzten Seite des Schiffes, sondern auch dicht über das anlegende Boot hinweg, welches der König glücklicherweise schon verlassen hatte.. Der Luftdruck war so stark, daß der Baldachin zerriß, die Fahnenstange zerbrach und so

die Preußische Königsflagge in die See sank. Die Bootsmannschaft war betäubt, und der ganze Vorgang so unangenehm, daß die Rückfahrt vom „Minotaur" ans Land auf dem Preußischen Dampfboote „Grille" erfolgte. In der That könnte man kein effektvolleres böses Omen für unsere junge Marine erfinden, als es hier der Zufall gestaltet hatte! Als nachher die Offiziere und Kadetten des englischen Schiffes an dem Dejeuner am Lande Theil nahmen, hörte ich eine interessante Unterhaltung zwischen einem englischen Midshipman und einem Preußischen Seekadetten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Unser Seekadett behauptete: Jede Marine müsse wissen, daß ein Salut nicht über ein anlegendes Boot hinweg, sondern auf der entgegengesetzten Seite gegeben werde. Die Kontroverse fing eben an warm zu werden, als aufgebrochen wurde, und die Streitenden sich leider trennen mußten.

In Emden, wo der König beim Konsul Burns wohnte, fand ich ihn vor dem Kamine sitzend; er sagte: „Wissen Sie, was das für ein Stuhl ist, auf dem ich sitze? Derselbe, auf dem in diesem Hause König Friedrich II. gesessen, als er Emden besuchte. Man hat ihn aufbewahrt und für mich wieder hinstellen lassen." — Ich mußte unwillkürlich dabei der Aeußerung des verstorbenen Generals von Gerlach von den „vorausgesteckten Grenzpfählen" gedenken, mit welcher er die Besorgniß beantwortete, Preußen dehne sich wohl, ohne Verbindung mit dem Mutterlande, zu weit aus, z. B. Hohen-

zollern, Neuschatel, Mainz, Jahdebusen. Damals schien mir die Aeußerung gewagt; aber die gestrige Taufe in Heppens und der Stuhl in Ostfriesland waren nichtsdestoweniger Wahrheit.

Auf dieser, an angenehmen und erhebenden Erinnerungen so reichen Königsreise, hatte ich nicht viel Freude durch meine Berichte an den Staats-Anzeiger. Obgleich ich mich so objektiv wie möglich hielt, schien der Staats-Anzeiger meine Schilderungen zuweilen doch für zu warm oder zu kolorirt gehalten zu haben, denn der mir unbekannte Redakteur strich nach Herzenslust. Dagegen kann ein bezahlter Mitarbeiter nicht wohl remonstriren und muß sich die redaktionelle raison d'état gefallen lassen. Wer aber für einen ganz bestimmten Zweck schreibt, ist nicht geneigt, sich aus irgend einer raison etwas streichen zu lassen. Einem anderen Blatte würde ich sofort meine Berichterstattung entzogen haben. Den Inhalt des Staats-Anzeigers konnte aber jede Zeitung nachdrucken, und nur wenn die Reiseberichte in demselben vollständig und interessant waren, wurden sie nachgedruckt, — und darauf kam es mir eben an. Ich mußte mir daher eine solche Censur vom Halse schaffen. — Welcher Art diese Rothstifthandhabung war, mag aus dem Beispiele erhellen, daß in meinem Berichte über die Reise von Emden nach Osnabrück der folgende Satz gestrichen wurde: „In Salzungen wurde Seine Majestät von dem Fürsten von Bentheim-Steinfurt empfangen, dessen beide Söhne, die Prinzen Alexis und Carl, welche im Königshusaren-Regiment (1. Rheinisches) Nr. 7

stehen, von Bonn gekommen waren, um den Durchlauchtigsten Chef ihres Regiments zu begrüßen." Wenn ein demokratisches Blatt dergleichen striche, so würde man sich nicht darüber wundern; bei dem Staats-Anzeiger fehlte mir aber jedes Verständniß dafür. Ich erlaubte mir daher, dem Könige Alles mitzutheilen und erhielt den folgenden Brief:

„„Woher kommt es, daß der Staatsanzeiger die Berichte über meine letzte Reise nicht in der Ausführlichkeit, das heißt verstümmelt, mittheilt, gegen dieselben Berichte in anderen Zeitungen?

Babelsberg 1/7. 69.

Wilhelm.""

Natürlich sandte ich dies Königliche Handschreiben mit einer gleichen, aber excessiv höflichen Anfrage an die Redaktion und erhielt folgende Antwort, die eben nichts weiter sagte, als was ich längst gewußt.

„Wie Ew. Hochwohlgeboren sich überzeugt halten wollen, ist es für die Redaktion eine schmerzliche und schwierige Aufgabe, Berichte, welche aus einer so bewährten Feder, wie der Ihrigen fließen, zu kürzen und abzuändern. Namentlich ist dies in Beziehung auf die von Ihnen gütigst gelieferten werthvollen Mittheilungen über die jüngste Reise Seiner Majestät des Königs der Fall gewesen. —

Hinsichts der Aufnahme von dergleichen Berichten in dem Königlichen Staats-Anzeiger ist die Redaktion indessen stets und wiederholentlich mit der bestimmten Anweisung versehen worden, mit Rücksicht auf die Stellung

des Blattes, als amtlichen Organs der Königlichen Staatsregierung, für alle Vorgänge ohne Ausnahme eine thatsächliche, registrirende Haltung, mit Ausschluß aller warmen und persönlichen Färbung zu beobachten u. s. w."

Natürlich sandte ich diese Antwort an den König und erhielt sie mit der folgenden Randbemerkung zurück:

„„Dann würde es ja besser sein, dem Staats-Anzeiger dergleichen Mittheilungen gar nicht mehr zu machen, oder sie in nüchternem Styl zu schreiben. Die bemerkten Kürzungen beziehen sich aber nicht blos auf warmen Anstrich, sondern auch auf Auslassung von Facten.

Babelsberg 14/7. 69.

Wilhelm.""

Daß auch diese Randbemerkung an ihre eigentliche Adresse gelangte, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Diese hübsche, kleine Korrespondenz hatte zur Folge, daß die Berichte, welche auf der Reise zur Königs-Revue in die Provinzen Pommern und Preußen meiner „bewährten Feder" entflossen, sämmtlich unverkürzt aufgenommen wurden. Hatte ich Reden und Ansprachen des Königs mitzutheilen, so brauchte ich, seit den in Kiel 1868 gemachten Erfahrungen, die Vorsicht, das genehmigte Konzept vom Könige unterzeichnen zu lassen; und meine Bitte darum wurde auch jedesmal gewährt.

Die nächste Reise war wieder eine sehr anstrengende für mich, denn außer dem Könige selbst, war bei solchen Manöverreisen wohl keine Person so unaufhörlich beschäftigt, wie ich. Früh Morgens, jedenfalls früher, als die meisten anderen Herren aufstanden, mußte ich schon Toilette gemacht haben, um zu rechter Zeit in der Wohnung des Königs zu sein, was bei den oft weitentlegenen Quartieren, bei schlechtem Wetter und Wagenmangel keine leichte Aufgabe war. Der König ließ mich dann gewöhnlich schon während des Kaffees herein und gab mir seine Befehle. Dann ging's zum Telegraphenamt, häufig unglaublich weit entfernt; und nachdem die Ordres de Bataille, die Manöver-Dispositionen, — oft unter den schwierigsten, noch öfter unter den ungefälligsten Verhältnissen — zusammengesucht waren, mußte ich zu den Truppen, Alles übersehen, Notizen sammeln und, kaum nach Hause gekommen, die Berichte für die Zeitungen schreiben. Bei Vorstellungen der Behörden, oder wo sich erwarten ließ, daß der König sprechen würde, was weitere Kreise interessiren könnte, mußte ich auf irgend eine Weise zugegen sein und vor allen Dingen das Talent haben, mich unsichtbar zu machen. Während alle Anderen aßen, schrieb ich, und während Andere spazieren gingen, studirte ich „Zugführerzettel" und „Frontrapporte"; meine Mahlzeiten richteten sich nach dem Abgange und der Ankunft der Post, und auf Erholung mußte ich warten, bis ich nach Hause kam.

Bis auf den Unglücksfall auf der Brücke des Schloßteiches in Königsberg, durch welchen einige dreißig Menschen ums Leben kamen, ereignete sich auf der ganzen Reise durch

Pommern und Preußen nichts, was die frohe Stimmung des Königs gestört hätte. Vielmehr vereinigte sich Alles, um sie hervorzurufen und zu erhalten. Mit besonderem Vergnügen schien der König die endlosen, um das Schloß versammelten Menschenmassen zu betrachten und sich der allgemeinen Erregung zu freuen. Einmal geschah es dreiviertel Stunden lang, vom Publikum ganz unbemerkt, aus einem Fenster seines Arbeitszimmers, und zwar zu meiner besonderen Besorgniß, weil er gleich nach dem Galadiner, ohne Kopfbedeckung und mit offenem Ueberrock, bei naßwindigem Wetter dastand. Ich mußte mich melden lassen, scheute mich aber, den König zu stören und beschloß zu warten, bis die Bedienung gerufen wurde. Es verging eine gute Viertelstunde, — nichts ließ sich hören; da öffnete ich ein Fenster des schwarzen Adlerzimmers, welches dicht neben und in gleicher Front mit dem Königlichen Wohnzimmer lag, sah vorsichtig um den Pfeiler und überzeugte mich, daß der König noch immer im Fenster lag und auf das Wogen der Massen herabsah, während der heftige Zugwind ihm durch die Haare fuhr. So mußte ich volle dreiviertel Stunden warten, bis der König sich an den Arbeitstisch setzte, und ich nun glaubte, eintreten zu dürfen.

Es galt das Diktat der Erwiederung, welche der König auf die Anrede des Oberpräsidenten der Provinz, von Horn, gegeben hatte, und als ich niederschrieb, machte der König eine Korrektur, deren eigentliche Bedeutung ich mir auch jetzt noch nicht erklären kann. Die Worte des Königs lauteten:

„Sie wissen, meine Herren, daß ich nur in besonderen Lagen meines Lebens, und daher jedesmal auch mit bewegteren Gefühlen in dieser Stadt erschienen bin. Auf die schwere Zeit, die ich mit meinen Königlichen Eltern hier verlebt, in welcher dann gleichzeitig auch die Regeneration des Staats begann, folgten die Großthaten der Befreiungskriege, an denen diese Provinz einen so hervorragenden Antheil genommen. Im Gegensatze zu diesen ernsten und schweren Tagen, die ich damals hier verlebt, sollte dann ein Akt meines Lebens folgen, der die höchsten und bedeutungsvollsten Symbole irdischen Regiments in meine Hand legte; so daß ich die Krone vom Altare des Herrn nehmen und sie als Zeichen, daß eine Krone, aus Gottes Gnade stammend, zum Segen des Volkes zu werden bestimmt ist, mir auf das Haupt setzen konnte. Die Gesinnungen, die Sie mir im Namen der hier Versammelten ausgesprochen, sind meinem Herzen um so theurer, als ich sie ja schon vielfach bewährt gefunden habe. Bei Erwähnung des Nothstandes in dieser Provinz, mit dem die letzten Jahre heimgesucht worden, gedachten Sie auch Meiner. Ich habe aber Nichts gethan, als was meine Königliche Pflicht mir auferlegte und meine lebhaften Mitgefühle verlangten. Somit kann ich mich nur freuen, meine Herren, daß meine Aufgabe, einen Theil meiner ruhmreichen Armee zu sehen, mich wieder in Ihre Mitte geführt hat." — So die Rede.

Als ich an den Satz kam: „eine Krone, aus Gottes

Gnade stammend," schrieb ich mechanisch und wiederholte, um zu bezeichnen, daß ich niedergeschrieben: „Eine Krone von Gottes Gnaden —"

„Aus Gottes Gnade" — verbesserte der König. Nun stutzte ich, da ich wußte, mit welcher Ueberzeugungstreue der König die althergebrachte, von den Widersachern aller Obrigkeit auf Erden so gern beseitigte und darum stets angegriffene Formel ehrte, und sah ihn erstaunt und fragend an.

Statt aller Erklärung wiederholte der König mit noch stärkerer Accentuirung: „Aus Gottes Gnade!" dabei nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, der jede weitere Frage verbot. So schrieb ich einfach nieder und mußte es auch so drucken lassen. (Siehe Neue Preußische Zeitung Nr. 217. — 17. September 1869.)

Wie gesagt fehlt mir auch heute noch der Kommentar dazu. Ich habe mich wenigstens nie unterstanden, danach zu fragen.

Das Zimmer, in welchem dies geschah, war mir auch sonst noch mannigfach aus dem Jahre 1861 in der Erinnerung. Hier hatte ich am Tage nach der Krönung den Kronenorden aus der Hand des Königs erhalten. Hier hatte der König eine Kommunalangelegenheit der Stadt Potsdam, die ich ihm, da Gefahr im Verzuge war, als Stadtverordneter derselben, vorzutragen wagte, erledigt; und von hier aus hatte man über einem tiefer liegenden Hause eine schwarz-roth-goldene Fahne wehen sehen, die ein „Gesinnungstüchtiger", gerade dem Fenster des Königs gegenüber, aufgezogen, — eine un-

gemein geistreiche Demonstration, die selbst der sonst so durchgreifende Polizeipräsident Maurach nicht verhindern konnte.

Bei der großen Parade des 1. Armee-Korps zwischen Heiligenbeil und Schirten wurde der König an einer Ehrenpforte von 12 jungen Damen mit einem Gedicht begrüßt. Freundlich hörte er es an und erwiederte dann die Anrede eines dortigen Superintendenten mit inhaltsschweren Worten. Als der König später die Treffenfronten des Korps abritt, sah ich, wie diese jungen Damen über den freigelassenen Theil des ausgedehnten Feldes nach dem Platze geführt wurden, von wo aus sie dem Vorbeimarsche zusehen sollten. Natürlich mußte die Wanderung dieser anmuthigen Gestalten, in einer Fußbekleidung, die gewiß nicht für schweren Sturzacker berechnet war, und in leichten weißen, durchaus nicht auf starken Windgang eingerichteten Kleidern, die allgemeine Aufmerksamkeit der in weitem Abstande ferngehaltenen Zuschauer auf sich ziehen, und rief eine sehr heitere Stimmung unter denselben hervor. Da auch ich mich jenem bevorzugten Platze näherte, so benutzte ich die Gelegenheit, mir das Gedicht zu erbitten, welches die Sprecherin an der Ehrenpforte recitirt, erhielt es, und machte zu gleichem Zwecke auch die Bekanntschaft des Superintendenten. Vier Wochen nachher erhielt ich eine Zuschrift aus Schirten, in welcher der dortige Ortsvorstand, Premierlieutenant a. D. Gutsbesitzer Wolff, mich an diese Begegnung erinnerte und mir den Wunsch der jungen Damen mittheilte, irgend eine Erinnerung an jenen

Tag aus den Händen Seiner Majestät — etwa Photographieen seines Porträts zu besitzen. Ich unterstand mich diese Bitte vorzutragen. Der König erinnerte sich noch sehr wohl jener vom Winde in seltsamer Weise erschwerten Sturzackerpartie der jungen Damen und bewilligte sofort die bescheidene Bitte durch das Marginale: „Soll geschehen!" Der Empfang der Bilder hat denn auch große Freude dort bereitet. —

Ende September reiste der König zur Taufe nach Schwerin. Bald nachher brachten die Zeitungen folgende Mittheilung: (N. Pr. Z. 235. 3. Okt. 1869.)

„Bei der letzten Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Preußen in Ludwigslust hatte unter vielen Anderen, auch der verdiente Alterthumsforscher, Geheimer Archivrath Lisch, die Ehre vorgestellt zu werden. Der Großherzog that dies mit den Worten: ‚Dies ist *mein* Humboldt,' — worauf der König an den Vorgestellten die Worte richtete: ‚Da will ich Ihnen wünschen, daß, wenn man Ihnen einmal nach Ihrem Tode ein Denkmal setzt, nicht so viel Unzutreffendes dabei geredet werden möge, als kürzlich bei der Monumentirung *meines* Humboldt in Berlin geschehen.'"

Es war denn auch wirklich Unglaubliches an Phrasen bei dieser Gelegenheit in Berlin geleistet worden. Mir fiel in der Zeitungsnachricht der so außerordentlich vorsichtige Ausdruck „Unzutreffendes" auf, und um zu erfahren, ob die ganze Sache wahr sei, glaubte ich das beste Mittel zu wählen, indem ich die Geschicklichkeit lobte, mit welcher grade dieser

Ausdruck den künstlich heraufgeschraubten Enthusiasmus charakterisirte; erhielt aber die Antwort:

„Der Vorgang war wohl ungefähr so; aber das Wort ‚Unzutreffendes‘, das Sie so sehr loben, habe ich nicht gesagt, sondern ich habe ‚Verrücktes‘ gesagt.“

Wieder war der 3. November, das St. Hubertus-Hofjagdfest, und mit ihm die in jedem Jahre schwerer werdende Aufgabe für mich gekommen, gegen Ende des Jagddiners das humoristische Jagdprotokoll zu lesen. An anderer Stelle habe ich schon ausgesprochen, mit welcher Sorge und Befangenheit ich stets an die Aufgabe ging, witzig sein zu sollen, besonders aber hier mit der angenehmen Bedingung, weder den Tadel der Damen des Allerhöchsten Hofes noch der sehr aufgeregten Gesellschaft der Jäger durch irgend Etwas auf mich zu ziehen. Obgleich ich jedes Mal mein Manuskript dem hohen Präses der Parforcejagden, Prinzen Carl von Preußen, zur Genehmigung vorlegte, so war ich doch nachgerade so ängstlich geworden, daß ich auch den König bat, ihm dasselbe vorlesen zu dürfen, namentlich seit 1866, wo es nahe gelegen hatte, auch seine Person zu erwähnen, ich das aber doch nicht ohne seine Erlaubniß thun wollte. So las ich ihm auch das zur diesmaligen Hubertusjagd Geschriebene vor. Der König lächelte, schien zufrieden und änderte Nichts. Am Festtage selbst war ich schon im Jagdschlosse Grunewald, als der Ober-Haus- und Hofmarschall Graf von Pückler, ehe zu Holz gezogen wurde, mich rufen ließ und mir das folgende Handbillet des Königs einhändigte:

„„Nach Ueberlegung wünsche ich, daß Sie in dem heutigen vorzulesenden Protokoll diejenigen zwei Stellen modificiren, oder ganz unterdrücken, in denen Anspielungen auf die échauffirten Herren gemacht werden, welche nach Tische und beim Zu Hausereiten starke Spuren der Wein-Erregtheit auf der Chaussée zeigten. Einmal ist es nicht gut, daß dergleichen Ungehörigkeiten überhaupt bei einem Königlichen Feste und gar bei der Königlichen Tafel zur Sprache kommen, die man sonst zu cachiren sucht. — Dann aber, sogar solche Unziemlichkeiten spaßhaft zu machen, statt sie zu ignoriren. — Es könnte Dies doch einige Betheiligte sogar dahin veranlassen, Ihnen zu Leibe zu gehen, bemerkend, daß sie sich dergleichen verbäten. — Ich wollte Ihnen dies mündlich sagen, muß aber schreiben, da ich, seit einigen Tagen unwohl, heute leider nicht erscheinen kann. Wilhelm.““

Die Stelle meines Protokolls, auf welche sich dieses Bedenken bezieht, lautete: „Vielen erschien sogar bei der Heimfahrt, obgleich es regnete, der Himmel sternenvoll; — wie das Kostüm, waren auch die Köpfe roth geworden, die Nüchternheit war in die Brüche gegangen, die Chausseegeld-Einnehmer waren der ungewöhnlich starken Einnahme wegen zu enthusiastischen Verehrern des edlen Waidwerks geworden, und die Parforce-Jungen zählten ihre Trinkgelder, — kurz — alle Welt war zufrieden.“ —

Selbst diese mäßigen, harmlosen Scherze waren dem Könige — nach Ueberlegung! — bedenklich erschienen. Die

Sorge für den Anstand bei einem Königlichen Feste, selbst die Sorge für mich, hatten das Handbillet diktirt. Es hätte nur eines Wortes an den Grafen Pückler bedurft, so wäre gewiß die strengste Censur geübt worden; dennoch schrieb der König selbst, schrieb, obgleich er unwohl war! Dergleichen bedarf keines weiteren Kommentars; dieses Handbillet ist jedenfalls höchst charakteristisch für den König. —

Anfang Dezember ließ Prinz Albrecht mich fragen, ob ich Lust hätte, ihn auf einer Reise nach St. Petersburg zu begleiten, wohin er sich zur Beiwohnung des Festes der St. Georgen-Ritter begeben werde. Er bot mir von der Grenze ab einen Platz in dem Kaiserlichen Extrazuge an und stellte mir die Möglichkeit in Aussicht, den dort im glänzendsten Maßstabe vorbereiteten Festlichkeiten beiwohnen zu dürfen. Bei meiner Vorliebe für Rußland und meiner Verehrung für die Kaiserliche Familie, — namentlich derjenigen Mitglieder derselben, welche die Traditionen des Kaisers Nicolaus in dankbarem Andenken bewahrten, und weil ich überzeugt war, durch meine Kenntniß der Russischen Sprache und durch meine dortigen Bekanntschaften und Verbindungen dem Prinzen, vielleicht sogar selbst meinem Könige nützen zu können, bedachte ich mich keinen Augenblick. Ich stellte nur die Bitte, daß ich innerhalb Preußen alle Reisekosten selbst bezahlen und in Petersburg wohnen dürfe, wo ich wolle; vorzüglich aber, daß ich nicht offiziell zum Prinzlichen Gefolge gerechnet werden, sondern während der ganzen Reise meine Un-

abhängigkeit bewahren sollte. Da der mir persönlich stets wohlwollende Prinz meine Eigenheiten in dieser Beziehung schon kannte, so wurde Alles gewährt, und ich konnte nun den König um Erlaubniß zu dieser Reise bitten. Ich fürchtete, wie im Jahre 1860 bei der Reise zum Begräbniß der Kaiserin Alexandra Feodorowna, die Bemerkung: „Ja! aber auf Ihre Kosten!" Diesmal wurde jedoch die Erlaubniß in besonders freundlicher Weise und ohne Bemerkung ertheilt.

Da ich in den Zimmern des Prinzen Albrecht täglich Gelegenheit hatte, den Kaiser Alexander II. zu sehen, da derselbe mich sogar dreimal in seinem Arbeitszimmer empfing, ich mit vielen hochstehenden Personen verkehrte und alle Schriftstücke mir zugingen, so habe ich mich in der That nach mehreren Richtungen hin nützlich machen können. Wie sich dies zugetragen, erklärt Folgendes.

Obgleich eine Wohnung für mich im Winterpalais bereit gehalten war, so wohnte ich doch bei meinem langjährigen Freunde, dem Generallieutenant Jasykoff, in der Kaiserlichen Rechtsschule, begab mich aber jeden Morgen um 8 Uhr zum Prinzen, um seine Befehle zu empfangen, und ihm alle Stadtneuigkeiten zu erzählen. Gleich am ersten Tage hatte der Prinz die ausführlichen Programme und Ceremonialvorschriften für die ganze Reihe der Feste erhalten. Ich übersetzte sofort aus dem Russischen das, was den König interessiren konnte, und schickte es nach Berlin, ebenso den Frontrapport für die große Parade und den Rapport des Großfürsten über den Stärkestand sämmtlicher Truppen des

St. Petersburger Militärbezirks, auf den ich wegen seiner Ausführlichkeit zwei Nächte verwenden mußte. Alle Briefe und Telegramme aus Berlin an den Prinzen gingen durch meine Hand und ich durfte mir Abschriften davon nehmen. Ich arbeitete in einem zwischen dem Wohnzimmer des Prinzen und dem Empfangssalon belegenen Zimmer, welches der Kaiser jedesmal auf dem Wege zum Prinzen passiren mußte; diesem glücklichen Zufall dankte ich besonders das viele Erfreuliche, was mir dort begegnet ist. Schon am ersten Tage, als der Prinz durch mein Zimmer ging, um seinen Besuch beim Kaiser abzustatten, saß ich dort bei der Arbeit und war nicht wenig erstaunt, als kaum zehn Minuten nachher der Kammerdiener (Salomon) die Thür aufriß, und mir zurief: „Rasch! Rasch! Herr Geheimer Rath, Sie sollen zum Kaiser kommen.“ Ich hatte wohl gehofft, den Kaiser einmal zu Gesicht zu bekommen, aber daß ich schon am ersten Tage in sein Kabinet gerufen wurde, war ein eben solches Glück wie im Jahre 1847, wo ich, (auch durch ein ungewöhnliches Zusammentreffen günstiger Umstände,) anderthalb Stunden nach meiner Ankunft in Petersburg, im Zimmer des Kaisers Nicolaus stand. Wie rasch ich von meinem Schreibtische in das Vorzimmer, zugleich Fahnenzimmer des Kaisers gekommen bin, kann man sich denken. Dort fand ich den Prinzen eben im Begriff sich vom Kaiser zu verabschieden und freute mich noch nachträglich über mein schnelles Erscheinen, ohne welches mir Manches in den folgenden Tagen nicht möglich gewesen wäre.

Mit seiner bekannten herzgewinnenden Freundlichkeit gab mir der Kaiser die Hand.

„Ich habe mich sehr gefreut, als Albrecht mir sagte, daß Sie mitgekommen wären, und werde Ihnen nicht vergessen, daß Sie das letzte Mal bei so trauriger Veranlassung die weite Reise nicht gescheut haben. Was mir mein Vater oft gesagt, bestätigt sich auch an mir. — Sie sind uns immer ein treuer Freund gewesen, und sind in ihren Schriften immer wohlwollend für Rußland und meine Armee geblieben. An Dem" — (zum Prinzen gewendet) — „hat Dein Vater und Deine beiden Brüder einen treuen Diener gehabt!" (zu mir:) „Ich habe bereits Befehl gegeben, daß Sie den besten Platz zum Zusehen bei allen unseren Festen haben sollen. Gewiß bekommen wir wieder Etwas davon zu lesen. Ich freue mich schon im Voraus darauf. Albrecht sagt mir, daß Sie schon fleißig an den König berichten. Wenn wir nur gutes Wetter zur Parade haben; aber freilich in Mänteln sollte man überhaupt keine Parade halten! — Kommen Sie mit in mein Kabinet. Eben habe ich das Prachtwerk über die Geschichte des Georgen-Ordens erhalten. Das wird Sie als ‚Soldatenfreund' interessiren."

Und nun trat ich nach dem Prinzen in das Kabinet ein, von dessen Wänden überall Preußische Erinnerungen herabsahen, an denen, als der Kaiser bemerkte, daß meine Augen sich auf sie richteten, er mich selbst umherführte und bei jedem Einzelnen erklärte, woher das Porträt, das Souvenir u. s. w. stammte. Auch an den Kaiser Nicolaus und die Kaiserin Alexandra Feodorowna erinnerte Vieles, so an

Ersteren die mächtige Kosackenmütze mit dem Reiherbusche, welche er getragen. In der Anordnung und Ueberfüllung mit Papieren, Büchern, Plänen, Nippes aller Art, ähnelte das Kabinet des Kaisers dem Arbeitszimmer des Königs. Der Kaiser war unermüdlich dem Prinzen und mir Gegenstände zu zeigen, die an Preußen und seine Verbindung mit Rußland erinnerten, bis endlich eine Viertelstunde vorüber war, und der Prinz sich empfahl. Beim Herausbegleiten und Abschiednehmen traf es sich, daß ich gerade vor das Krüger'sche Bild der großen Berliner Parade zu stehen kam, welches hinter den Fahnenständern an der Ausgangsthür im Vorzimmer hing, und auf welchem der Maler auch mich in jüngeren Jahren, in einer Gruppe mit den Schauspielern Gern und Rüthling verewigt hatte. So war ich also diesen Räumen, wenigstens in effigie, nicht fremd gewesen.

Am Tage darauf, am 8. Dezember, als dem eigentlichen Festtage, erhielt ich schon früh durch einen Kaiserlichen Adjutanten die Weisung, mich in dem berühmten St. Georgensaale neben dem Throne einzufinden, weil ich von da aus Alles am Besten würde übersehen können. Kaum dort aufgestellt und ganz in meine Notizen über das imposante Arrangement der Fahnen und Armee-Deputationen vertieft, hörte ich laut einen der vier beschäftigten Ceremonienmeister rufen: „Der Königlich Preußische Geheime Hofrath Schneider!“ Als ich mich bemerklich machte — was gerade nicht schwer war, da ich an diesem Tage im Winterpalais unter Tausenden von Uniformirten als einziger im Civilfrack glänzte — sagte mir der Ceremonienmeister: „Der Kaiser hat befohlen, Sie

möchten ihn in dem Alexandrinischen Saale erwarten; Sie sollen mit ihm an der Front der Truppen herunter gehen. Ich werde Sie führen!“ und fort ging es aus dem Georgensaal durch die Generalsgallerie, den Wappensaal und den Vorsaal zur Kirche, in den Alexandrinischen Saal, an dessen Wänden nur die kolossalen Schlachtenbilder aus den Jahren 1813 und 1814 hängen; dort ließ der Ceremonienmeister mich stehen, bis der Kaiser kommen würde. Vereinsamt in dem ungeheuren Raume, wartete ich ungefähr eine halbe Stunde und ging mit mir zu Rathe, wie ich der Ehre ausweichen könne, im Gefolge des Kaisers an der Front der in allen Sälen aufgestellten Truppen entlang zu gehen. Mein solitärer Frack mußte dabei ja die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und mich fast gewaltsam aus meiner glücklichen und nützlichen Unbemerktheit herausdrängen. Als ich noch mit diesen, keineswegs besonders angenehmen Gedanken beschäftigt war, kam der Großfürst Nicolaus Nicolaiewitsch — Bruder des Kaisers und Kommandirender General des Garde-Korps und der sämmtlichen Truppen des Petersburger Militär-Bezirks — durch den Saal, um sich zu den Truppen zu begeben. Erstaunt mich hier zu sehen, stand er mit seiner ganzen Suite still, zog mich zu sich, umarmte mich in conspectu omnium, und stellte mich seinen Offizieren mit den Worten vor: „Sehen Sie, meine Herren, das ist Einer von den Wenigen, welche die alte Zeit nicht vergessen haben und unter allen Umständen dieselben geblieben sind! — Ich wußte garnicht, daß Sie hier waren; aber freilich, wo die Preußische oder die Russische Armee einen Ehrentag feiert, dürfen Sie

nicht fehlen. Sie sind ja auch schon bei Kalisch gewesen. Oberst Herschelmann! stellen Sie Herrn Schneider gleich meinen beiden Söhnen vor — sie stehen an dem heutigen Ehrentage schon in der Front — und sagen Sie ihnen, das wäre ein alter und lieber Freund ihres Vaters und Großvaters. Adieu! wir sehen uns hoffentlich bald wieder! Essen Sie bei mir! Wenn Sie irgend einen militärischen Nachweis haben wollen, soll Ihnen Herschelmann Alles geben. Sie haben sich übrigens hier gerade den richtigen Platz gewählt, unter dem Bilde von Arcis-sur-Aube, wo Ihr hochseliger König mit dem Kaiser Alexander, dem vorigen Könige und dem König Wilhelm abgebildet sind. Da gehören Sie hin. Adieu! Ich muß zu den Truppen. Der Kaiser kommt bald!"

Der glänzende Strom rauschte vorüber. Oberst Herschelmann nahm mich sofort unter den Arm und führte mich, obgleich ich ihm mittheilte, der Kaiser habe mein Verbleiben im Alexandrinischen Saale befohlen, wieder in den Wappensaal zurück, wo die Armee-Deputationen aufgestellt waren. Beim Garde-Sappeur-Bataillon stand der noch nicht sechsjährige Großfürst Peter, mitten unter den bärtigen Georgen-Rittern der Garde-Sappeure und schien durchaus keinen Gedanken daran zu knüpfen oder einen besonderen Eindruck davon zu empfangen, daß ihm ein Preußischer Geheimer Hofrath vorgestellt wurde. Mechanisch gab er mir die Hand und trat sofort wieder in das Glied zurück. Dann ging es zum Litthauischen Leib-Garde-Regiment, am anderen Ende des Saales, wo dieselbe Prozedur mit dem Großfürsten Nicolaus dreizehn Jahre alt, vorgenommen wurde, welcher mich

erst erstaunt ansah, dann aber, als er die Worte seines Vaters gehört, mit ungemeiner Grazie aus dem Gliede trat und mir ebenfalls die Hand reichte. Nun eilte ich aber in den Alexandrinischen Saal zurück, wo dann auch bald der Kaiser mit einem nur kleinen Gefolge erschien. Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Alexander von Hessen, Prinz Peter von Oldenburg, der Prinz von Mecklenburg-Strelitz, der General-Adjutant und Flügel-Adjutant vom Dienst und einige hohe Generale, die ich noch nicht kannte, bildeten dasselbe. Im Vorübergehen rief mir der Kaiser zu: „Ah, da sind Sie ja auf dem richtigen Posten! Nun kommen Sie mit, dann sollen Sie Alles ganz genau sehen." Damit war das glänzende Meteor vorüber. Ich blieb aber stehen und konnte ja möglicherweise den Zuruf überhört haben, während ich aus meinem endlosen Komplimente wieder auftauchte, sollte mich aber dieser angenehmen Excuse nicht lange erfreuen, denn sofort kam Graf Adlerberg zurück und rief: „Eh bien, Mr. Schneider! Vous avez entendu! Sa Majesté vous a dit de suivre; suivez, suivez!" So gab es also keine Rettung! — In den Vorsaal zur Kirche, wo die Palast-Grenadiere und in die Porträt-Gallerie, wo die Georgs-Ritter der Hofdienerschaft, der Ministerien u. s. w. standen, hielt ich aus, dem Kaiser zu folgen; beim Eintritt in den Wappensaal ließ ich mich aber geschickt abdrängen und verschwand hinter einigen Kaukasischen Pelzmützen. Der Kaiser setzte seinen Umgang durch die Säle fort, und ich schlängelte mich wieder in den St. Georgensaal zurück, wo dann die überwältigend großartige Ceremonie stattfand.

Während der Hof nach der Ceremonie bei Tafel saß, hatte ich mich in das schon erwähnte Zimmer zurückgezogen, um sofort an den König zu berichten und die Berliner Zeitungen zu versorgen. Hier wurden mir nun die Telegramme bekannt, welche in Folge der geschehenen Verleihung der 1. Klasse des St. Georgen-Ordens an den König, die nach der Truppenbesichtigung, kurz vor der Ceremonie im St. Georgensaale erfolgt war, zwischen Petersburg und Berlin gewechselt wurden und die sämmtlich durch meine Hand gingen.

Das erste Telegramm aus Berlin traf gegen 5 Uhr Nachmittags ein.

> Berlin, 8. Décembre 4 heures Après-midi. Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies.
>
> „„Je Vous présente mes félicitations pour la belle fête d'aujourd'hui, que j'ai suivi en idée, d'heure en heure. Le Colonel Werder vient de m'annoncer l'insigne honneur, dont Vous l'avez trouvé digne et je Vous en remercie du fond de mon coeur. Guillaume.““

Der für Petersburg neuernannte Militär-Bevollmächtigte, Flügel-Adjutant, Oberst von Werder, hatte nämlich schon Vormittags den Georgen-Orden 4. Klasse erhalten und dies sofort dem Könige telegraphisch gemeldet. — Um dieselbe Zeit, als dieser Dank des Königs in Petersburg eintraf, hatte er selbst das folgende Telegramm Kaiser Alexanders in Händen, welches schon vor der Ceremonie abgeschickt worden war:

Pétersbourg. Roi de Prusse. Berlin.

„En Vous remerciant de coeur pour Votre lettre amicale par Albert, et au moment d'aller à la solennité militaire, permettez de Vous offrir, au nom de tous les chevaliers de Saint George, le grand Cordon de cet ordre, qui Vous revient de droit. Nous serons tous fiers de Vous voir décoré. Puissiez-Vous y voir une nouvelle preuve de l'amitié, qui Nous lie, basée sur les souvenirs d'une époque à jamais mémorable, où nos deux armées combattaient pour la même sainte cause. Je me suis permis de donner la croix, quatrième classe, à Votre Aide de Camp Werder.

Alexandre."

Spät Abends traf die folgende Antwort des Königs ein:

Berlin, 8. Décember 6½ heures soir A Sa Majesté l'Empereur Alexandre à Pétersbourg.

„„Profondément ému, les larmes aux yeux je Vous embrasse pour Vous remercier d'un honneur auquel je n'osais m'attendre. Mais ce qui me rend doublement heureux, c'est la manière, dont Vous me l'annoncez. Certes, j'y vois une nouvelle preuve de Votre amitié et le souvenir de la grande époque, où Nos deux armées combattaient pour la même sainte cause. Par cette même amitié et par ce même souvenir, j'ose Vous prier d'accepter mon

ordre ‚pour le mérite'. Mon armée sera fière de Vous voir porter cet ordre. Que dieu Vous garde!

Guillaume.""

Gleichzeitig kam auch das folgende Telegramm an den Prinzen Albrecht an:

Berlin 8. Dezember 6½ Uhr Abends.

Dem Prinzen Albrecht von Preußen.

„„Nein welche Ehre ist mir widerfahren! Ich bin überglücklich, aber vollständig erschüttert! Ich revanchire mich, indem ich dem Kaiser den pour le mérite offerire. Hast Du zwei Kreuze, so biete es ihm an.

Wilhelm.""

Als dieses Telegramm eintraf, befand sich Prinz Albrecht in der Gala-Vorstellung der Kaiserlichen Oper, aus welcher er gleichzeitig mit dem Kaiser in das Winter-Palais zurückkehrte. Während er beim Ausziehen war, kam plötzlich der Kaiser durch den Empfangssalon und mein Zimmer, stürzte in das Schlafzimmer des Prinzen, der sich in einer unbeschreiblichen Toilette befand, und theilte ihm das Telegramm aus Berlin mit, durch welches ihm der Orden pour le mérite verliehen worden. Erst als der Kaiser sich wieder entfernt hatte, konnte der Prinz auch das für ihn eingetroffene Telegramm des Königs lesen, zog nun die volle Russische Generalsuniform an und brachte selbst das Mérite-Kreuz zum Kaiser hinüber.

Ein Brief des Königs an seinen Bruder vom 14. Dezember, also sechs Tage nach der Ordensverleihung geschrieben, schildert am Besten die Eindrücke, welche dieselbe in Berlin hervorgebracht; er lautete:

„„Dein eben erhaltener Brief vom 12./30. mahnt mich, daß ich Dir noch garnicht, trotz der vielen Telegramme, geschrieben habe, und doch drängte es mich nach allem Schönen, Großen und Unerwarteten so sehr, mich gegen Dich auszusprechen und Dir den Moment zu schildern, als ich das Telegramm des Kaisers las und zu den Worten der Verleihung des großen Georgen-Ordens kam. Ich ließ vor Ueberraschung das Blatt geradezu fallen, und Thränen der Erinnerung vergangener, schöner Tage und des Dankes für diese gegenwärtige énorm ehrenvolle Auszeichnung erfüllten meine Augen, je mehr ich die schönen Worte und Gefühle des Kaisers weiter lesen konnte. Dies war der völlige Anklang der Traditionen seines theuren Vaters, auf diesen von Kaiser Alexander I. vererbt. Erst nachdem ich mehrere Male dieses schöne Telegramm durchgelesen, um mich immer mehr von der Wahrheit der mir widerfahrenen Auszeichnung zu überzeugen, konnte ich zum Antworts-Telegramm an den theuren Kaiser schreiten und ihm sofort den Orden p. l. mérite anbieten. Wie ich von Neuem aus Deinem eben erhaltenen Briefe ersehe, ist wirklich die Freude und Genugthuung auf beiden Seiten eine so große, daß es schwer zu unterscheiden ist, wer voraussteht? Indessen

scheint mir denn doch meine Empfindung einer solchen Auszeichnung, die in diesem Momente einzig ist, am Gerechtfertigsten und am Höchsten zu stehen. Und hierzu tritt das Gefühl der Auszeichnung, die meiner herrlichen Armee dadurch zu Theil geworden ist, denn die Worte des Kaisers: — „cet ordre, qui Vous revient de droit," — zeigen auf den großen Sieg und die siegreiche Campagne hin, die meine Armee mir erfochten mit ihrem Leben und Blut! Das Alles stand in jenem Momente vor meinen Augen, als ich die Worte des Kaisers las: „Permettez de Vous offrir, au nom de tous les chevaliers de St. George, le grand Cordon de cet ordre," und daher meine nicht zu schildernde émotion. Die Theilnahme hier für mich ist sehr allgemein, und ich freue mich, ein Gleiches durch Dich von dort zu hören, was eigentlich noch mehr sagen will, da diese einzige Auszeichnung einen Fremden traf, und 1866 unsere Siege dort nicht allgemein gern gesehen wurden, mit Ausnahme in der Armee. Ich bin fast neidisch, daß Du die magnifique Parade sehen konntest. Sehr gern würde ich noch Einmal in guter Jahreszeit diese Reise unternehmen, namentlich nach diesem Kaiserlichen Gnaden-Akte, um an dem Grabe Charlottens zu beten, und alle theuren Orte wiederzusehen und die Armee! — Nachdem wir Wochenlang glaubten, die Sonne sei abgeschafft, haben wir einen herrlichen Sonnentag mit 1° Frost, so daß der Thiergarten énorm peuplirt ist. Nun lebe wohl! Tausend

Liebes dem Kaiser und der ganzen Familie, surtout Großfürstin Hélène! Dein treuer Bruder

Wilhelm.""

Am Tage nach jenem Telegrammwechsel saß ich schon früh wieder im Winter-Palais an der Arbeit, als um 9 Uhr plötzlich der Kaiser hereintrat, mir zeigte, daß er bereits den pour le mérite am Halse trug und dabei rief: „Was sagen Sie nur, Schneider, daß mir der König den pour le mérite verliehen! Freuen Sie sich mit mir!" In der That hat der Kaiser auch bis zur Abreise des Prinzen sowohl öffentlich bei Paraden, als in seiner Häuslichkeit, wie ich wiederholt beobachten konnte, den Orden getragen. Bei der großen Parade wurde mir vielfach Gelegenheit geboten, mich im Gespräch mit Offizieren und im Publikum von dem Eindruck zu unterrichten, den die Ordensverleihung an den König gemacht hatte, welcher ja auch die der vierten Klasse an den Kronprinzen und an den Prinzen Carl gefolgt war. Bei dem außerordentlichen Ansehen, in welchem der Georgen-Orden in der Russischen Armee stand, und bei dem Faktum, daß kein Russischer General lebte, der nach den überaus strengen Bedingungen des Statuts Anspruch auf die erste Klasse machen konnte, — hatte doch der Kaiser selbst erklärt, daß er das große Band nur anzulegen wage, weil er durch Erbrecht Großmeister des Ordens geworden sei, — gab sich allerdings kund, daß der Vorgang einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht hatte; der Eine dachte an die wahrscheinliche Verstimmung in Wien, der Andere fürchtete, Napoleon und die

französische Armee möchten die Erinnerung an die „sainte cause“ der Feldzüge 1812—1815, von beiden Monarchen übereinstimmend betont, übelnehmen. Viele begriffen nicht, weshalb ein Preußischer Oberst mitten im Frieden das Georgenkreuz erhalten hatte. Dagegen waren alle über die vollkommene Gerechtigkeit und Berechtigung der Verleihung an den König Wilhelm einig, wenn es den Russen auch nicht besonders angenehm war, daß gerade ein Fremder der Einzige sein sollte, dem sie eine vollständige Berechtigung zugestehen mußten. Viele erkundigten sich angelegentlich bei mir, welchen Rang und wie viele Klassen der Orden pour le mérite habe und schienen höchlich erstaunt, daß der jüngste Offizier ganz dieselbe Insignie erhalte wie der älteste General. Was der König selbst sofort in seinem Antwortstelegramm ausgesprochen, — das Außergewöhnliche des ganzen Vorganges war das Thema, um welches die Gespräche sich drehten, und allgemein machte sich die Neigung bemerkbar, der Sache eine weittragende politische Bedeutung zu geben.

Am Abende dieses Tages war ich zum Thee bei der Gräfin Versen, geborenen Elise von Rauch, Tochter eines Mannes, dem ich viel verdankte. Sie war auch in ihren dortigen glänzenden Verhältnissen eine gute Preußin geblieben und hing mit rührender Treue und Verehrung am Königshause. Auch sie hatte dergleichen Meinungen und Bedenken den Tag über in den vornehmen Russischen Kreisen gehört, zog mich auf die Seite und fragte mich, ob ich nicht veranlassen könne, daß in Berlin irgend Etwas geschehe, was der Russischen Armee den Beweis liefere, daß die Verleihung

des Georgen-Ordens 1. Klasse wirklich auch in Preußen einen eben so tiefen Eindruck gemacht, wie in Rußland; etwa eine Parade in allen Garnisonen oder eine Proklamation an die Armee u. s. w. Auch die Herren der Preußischen Gesandtschaft, mit denen ich spät Abends noch zusammentraf, meinten Aehnliches, fühlten sich aber außer Stande, ein Mittel anzugeben, wie das wohl zu erreichen sei.

Ich hielt mich verpflichtet, dem Prinzen Albrecht zu berichten, was ich gehört und fand, daß das Mitgetheilte mit seinen eigenen Wahrnehmungen übereinstimmte. Eine Berathung mit dem Königlichen Gesandten ergab dann eine Depesche in Chiffern an den König, welche am 10. abging und vom Könige, ebenfalls telegraphisch, am 12. durch die Mittheilung des Toastes beantwortet wurde, welcher an diesem Tage in Berlin bei einem, besonders zur Feier der Ordensverleihung gegebenen Gala-Diner ausgebracht worden war. Die Depesche enthielt auch die Worte: „So daß Dein Telegramm auf diese Art erfüllt ist." Da dem Prinzen daran lag, den Toast sofort dem Kaiser mitzutheilen, so mußte ich rasch eine Abschrift desselben machen, in welcher natürlich diese letzte Stelle wegblieb. So erfolgte die Ueberreichung meiner Abschrift an den Kaiser.

Als ich sie zurückbekam, unterstand ich mich, dem Prinzen vorzuschlagen, ob er diesen Toast des Königs mit einer Beschreibung des Diners nicht in einer Russischen Zeitung drucken lassen wolle, ehe die Berliner Zeitungen denselben nach Petersburg brächten? Der Prinz trug aber Bedenken, so Etwas in einem fremden Lande und ohne Vorwissen und

Genehmigung des Kaisers zu thun. Er glaubte zwar, daß der Kaiser wohl zufrieden damit sein werde; da er aber eben erst bei ihm gewesen, so könne er ihn doch nicht gleich wieder belästigen. Aber Eile war freilich nöthig, wenn die Sache ihre rechte Wirkung thun sollte, namentlich so lange die aus allen Theilen des ungeheuren Reiches nach Petersburg gekommenen St. Georgen-Ritter noch hier versammelt waren. So beschloß ich denn auf eigene Hand zu handeln, nahm die Abschrift des Telegramms mit und ging in das Vorzimmer des Kaisers, um zu versuchen, wie ich wohl die Genehmigung desselben zum Druck erhalten könnte. Dieses Vorzimmer lag zwischen dem Kabinet des Kaisers und der Bibliothek, in welcher er gewöhnlich frühstückte. Ich sagte dem Kammerdiener, er möge mich nur hier stehen lassen, bis der Kaiser nach dem Frühstück in sein Kabinet gehe, denn da er mich persönlich kenne, so werde er es nicht übelnehmen, wenn ich auf diese Weise im Vorübergehen eine Bestellung des Prinzen Albrecht auszurichten versuche. Da der Kammerdiener mich aus Potsdam her kannte, so machte er keine Schwierigkeiten; wußte er doch, daß der Kaiser mich jedesmal sprach, wenn er nach Berlin oder Potsdam kam. Das Glück war mir denn auch wieder günstig, denn kaum öffnete sich die Thüre des Bibliothekzimmers, als der Kaiser heraustrat, mich sah und fragte: „Wollen Sie mich besuchen, Schneider? Kommen Sie!" — und mich zum Erstaunen aller Anwesenden mit in sein Kabinet nahm. Möglichst kurz brachte ich mein Anliegen vor, erhielt sofort die Erlaubniß, erbat aber auch eine schriftliche Bestätigung, mit welcher ich mich legitimiren könne,

worauf er lächelnd das Verlangte auf das Original schrieb und sagte: „Warten Sie hier ein wenig, ich will das Telegramm doch erst der Kaiserin zeigen!“ Er ging wieder in das Bibliothekzimmer zurück und ich blieb allein in seinem Kabinet, öffnete aber die Thüre nach dem Vorzimmer, so daß die dort Versammelten sehen konnten, daß ich mich nicht von der Stelle rührte. Als der Kaiser dann zurückkam und mir das Papier zur Besorgung übergab, unterhielt er sich über eine halbe Stunde mit mir. Die mir für mein ganzes Leben merkwürdige Unterhaltung gehört nicht hierher, eine Aeußerung ausgenommen, welche mich vorzüglich frappirte:

„Man giebt sich von den verschiedensten Seiten her alle mögliche Mühe, um Rußland von Preußen zu trennen und Mißtrauen zu säen, aber so lange ich lebe wird es nicht gelingen! Meine Gesinnungen ändern sich weder gegen den König, noch gegen Preußen!“

Ich meldete nun dem Prinzen den Erfolg und eilte dann zum General-Lieutenant Menkoff, Redakteur des „Russischen Invaliden“, weil ich glaubte, daß die Veröffentlichung gerade in dem für die Armee bestimmten Blatte am wirksamsten sein werde. Gleichzeitig ergriff ich diese Gelegenheit, um dem General Menkoff einen Artikel über die Schlacht bei Bar-sur-Aube und die Veranlassung zu der damaligen Verleihung der 4. Klasse des St. Georgen-Ordens zu schreiben, welcher denn auch noch während meiner Anwesenheit in Petersburg und mit meiner Namensunterschrift gedruckt wurde.

Die Aeußerung des Kaisers, daß man sich bemühe, Preußen und Rußland zu trennen, hatte ich oft genug Gelegenheit, bestätigt zu finden. Ich bewegte mich in den verschiedenartigsten Sphären und konnte jedenfalls mehr sehen und hören, als irgend Jemand in dem offiziellen Gefolge des Prinzen. Hülfreich waren mir dazu meine vielen alten Bekanntschaften mit bedeutenden Personen und auch solche, die ich erst bei dem diesmaligen Besuche Petersburgs gemacht hatte. Gleich am zweiten Tage begegnete ich dem Reichskanzler Fürsten Gortschakoff, den ich schon in Potsdam kennen gelernt, was ich eigentlich seinem 50 jährigen Dienstjubiläum verdankte. Sein besonderer Verehrer, mein langjähriger Freund, Jasykoff, hatte mich nämlich gebeten, eine Beschreibung seines Jubiläums in einer gelesenen deutschen Zeitung zu geben und mir dazu das Portrait des Fürsten und Photographieen der erhaltenen reichen Geschenke gesandt. Ich schrieb eine Biographie und ließ sie in der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" drucken. Sie machte in Rußland Aufsehen, wurde nachgedruckt, und als der Fürst in Begleitung des Kaisers durch Potsdam kam, bedankte er sich für die ihm ganz unbekannter Weise erwiesene Artigkeit. So mochte er wohl dazu veranlaßt worden sein, mich zu sich einzuladen, als er mich im Winterpalais, gewissermaßen in Funktion beim Prinzen, wiedersah.

Als ich ihm nun meine Visite machte, fand ich ihn in einer sehr aufgeregten Stimmung, in welcher eine überraschende Lustigkeit ziemlich durchsichtig eine große Gereiztheit verdeckte. Ueberaus freundlich empfangen, fragte mich der

Fürst gleich, ob ich denn schon den boshaft-feindlichen Artikel gelesen, den die Wiener „Freie Presse" vor einigen Tagen gegen ihn gebracht und als ich dies verneinte, gab er mir das Blatt, bat mich auch, es gleich in seiner Gegenwart durchzulesen. Es war in der That ein schlimmer Artikel und dabei innerlich so durchaus unwahr und unwissend, daß eben nur böse Absicht und Lust am Beleidigen ihn diktirt haben konnte. Ich bat den Fürsten, mir das Zeitungsblatt zu erlauben, ich wollte einmal versuchen, ob man diesen Wiener Journalisten nicht ad absurdum führen könne. Das wurde mit ganz besonderer Freude gestattet. Der Fürst sagte mir, daß er alle meine Schriften über den König Wilhelm mit Vergnügen gelesen, da er eine unbegrenzte Verehrung für ihn habe und ich in seiner Charakteristik nur Wahres gesagt.

Er erführe es auch meistens, wenn ich mit meinem Petersburger Freunde korrespondire, und habe sich überzeugt, daß ich das einzig richtige Verhältniß zwischen Preußen und Rußland erkannt. Die Ereignisse hätten meinen Anschauungen bis jetzt Recht gegeben, und er freue sich jedesmal, etwas von mir zu lesen, weil allerdings seit dem Tode des Kaisers Nikolaus sich viele Leute ein Geschäft daraus machten, über Preußen hinweg mit Frankreich zu kokettiren. Noch kurz vor der Ankunft des Prinzen Albrecht sei von allen Seiten Sturm gegen ihn gelaufen worden, sowohl wegen der Nord-Schleswigschen Grenzdistrikte, als wegen der unangenehmen Bewegungen in den Russischen Ostseeprovinzen. Dazu käme die Besorgniß, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß

Preußen zwingen könne, über den Main zu gehen, und dies sei ein Punkt, den Rußland bei aller Freundschaft für Preußen nie zugeben werde. Er wolle zwar gerne glauben, daß ein solcher Schritt eben so wenig in der Absicht des Grafen Bismarck liege, als die Ostsee-Edelleute Ursache hätten, sich auf die Sympathieen des Grafen zu berufen; aber er müsse doch auch sagen, daß er diese Dinge in seiner Stellung als Kanzler des Kaiserreiches nicht gleichgültig betrachten könne.

Die Unterhaltung hatte somit eine sehr ernste Wendung genommen und der Fürst wurde so lebhaft und kam so in Fluß, daß ich es für gerathener hielt, einfach zuzuhören und nur ab und zu ein Wort einzuschalten. Sie wurde aber durch die Anmeldung des Feldmarschalls Grafen Berg, Statthalters von Polen, unterbrochen, der mich nicht wenig erstaunt ansah, als der Fürst bei seinem Eintritt aufstand, sich, — da er gerade an der Gicht litt, — auf meinen Arm stützte und zu ihm sagte: „Pardon, mon cher Maréchal! Il faut, que je montre à Monsieur Schneider le portrait de Son Souverain, avant qu'il me quitte. N'est ce pas, Vous m'attendrez dans mon cabinet? ce ne sera qu'un moment. Venez cher Conseiller!" und so ging der Reichskanzler mit mir durch eine Reihe von Sälen bis zu einem lebensgroßen Bildniß des Königs, plauderte auch noch so lange mit mir, daß mir wegen des wartenden Feldmarschalls angst und bange wurde, der doch schwerlich begriffen hat, warum einem Preußischen Geheimen Hofrathe vom Fürsten persönlich ein Bild gezeigt oder warum er erst durch alle möglichen Säle herumgeführt werden mußte. Obgleich ich

7*

den Grafen Berg von Wiesbaden her kannte und vier Wochen lang täglich neben ihm an der Table d'hôte in der „Rose" gegessen, so hütete ich mich doch, nach dieser Scene in Petersburg in seine Nähe zu kommen.

Da ich den Tag über Anderes zu arbeiten hatte, wandte ich die Nacht daran, um eine geharnischte Erwiederung auf jenen Artikel der Wiener „Freien Presse" zu schreiben, mit welchem bewaffnet, ich am nächsten Vormittage meine Visite beim Fürsten Gortschakoff wiederholte. Als mir gesagt wurde, der Fürst ließe sich gerade Vortrag halten, trug ich dem Diener auf, er möge nur das Zeitungsblatt zurückgeben und war schon unten angelangt, als ich wieder heraufgeholt wurde, da der Fürst mich trotz des Vortrages empfangen wolle. Ich fand seinen vertrautesten Sekretär Hamburger und einen anderen Herrn, wohl dessen Gehülfen, den Geheimen Rath Westmann, bei ihm. Hamburger saß dem Fürsten gegenüber an dem Bureautische und hatte ersichtlich eben Vortrag gehalten; er mußte mir seinen Platz einräumen und blieb mit dem andern Herren während der ganzen, über ein Stunde dauernden Unterredung zugegen. Beide sprachen aber kein Wort.

Ich führte mich damit ein, daß ich jenes Zeitungsblatt mit dem Schmähartikel selbst habe zurückbringen wollen, daß ich eine Erwiederung auch schon beendet und dieselbe nach meiner Rückkehr in einer Berliner Zeitung erscheinen lassen würde. Sofort fragte mich der Fürst, ob ich ihm nicht mit=

theilen wolle, was ich über ihn geschrieben? Ich antwortete, daß ich allerdings das Manuskript bei mir habe, warf aber einen bedeutungsvollen Blick auf die beiden anwesenden Herren. „O, da müssen Sie mir den Artikel vorlesen, die Herren können Alles hören, denn sie kennen auch den Artikel jenes Wiener Blattes." — Ich war frappirt, las aber und sah die wachsende Zufriedenheit des Fürsten mit der drastischen Art dieser Abfertigung. Ein Bravo! über das andere; am Schlusse aber auch gleich die Frage: „Aber wo werden Sie das drucken lassen?"

„Als Leitartikel in der Neuen Preußischen Zeitung."

„O, diese Zeitung nimmt nicht auf, was mir oder Rußland günstig ist. Ich habe sie schon verschiedene Male ersuchen lassen, offizielle Entgegnungen aufzunehmen, wenn wir ungerecht angegriffen wurden. Sie hat es nie gethan."

„Dann ist sie mit der Entgegnung nicht einverstanden gewesen. Dieser Artikel dagegen beruht auf vollkommener Wahrheit und Unparteilichkeit und ich glaube annehmen zu können, daß sie ihn druckt."

„Nun, da bin ich sehr neugierig. Allerdings ist Ihr Artikel bei aller Schärfe sehr unparteiisch und unabhängig. Noch Niemand hat mir in meinem Kabinet und in Gegenwart meiner ersten Beamten ins Gesicht gesagt, was Sie da über mein Verhältniß zu Preußen geschrieben. Sie sagen: ‚Wir Preußen haben keine besondere Ursache, uns für den Fürsten Gortschakoff zu erhitzen. Glücklicherweise hat er noch keine Veranlassung gehabt, irgend eine Vorliebe für uns zu zeigen oder unsere Interessen zu fördern, wo diese nicht mit

den Interessen seines Landes zusammenfielen.' — Wie meinen Sie das?"

„Ich schreibe nie für Lohn oder auf Bestellung, Eure Durchlaucht, sondern stets nur nach meiner Meinung. Daß ich es Ihnen ins Gesicht vorgelesen, haben Sie selbst gewünscht. — Würde mein Artikel irgend einen Werth haben, wenn er nicht selbständig wäre und ich ihn, den zufällig günstigen Umständen zu Liebe, gegen meine Ueberzeugung geschrieben hätte?" —

„Aber ich habe mich doch nie unfreundlich gegen Preußen bewiesen?"

„Doch Eure Durchlaucht! Es mag nicht in Ihrer Absicht gelegen haben, aber empfunden habe ich es so."

„Da wäre ich doch neugierig!"

„Glücklicherweise ist Preußen jetzt so stark und den anderen Großmächten so vollkommen gleich geworden, daß man von solchen Eindrücken ungenirt reden kann, und das ehrende Zutrauen, welches Eure Durchlaucht mir gestern bewiesen durch Mittheilung der Mühe, die man sich giebt, Preußen mit Rußland zu entzweien, darf mich ja wohl ermuthigen, auch meine Meinung zu sagen. Als die letzte polnische Insurrektion ausbrach, kam Preußen seinen Nachbarn und Verbündeten sofort auf das Bereitwilligste entgegen, besetzte die Grenzen, machte Truppen mobil, und mußte doch erfahren, wie das hier in Petersburg sehr kühl, ja fast abweisend aufgenommen wurde, als ob man sich wunderte, daß das kleine Preußen seinem großen Nachbar zu Hülfe kommen wollte."

„Sie irren sich; hier in diesem Zimmer, auf jenem Tische habe ich mit Ihrem General von Alvensleben das Uebereinkommen unterzeichnet. Wir glaubten damals allerdings nicht, daß der Unfug in Warschau so lange dauern würde."

„Er hat aber jedenfalls länger gedauert, als unser Feldzug gegen Oesterreich, von dem man hier auch eine Niederlage für Preußen erwartete. Ich werde nie das Gefühl vergessen, welches ich in Horitz hatte, als ich das Telegramm aus Petersburg las, welches den König für den Sieg bei Königgrätz beglückwünschen sollte und mit den Worten schloß: ‚J'espère que Votre Majesté sera gracieux envers le vaincu.' — Dieser ‚vaincu' war derselbe Fürst, dessen Undank den Kaiser Nikolaus getödtet, und einen solchen Rath mußte sich der König am zweiten Tage nach einer siegreichen Schlacht geben lassen!"

„Du tout! du tout! Je me rappelle très-bien. C'était le pluriel: envers les vaincus! le Hanovre, le Hesse, etc."

„Pardon, c'était le vaincu. Je l'ai lu moi-même, car Sa Majesté m'avait montré le télégramme. Je ne savais pas, qu'une diplomatie habile sait tirer profit même d'un pluriel."

In diesem Tone ging die Unterhaltung noch lange fort und ich gab mir Mühe, geographisch, politisch, geschichtlich, ja auch hinsichtlich der revolutionären Strömung der Zeit zu beweisen, daß die beiden Nachbarländer nichts besseres thun könnten, als gute Freundschaft mit einander halten, denn Preußen sei jetzt etwas Anderes geworden als das, wofür man es in Rußland bisher angesehen. Das Gespräch

wurde sogar animirter, als ich wünschte, denn als der Fürst unter Anderem sagte:

„Das ist Alles sehr schön und gut, aber wir werden doch nie zugeben können, daß Preußen seine Herrschaft über ganz Deutschland ausdehnt," war ich so vorlaut zu erwiedern:

„So viel ich weiß, fällt das Niemandem in Preußen ein. Wenn aber 40 Millionen Deutsche auf die Idee kommen sollten, sich nach ihrem Wunsche zu konstituiren, so werden sie zuverlässig weder Rußland noch irgend ein Land der Welt um Erlaubniß bitten."

Trotz mehrerer solcher scharf zugespitzten Bemerkungen entließ mich der Fürst mit außerordentlicher Freundlichkeit und schenkte mir sogar sein mit seinem Autogramm versehenes Porträt. Der erwähnte Artikel erschien übrigens in Nr. 301 der N. Pr. Zeitung vom 24. Dezember, und eine Uebersetzung desselben wurde auf Anordnung des Fürsten in sämmtlichen Petersburger Zeitungen abgedruckt. Auch in deutschen Zeitungen wurde er vielfach besprochen und kommentirt.

Im Ganzen war die Reise des Prinzen Albrecht eine durchaus gelungene. Der Kaiser erschöpfte sich in Rücksichten und Freundlichkeiten für die Preußischen Gäste. Ich hatte fast jeden Tag die Freude ihn zu sehen, und jedes Mal hatte er einige freundliche Worte für mich. Gewöhnlich begegnete ich ihm schon gegen 9 Uhr Morgens, wenn ich in das Winterpalais kam und er seinen gewohnten Spazier-

gang machte. Bei dem feierlichen Raswodd (Wachtparade) in der Michailoff'schen Reitbahn mußte ich auf seinen Befehl auch gegenwärtig sein; wieder der einzige Frack unter all den glänzenden Uniformen! —

Von Petersburg zurückgekehrt, schrieb ich eine ausführliche Darstellung des Erlebten für den „Soldatenfreund", welche der König die Gnade hatte durchzusehen und mit einigen mir unbekannten Daten zu vervollständigen.

Dieselbe Gnade ließ er auch dem um diese Zeit von mir verfaßten „Illustrirten Instruktionsbuch für den Infanteristen" und den ersten Bogen des „Buches vom schwarzen Adlerorden" angedeihen.

Das Jahr 1869 endete in erfreulichster Weise. In imposanter Ruhe konsolidirten sich die größer gewordenen Verhältnisse des Vaterlandes. Alles gerieth dem Könige, weil er auch nichts unterließ, was zum Gelingen nöthig; kurz, es war ein ungetrübt glückliches Jahr.

1870.

Desto unruhiger und bewegter sollte aber das Jahr 1870 werden. Schon nach den ungeahnten und überraschenden Erfolgen des Jahres 1866 hatte man ein Recht zu glauben, daß der Gipfelpunkt im Leben des Königs erreicht und daß mit dem absolut größten Siege, den Preußen ohne mächtige Bundesgenossen bis dahin jemals erfochten, seine Regierungsperiode, seine Regentenlaufbahn abgeschlossen sei; nichts ließ

vermuthen, daß in diesem Jahre noch ungleich Größeres geschehen würde. Weder die allgemeinen politischen Verhältnisse, noch die eigenen Strebungen und Thätigkeiten des Königs ließen die wunderbare Entwicklung erwarten, welche mit dem beispiellosen Tage von Sedan eintrat. Allerdings war noch Vieles unfertig, der Norddeutsche Bund zeigte sich mannigfach ungenügend, nicht allein für spezielle Wünsche, sondern auch für staatliche Realitäten, und doch that der König Nichts, um ihn zu einem wirklichen, allgemeinen deutschen Bunde zu erweitern; das wußten und behaupteten namentlich Diejenigen, welche für diese Erweiterung wirkten und denen es nicht rasch genug damit ging. König Wilhelm wußte recht gut, daß ein so großes Ziel sich ohne Kampf nicht erreichen lassen würde; aber er wollte keinen Kampf mehr, sondern nur die Befestigung des bis dahin Erworbenen. Selbst die Reorganisation der Armee war noch unfertig, da die Kavallerie-Regimenter noch nicht zu der beabsichtigten Zahl vermehrt worden waren.

Als ich am 1. Januar, wie gewöhnlich, gratulirt hatte, befahl mir der König Mittags wiederzukommen, weil er in der Antwort, welche er auf die Gratulation der Generale geben werde, erklären wolle, wie er den Ausdruck: „qui Vous revient de droit“ in dem Telegramme Kaiser Alexanders II. verstanden wissen wollte, durch welches die Verleihung des St. Georgen-Großkreuzes kurz vorher geschehen war. Um diese Antwort veröffentlichen zu können, bedurfte ich der Anrede des Feldmarschalls Grafen Wrangel,

welche derselbe herkömmlich bei der Neujahrsgratulation für die gesammte Generalität zu halten pflegte. Ich begab mich daher zu ihm und wurde wie gewöhnlich — war ich doch der Verfasser seiner Biographie im Soldatenfreunde — mit überschwänglicher Freundlichkeit empfangen. Meinem Wunsche gegenüber befand sich der Feldmarschall in einiger Verlegenheit, denn er hatte eben erst einen zweiten Entwurf zu seiner bevorstehenden Rede vollendet, weil ihm der König den schon am Tage vorher zur Kenntnißnahme vorgelegten ersten durch eine Korrektur unmöglich gemacht hatte. Graf Wrangel hatte nämlich den Ausdruck „Vater der Armee" gebraucht, weil die Zeitungen aus Rußland gemeldet, daß dort Kaiser Alexander bei Gelegenheit des Festes der Georgenritter so genannt worden sei. Diesen Ausdruck hatte der König einfach gestrichen, dadurch aber auch die ganze Rede umgeworfen, die sich wiederholt auf denselben bezog. Sehr zum Bedauern des Feldmarschalls mußte sie also bei Seite gelegt und zu dem neuen Entwurf gegriffen werden. Er gab mir keine von den beiden Reden, dagegen das Versprechen, die zu haltende selbst einzusenden. Da ich wußte, daß der König sich nie auf Antworten vorbereitet, sondern immer an einen hervorragenden Gedanken der Anrede anknüpft, so erwähnte ich nichts von dem Wegfallen jenes Ausdrucks, als ich mich Mittags in der Bibliothek einfand, um die Antwort aufzuschreiben. Sie bezog sich besonders darauf, daß er jenes „de droit" nicht für sich persönlich anerkennen könne, wenn es sich auf die Siege des Jahres 1866 beziehen solle, sondern daß er diese Auszeichnung der Verleihung des St. Georgen-

Großkreuzes allen Generalen seiner Armee verdanke, und zwar nicht allein Denen, welche gesiegt, sondern auch Denen, welche so lange Friedensjahre hindurch die Armee für diese Erfolge ausgebildet und vorbereitet hätten. Von einer Erwiederung auf den Ausdruck: „Vater der Armee“ war in dieser Antwort natürlich keine Spur, mein Erstaunen also groß, als ich am Tage darauf in allen Zeitungen doch diese Bezeichnung las. Wie das im Gegensatze zu jener Aeußerung des Feldmarschalls gegen mich hatte geschehen können, habe ich nicht erfahren, wollte auch nicht danach fragen.

In den ersten Tagen des Januar wurde der König, wie fast jedes Jahr um diese Zeit, von einem Unwohlsein befallen: einer Grippe in Folge einer Erkältung. Sie war diesmal besonders hartnäckig und die Kräfte wollten sich lange nicht wieder einfinden. Daß solche Erkältungen hin und wieder eintraten, konnte mich nicht wundern, denn sobald draußen nur erträglich mildes Wetter und in den Zimmern vielleicht eine Kleinigkeit zu stark geheizt war, habe ich oft erlebt, daß der König die Glasthür, welche von der Bibliothek auf die Veranda führt, öffnete und im stärksten Zugwinde stand. Wenn ich es dann wagte, meine Besorgniß darüber auszusprechen, hätte ich mir das eben so gut jedesmal ersparen können, denn es wurde nicht darauf geachtet und das Gespräch ruhig fortgesetzt.

Als er später in Versailles war, öffnete der König auch eines Morgens das Fenster, um die für einen Wintertag

allerdings ungewöhnlich milde Luft in das Zimmer zu lassen und blieb ganz behaglich mit aufgeknöpftem Rock vor dem offenen Fenster sitzen, während ich aus einer Pariser Zeitung vorlas. Ich fühlte deutlich den eintretenden Temperaturwechsel und unterstand mich zu sagen: „Eure Majestät werden sich aber an dem offenen Fenster erkälten." Die Antwort war: „Wenn Sie das Bischen frische Luft nicht vertragen können, dann will ich das Fenster gleich zumachen," und dabei erhob sich der König auch schon von seinem Sessel. Natürlich war ich sofort zur Ruhe verwiesen, muß aber doch registriren, daß sich am Tage darauf beim Könige ein Hexenschuß einstellte, während dessen Dauer die Fenster wenigstens nicht mehr geöffnet wurden. —

Das diesmalige Unwohlsein dauerte doch länger als gewöhnlich; selbst dem Krönungs- und Ordensfeste wohnte der König nur eine kurze Zeit bei, denn die Kräfte wollten nicht wiederkommen. Wenn ich nach dem Vortrage fortging, fragte ich gewöhnlich: „Haben Eure Majestät sonst noch Etwas zu befehlen?" Am 13. Februar antwortete er mir darauf: „O ja! schaffen Sie mir meine alten Kräfte wieder!" So sehr mich diese Aeußerung im ersten Augenblicke betrübte, so oft habe ich später während des Verlaufs des Feldzuges in Frankreich daran denken müssen, wenn ich an Tagen wie nach Gravelotte oder Sedan, zum Könige kam und erfuhr, was er alles durchgemacht und ohne bemerkbare Ermüdung ertragen hatte. — Die endlich nach 6 Wochen eintretende Genesung brachte manches Erfreuliche; besonders einen Besuch der geliebten Tochter, Großherzogin

Luise von Baden, mit welcher der König täglich spazieren fuhr, so daß Jedermann sich seines väterlichen Glückes erfreuen konnte; und die Durchreise des Kaisers Alexander II. von Rußland, bei welcher der König ausnahmsweise das große Band des St. Georgen-Ordens anlegte, was nach den Statuten eigentlich nur am Ordensstiftungstage geschehen darf. Der König hielt aber Etwas darauf, dem Kaiser seine Freude und seinen Dank für diese, damals noch einzige Verleihung zu erkennen zu geben, und dies war überhaupt das einzige Mal, wo ich den König mit diesem großen Bande über dem Waffenrock gesehen habe.

Gleich zu Anfang des Jahres reichte ich das in diesen Blättern für das Jahr 1869 Aufgezeichnete dem Könige ein und erhielt diesmal die Bogen sehr spät, aber ohne jede Korrektur oder Randbemerkung zurück; dagegen mit folgender Erklärung für den Vorgang während der Königsrevüe in Königsberg, wo der König beim Diktiren das „Von Gottes Gnaden" in „Aus Gottes Gnade" verwandelt hatte. Diese Erklärung lautete:

„„Weil gerade die Worte: ‚Von Gottes Gnaden' als eine Phrase ohne Sinn von der Umsturzparthei geschildert und darum verlästert werden, wollte ich durch die Worte: ‚Aus Gottes Gnade' den Menschen einmal bemerklich machen, was jene geschmähten Worte denn doch eigentlich bedeuten und welch tiefer demuthsvoller Sinn in denselben ruhet!

Dies ist die einzige Bemerkung zu dem auf der Reise hierher Gelesenen.

Ems 20. 6. Wilhelm""

Es war also kein Nachgeben gegen die prinzipielle Feindlichkeit der Demokratie, wie ich im ersten Augenblicke geglaubt hatte, sondern im Gegentheil ein noch festeres Auftreten gegen die Irrlehre, welche so gern die Einsetzung jeder Obrigkeit auf Erden durch Gott leugnet, weil der Gedanke, auch gegen göttliches Gesetz zu handeln, die Revolutionslustigen genirt. Aus Gottes Gnade geschieht Alles auf Erden, und die Redefertigkeit eines Oppositionsmannes hat denselben Ursprung wie die angeborene Regierungspflicht eines Fürsten. „Von Gottes Gnaden" ist nur die alterthümlich hergebrachte Formel für die vieltausendjährige Wahrheit, daß eben Alles: „Aus Gottes Gnade" vorhanden und wirksam ist. Für sich selbst nimmt auch der überzeugteste Demokrat jede ihm gewordene Gottesgabe in vollen Anspruch und betrachtet sie als sein Eigenthum und Recht, will aber nicht zugestehen, daß auch die Gewalt, die über ihn gesetzt ist, von Gott stammt! Hätte ich damals schon diese Erklärung des Königs gekannt, so würde ich es mir nicht haben nehmen lassen, in der Presse für das rechte Verständniß der vom Könige gewählten Ausdrucksweise zu sorgen. Möge sie wenigstens hier zur Erkenntniß seiner wahrhaft „königlichen Gedanken" aufbewahrt bleiben.

Der mir befreundete Kaiserlich Russische Beamte der Privatkanzlei des Kaisers, A. von Schulz, war nach der Schweiz gesandt worden, um dort die Auslieferung des Meuchelmörders Netschajeff zu bewirken, der sich an hochverrätherischen Unternehmungen gegen den Kaiser betheiligt hatte. Auf seiner Rückreise erzählte mir von Schulz, daß er auf besonderen Befehl eine ausführliche Denkschrift zusammengestellt habe, welche dem Preußischen Gesandten in Petersburg für den König von Preußen zugestellt worden sei, weil der Kaiser gewünscht habe, seinen Onkel von der Lage der Dinge unterrichtet zu wissen, was um so wichtiger war, als vor einiger Zeit in Genf der sozialdemokratische Kongreß abgehalten worden, an dessen Schluß der Präsident gesagt hatte: die nächste Versammlung werde im Mai des folgenden Jahres in Paris abgehalten, weil dann in Frankreich die Republik bereits erklärt sein würde. — Der Mann hat sich nur um einige Monate geirrt, und Mai statt September angegeben! — Zu diesem Kongresse hatte nun auch Netschajeff sich in Genf einfinden sollen; deshalb die Sendung jenes Russischen Beamten dorthin.

Da nun von Schulz mir mitgetheilt, daß seine Denkschrift in die Hände des Königs gelangt sein müßte, so erzählte ich, daß derselbe jetzt in Berlin angekommen sei. Der König wußte aber gar nichts von der ganzen Angelegenheit, hatte keine Denkschrift erhalten und kannte überhaupt die in derselben geschilderten Vorgänge in Rußland nicht. Wie es hatte geschehen können, daß eine amtliche, für die Person des Königs bestimmte, den offiziellen Weg durchlaufende

Denkschrift nicht in die Hände des Königs gelangt war, war mir unerklärlich. Allerdings war es möglich, daß man ihm nur den unangenehmen Eindruck hatte ersparen wollen, denn es handelte sich in dieser ganzen Angelegenheit um planmäßigen Fürstenmord. Wie wenig kannte man dann aber das Pflichtbewußtsein des Königs, der auch Unangenehmes zu ertragen wußte und es nie von sich wies.

Am 4. Mai feierte ich mein 50 jähriges Dienstjubiläum, da ich an diesem Tage im Jahre 1820 zum ersten Male als weissagender Knabe Elamir in der Oper Axur auf dem Schauspielzettel gedruckt gestanden. Die mir von den verschiedensten Seiten erwiesenen Freundlichkeiten gaben ein Bild meines seltsam kontrastvollen Lebenslaufes. Das königliche und viele andere deutsche Theater, die den Schauspieler und Theaterdichter nicht vergessen hatten, gelehrte und belletristische Gesellschaften, die ich entweder gestiftet oder denen ich als thätiges Mitglied angehört, die städtischen Behörden von Potsdam, für welche ich als Stadtverordneter gewirkt, die Loge, die Redaktionen aller Deutschen und Russischen Militär-Zeitschriften, so wie der politischen Zeitungen, an denen ich mitgearbeitet, die sämmtlichen Regimenter der Potsdamer Garnison, welche sich freuten, daß ihr „Soldatenfreund" noch immer nicht alt werden wollte, — sie Alle beglückwünschten mich; und die Gedichte, Kränze, Geschenke, Musik, Reden, Festgaben u. s. w. waren mir um so über-

raschender, als ich nicht davon gesprochen hatte und die mannigfachen Vorbereitungen vor mir geheim gehalten worden waren. —

Nur vom Könige wurde mir keinerlei Zeichen von Theilnahme an meinem Ehrentage, und gerade danach fragten mich Alle, so daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte, da doch der König das quasi fünfzigjährige Jubiläum im vorigen Jahre durch ein so überaus gnädiges Handschreiben geehrt. Allerdings hatte ich die Sache auf keine Weise erwähnt; aber viele Personen aus der Umgebung des Königs wußten davon, und der Geheime Kabinetsrath von Wilmowski hatte schriftlich im Allerhöchsten Auftrage bei mir angefragt, ob es seine Richtigkeit habe, daß mein Name auf einem von dem Generalintendanten der Königlichen Schauspiele von Hülsen eingereichten Theaterzettel vom 4. Mai 1820 gedruckt stehe. So mußte ich den König wenigstens davon unterrichtet glauben. Der Tag ging aber mit all' seinem festlichen Geräusch vorüber, ohne daß ich die ohne Unterlaß an mich gerichteten Fragen hätte beantworten können, ebenso der 5. Mai; am 6. aber erhielt ich durch einen Leibgensdarmen aus Babelsberg das folgende Königliche Handschreiben:

„„Durch eine Datums-Verwechselung sende ich Ihnen erst heute mein Angebinde zu Ihrer 50jährigen Jubelfeier, nachdem Sie Dreien Königen mit Treue und Ausdauer dienten.

B. 5/5. 70. Wilhelm.

Hierbei die 2. Klasse des Kronen-Ordens.““

Die Insignie trug nicht die Zahl 50, wie dies bei Verleihungen für Dienst-Jubiläen gebräuchlich; der König hatte mir also diese Auszeichnung nicht dafür verliehen, daß ich 50 Jahre erlebt, sondern weil ich in dieser Zeit nach den Worten des Handschreibens „mit Treue und Ausdauer" gedient, und zwar dreien Königen. So gewann gerade diese Auszeichnung eine doppelte Bedeutung, um so mehr, als es die letzte war, die ich überhaupt nach meiner bürgerlichen Stellung erhalten konnte.

Der König beschäftigte sich um diese Zeit viel und mit Vorliebe mit den Vorbereitungen und Anordnungen zu der für den 3. August beabsichtigten Nationalfeier, der Enthüllung des Denkmals für König Friedrich Wilhelm III., in welcher er die ganze Liebe und Dankbarkeit des Sohnes, die ganze Anerkennung und Bewunderung des Nachfolgers an der Krone aussprechen wollte. Was davon verlautete, versprach Großartiges, der gewonnenen Stellung Preußens Würdiges. Auch von anderer Seite her wurde dafür vorgearbeitet; so beabsichtigten die Senioren die Stiftung einer Kopie des Denkmals im Kleinen zum Geschenk für den König und zu Ehren der Stiftung des Eisernen Kreuzes.

Der Zufall führte mich in der Komitésitzung der Elisabethstiftung mit dem Kommerzienrath Vollgold zusammen, der für diese Idee wirkte und gerade mit dem Direktor der Kunstkammer darüber verhandelte, wie man den in derselben auf-

bewahrten goldenen Stern des Fürsten Blücher kopiren könne, um ihn an hervorragender Stelle auf diesem Denkmal anzubringen, da er ja ein Unikum sei, und ein Denkmal für das Eiserne Kreuz diesen bedeutsamen Schmuck nicht entbehren dürfe.

Mir kam die Sache bedenklich vor, da ich hörte, daß auch die Originalkreuze Friedrich Wilhelms III. und IV., sowie König Wilhelms darauf angebracht werden sollten. Ich bat daher den Kommerzienrath Vollgold, mit Ausführung seiner Idee noch so lange zu warten, bis ich dem Könige dieselbe mitgetheilt, dessen Bewilligung dafür doch wohl nöthig sei. So geschah es am nächsten Sonnabend, und wie ich erwartet hatte, sprach der König ebenfalls sein Bedenken aus: „Wenn man mir an dem Fest-Gedenktage meines Vaters eine Freude machen will, so muß sich das Denkmal darauf beschränken, meinen verewigten Vater allein zu verherrlichen. Das wohlverdiente eiserne Kreuz des Fürsten Blücher im goldenen Stern würde aber durch seine große und auffallende Form alle anderen Embleme und Zierden des Denkmals überragen und nothwendig zum Mittelpunkte des Ganzen werden, und wenn das Eiserne Kreuz meines Bruders und das meinige mit dem meines hochseligen Vaters zusammen angebracht würden, so wäre das unpassend, weil wir seine Söhne sind und unser Verdienst nur ein bescheidenes ist. Sollte das Denkmal dem Eisernen Kreuze gelten, so wäre die Sache anders und der goldene Stern des Fürsten Blücher wohl angebracht; es soll ja aber meinem Vater an seinem Geburtstage und der Nationalfeier gelten.

So wird es doch wohl gut sein, wenn mir die Zeichnung noch einmal vorgelegt wird."

Ich theilte diesen Ausspruch des Königs dem Kommerzienrath Vollgold mit. Die bald nachher eintretenden Ereignisse ließen aber die Feier überhaupt aufschieben, und die damit in Verbindung stehende Erneuerung des Eisernen Kreuzes für den Feldzug gegen Frankreich gestaltete etwas ganz Anderes aus jener ursprünglichen Idee.

Am Schlusse des Jahres 1868 habe ich in diesen Aufzeichnungen den Brief des Generals von Manteuffel an mich mitgetheilt, in welchem von den ersten Grundzügen zur Reorganisation der Armee als dem Beweise gesprochen wird, daß dieselbe das eigenste Werk des Königs und von ihm in wenigen großen Zügen schon im Jahre 1859 bei der Demobilmachung fest vorgezeichnet worden sei. Ich theilte diesen Brief des Generals dem Könige mit und bat, ob ich jenen Entwurf nicht zur Kenntnißnahme erhalten könne, weil er sonst, in den Akten vergraben, vielleicht in Vergessenheit kommen würde. Nach dem Urtheil des Generals von Manteuffel sei dieses Schriftstück aber ein so bedeutendes Material für die Geschichte des Heeres, daß es doch zu bedauern wäre, wenn es unbekannt bliebe. Der König erinnerte sich sehr wohl, einen solchen Demobilmachungs-Entwurf im Sommer 1859 niedergeschrieben zu haben, schien aber ganz überrascht, daß der General von Manteuffel demselben eine

so große Wichtigkeit beilegte und hatte nichts dagegen, als ich mir die Erlaubniß erbat, nach dem Verbleib dieses Aktenstückes forschen zu dürfen. Leider waren meine Bemühungen vergeblich. Weder im Kriegsministerium, noch im Militärkabinet erfuhr ich etwas darüber, und als ich dies meldete, wiederholte der König, daß er kaum glaube, jener Schrift eine solche Bedeutung beilegen zu können; da ich aber den bescheidenen Sinn des Königs längst kannte, wiederholte ich auch meine Bitte, um vielleicht durch seine Vermittlung in den Besitz derselben zu gelangen. Ein ganzes Jahr sollte indessen vergehen, ehe ich wieder davon hörte. Da, am 19. Juni 1870, kurz vor der an diesem Tage erfolgten Abreise des Königs nach Ems erhielt ich mit folgenden Zeilen:

„„Für den Fall, daß Sie die bewußte Einlage noch nicht kennen, sende ich sie zu Ihrer Kenntnißnahme.

Wilhelm.““

das fragliche Schriftstück und mit ihm die Erklärung der Leistungen unserer Armee in den Jahren 1864, 1866 und 1870, so weit diese sich aus ihrer gegenwärtigen Organisation ergeben. Die Schrift ist in einem Gusse hingeworfen, nur zwei redaktionelle Korrekturen und einige eingeschaltete Fragezeichen befinden sich darin, und so bestätigt sich Alles, was General von Manteuffel von derselben gesagt hatte.

Da in den Zeilen des Königs „zu Ihrer Kenntnißnahme“ unterstrichen war, so wagte ich es auch nicht, einen anderweitigen Gebrauch davon zu machen, allerdings sehr gegen meinen Wunsch und gegen meine Ueberzeugung von dem Interesse, welches die Armee an diesem Zeugniß ihrer

Wiedergeburt nehmen würde. Möge es wenigstens in der folgenden Abschrift nicht verloren sein, obgleich es nur von Sachverständigen ganz gewürdigt werden kann:

Formation der Armee während eines Jahres vom 1. August 1859.

Infanterie. Garde- und Provinzial-Landwehr.

1. Sämmtliche Landwehr-Bataillone werden bis auf die Stamm-Mannschaften entlassen. Ueber die Offiziere wird wie nachstehend verfügt.
2. Sämmtliche Linien-Infanterie-Bataillone setzen sich auf den Friedens-Etat von 686 Köpfen, indem sie:
   a) die älteste Klasse der Reserve-Mannschaften entlassen,
   b) die jüngste Klasse derselben dagegen an die Landwehr-Stämme abgeben.
3. Die Stamm-Mannschaften der kombinirten Reserve-Bataillone, welche die Stämme des Ersatz-Bataillons jetzt bilden, treten zu gleichen Theilen zu den Stamm-Mannschaften ihrer gleichnamigen Landwehr-Regimenter über.
4. Die zum 1. August ausgeschriebenen Rekruten werden den Landwehr-Stämmen überwiesen und mit den gleichfalls dahin überwiesenen Abgaben der Linien-Regimenter 2c. (s. oben ad 2b und ad 3) in 4 Kompagnien eingetheilt, um ausgebildet zu werden.
5. Die Landwehr-Kompagnieführer und Landwehr-Offiziere bleiben bei ihren Landwehr-Bataillonen, jedoch außer

dem Kompagnieführer 1 Premier- und 1 Sekonde-Lieutenant per Compagnie.

6. Jede Kompagnie eines Infanterie-Regiments giebt 1 Unteroffizier zu den neuformirten Landwehr-Stammbataillonen ab. Wünschen Landwehr-Unteroffiziere im Dienste zu bleiben, so werden so viele Unteroffiziere weniger vom Linien-Regimente abgegeben.
7. Die gleichnamigen Linien- und Landwehr-Regimenter geben die Bekleidung für die Landwehr Stamm-Bataillone.
8. Am 1. Oktober erfolgt die gewöhnliche Rekrutirung der Linien-Infanterie, und zwar aus den noch vorhandenen Dienstpflichtigen aller Jahrgänge von 20 bis 25 Jahr. Wenn ein Stamm-Landwehr-Bataillon jetzt nicht sofort 200 Rekruten erhält, so würde ihm am 1. Oktober aus dieser nachträglichen Rekrutirung die benöthigte Anzahl gestellt.
9. Die Ersatz-Kommissionen haben sofort die nachträgliche Aushebung zu bewirken, aber zugleich ihre Revision auf die Altersklasse pro 1860 auszudehnen, um die Leute zu designiren, welche etwa ihrer Körperstärke nach, schon im Winter oder Frühjahr einstellungsfähig sind.
10. Die Landwehr-Regiments-Kommandeure verbleiben in ihrer Stellung (jedoch nur mit der halben Gehaltszulage).

Kavallerie:

Garde und Linien-Regimenter verbleiben auf Kriegsstärke.

Landwehr-Regimenter:

1. Sie entlassen die Mannschaften bis auf 160 Mann und 300 Pferde, welche in vier Abtheilungen getheilt werden, über welche die Eskadronführer, sowie der Landwehr-Regiments-Kommandeur über das Stamm-Regiment das Kommando fortführen.
2. Außerdem verbleibt 1 Landwehr-Offizier per Stamm-Abtheilung bei demselben.
3. Jede Eskadron eines Linien-Regiments giebt 2 Unteroffiziere an jede Stamm-Abtheilung ab.

   (Landwehr-Unteroffiziere siehe Infanterie ad 6.)
4. Am 1. Oktober treten die ausgedienten Mannschaften der Linien-Kavallerie-Regimenter zu dem Landwehr-Stamm-Regiment über, wogegen diese die Landwehrleute entlassen.

   Sollte dadurch die Zahl von 160 Mann nicht komplett bleiben, so werden die Manquements durch Rekruten ersetzt.
5. Am 1. Oktober erfolgt die gewöhnliche Rekrutirung der Linien-Regimenter, incl. der ad 4 bezeichneten Quote für die Landwehr-Stamm-Regimenter. — (Sollte die Infanterie Rekrutirung zum 1. August auch auf die Kavallerie Anwendung finden, so treten an diesem Tage die Augmentations-Mannschaften der Linien-Kavallerie-Regimenter zu den Stamm-Regimentern über, und diese entlassen eben so viele Landwehrleute.)
6. Die Linien-Kavallerie-Regimenter dürfen bei Auflösung

der Landwehr-Kavallerie-Regimenter und der Kolonnen sich Pferde von diesen eintauschen.

Artillerie: bleibt auf der vollen Kriegsstärke. Nur die Kolonnen werden aufgelöst. Austausch der Pferde ist dabei der Artillerie und Kavallerie gestattet. Es werden am 1. August so viele Mannschaften der ältesten Jahrgänge entlassen, als an diesem Tage Rekruten eingestellt werden.

Die Jäger-Bataillone: setzen sich auf die Friedensstärke. Die Ersatz-Abtheilungen stellen die jüngsten Altersklassen der von den Bataillonen zu entlassenden Mannschaften bei sich ein, entlassen dagegen ihre anwesenden Jäger in die Heimath und erhalten außerdem am 1. Oktober 50 Rekruten, während die Bataillone am 1. August ihre vorschriftsmäßige Quote empfangen.

Pioniere: Sie bleiben auf 5 Kompagnien per Abtheilung formirt, setzen sich auf die Friedensstärke, geben den jüngsten Jahrgang an die Ersatz-Abtheilung; diese entläßt dagegen alle Landwehr-Mannschaften, wogegen sie am 1. Oktober keine Rekruten einstellt, während die Abtheilung selbst ihre jährliche Quote am 1. August empfängt. Die Ponton-Trains bleiben zur Hälfte bespannt.

Alle Formationen der nicht in Reih und Glied stehenden Mobilmachungs-Körper werden aufgelöst (?).

Die Kriegsformation der Armee-Korps in drei

Divisionen wird vorläufig beibehalten. (Die Divisions-Führer erhalten nur die halbe Zulage?)

Babelsberg den 15. Juli 1859.

Wilhelm, Prinz von Preußen
Regent.

Das ist allerdings noch nicht die ganze Reorganisation der Armee, aber es ist die mit sicherer Hand geplante Ueberführung in dieselbe. Sie mußte erst den Umweg über diese Landwehr-Stamm-Truppentheile und über die kombinirten Regimenter nehmen, um zu der später eintretenden Verdoppelung der Linientruppen zu werden. Ich weiß allerdings nicht, ob damals schon die ganze Form der neuen Schöpfung fertig vor dem Geiste des Prinz-Regenten gestanden; jedenfalls wäre aber bei den übrigen staatlichen und politischen Verhältnissen jener Zeit die Reorganisation auf ihren jetzigen Etat nicht möglich gewesen, so daß eine solche Hinüberleitung stattfinden mußte. Es läßt sich daher fast annehmen, daß diese Ordre in ihrer decidirten Kürze und Sachlichkeit schon das später zu erreichende Ziel im Auge hatte, obgleich nur Wenige damals verstanden haben mögen, welche bedeutende Veränderung durch dieselbe eingeleitet wurde, und daß sie in der That eines der merkwürdigsten und folgenreichsten Aktenstücke zur Geschichte der Armee und, durch sie, zur Geschichte des Vaterlandes war. —

Zum ersten Male erhielt ich in diesem Jahre vom Könige Eingereichtes ohne Korrektur oder Bemerkung zurück,

und es ist merkwürdig genug, daß ich es in einer solchen Zeit überhaupt mit gewohnter Pünktlichkeit zurückerhielt. Ich hatte nämlich kurz vor dem Ausbruche des Krieges mein Werk über den schwarzen Adlerorden vollendet, und sandte unterm 11. Juli aus Wiesbaden die letzten Bogen an den König, der sich in Ems befand. Meine Sendung traf gerade in die Tage, wo sich der französische Kaiser durch seinen Botschafter Benedetti in die Angelegenheit der Thronbesetzung in Spanien durch einen Hohenzollernschen Prinzen in brüsker Weise eindrängte. Nach dem Poststempel aus Ems wurden sogar meine Probebogen am Tage vor der Abreise des Königs an mich expedirt, und die gleich darauf folgenden Ereignisse erklärten hinreichend, weshalb sich diesmal keine Korrekturen auf denselben befanden. Obgleich der König selbst bei der Abreise aus Ems noch nicht an den ganzen Ernst der Lage glaubte, — hatte er doch beim Abschiede auf dem Bahnhofe dem Botschafter Benedetti ganz freundlich die Hand gegeben, also keineswegs in der Aufdringlichkeit desselben eine Verletzung seiner Würde erkannt, wie ganz Deutschland, in Zorn aufflammend, sie empfunden, — so war doch wenigstens keine Zeit mehr zu prüfender Durchsicht eines trockenen Ordenswerkes. Die Umstände aber, unter denen die Rücksendung erfolgte, zeigten, wie der König inmitten großartiger Anforderungen auch des Kleinen nicht vergaß.

Ehe ich indessen zu den weitaus wichtigsten Begebenheiten dieses Jahres komme, muß ich wieder Vorhergegangenes nachtragen. Die wohlthätigen Einwirkungen des Krieges von 1866 auf die inneren Verhältnisse waren schon abgeschwächt. Hätte der Parlamentarismus an der Armee rütteln dürfen, und wäre der Norddeutsche Reichstag nicht an seine Bewilligung für fünf Jahre gebunden gewesen, so würde sich die Opposition schon längst wieder auf ihr dankbarstes Thema, das Armeebudget, nagend und zerbröckelnd geworfen haben. Bei jeder nur irgend sich darbietenden Gelegenheit züngelte die Lust dazu hervor, und was im Reichstage nicht besprochen werden durfte, das wurde in den Konventen der immer lauter werdenden Sozialdemokratie desto eifriger und radikaler traktirt, besonders bei der von Frankreich auf das Tapet gebrachten Abrüstungsfrage. Ich suchte durch mehrere Artikel in Zeitschriften zu beweisen, daß eine sogenannte Abrüstung oder Verminderung des stehenden Heeres in Preußen garnicht möglich wäre, wenn nicht das ganze Grundgesetz seiner Wehrkraft umgestürzt würde. Dergleichen einfache Wahrheiten wollten die Gegner aber nicht hören und halfen sich damit, daß sie sich in gar keine Diskussion einließen, sondern fortfuhren, das Stichwort „Abrüstung" auszuschreien. Wohin wäre es wohl gekommen, wenn die Opposition gerade in diesem Jahre ihren Willen erreicht hätte!

Dagegen suchte man auf einem anderen Wege an der Königlichen Macht zu rütteln, und zwar durch Abschaffung

der Todesstrafe auch für Hochverrath. Ich folgte den Debatten im Reichstage mit großer Bewegung, weil ich fühlte, wie dem Könige bei diesem Andringen zu Muthe sein mußte; denn ich hatte bei der Krönung 1861 gesehen, wie er das von dem Oberburggrafen dargereichte Reichsschwert ergriffen, und es in voller Durchdrungenheit und festem Entschluß in die Höhe gehalten, als der Geistliche ihm die Worte zurief:

„Gott, der Euch das Schwert anvertraut hat zum Schutze der Frommen und Rechtschaffenen, zur Strafe der Ungerechten, der Verächter des Gesetzes und Eurer Person oder derer, die das Land ins Verderben bringen wollen, gebe Euch seine heilige Gnade, daß Ihr allezeit getrost und männlich streitet und Euren Auftrag zur Ehre Gottes, zum Frieden Eures Gewissens und zur Wohlfahrt Eurer Unterthanen ausrichten möget durch Jesum Christum, unsern Herrn!" —

Daß der König keines dieser gewaltigen Worte vergessen hatte, dafür lag seine ganze bisherige Regierung als Beweis vor, und wer sich selbst nur durch das Auge von dem festen Willen und den unerschütterlichen Vorsätzen des Königs bei diesem Eingreifen des Reichsschwertes überzeugen will, der sehe das Menzel'sche Krönungsbild, welches gerade diesen Moment darstellt. — So wußte ich denn, daß der König diesem Vorschlage gegenüber, nach welchem die „Verächter des Gesetzes wie seiner eigenen Person und Alle, die das Land ins Verderben bringen wollen", von der Todesstrafe befreit werden sollten, gewiß einen schweren Seelenkampf durchzukämpfen hatte und erhielt die Bestätigung dafür aus seinem eigenen Munde. Der Zufall führte mich nämlich mit meinem

Jugendfreunde Friedberg, Geheimen Oberjustizrath und vortragenden Rath im Justizministerium, zusammen, welcher das juristische Gutachten in dieser Frage für den König bearbeitet hatte, das sich für die Abschaffung der Todesstrafe auf Hochverrath aussprach. Friedberg sagte mir, daß der König ungemein treffende und bedeutende Randbemerkungen auf dieses Gutachten geschrieben, welche bewiesen, wie schwer es dem Könige werde, hierin mit der Strömung der Zeit zu gehen; es sei dies um so merkwürdiger, als die außerordentliche Abneigung des Königs, ein Todesurtheil zu unterschreiben, ja bekannt sei, in diesen Randbemerkungen sich aber die feste Ueberzeugung ausspreche, die Aufhebung der Todesstrafe für Hochverrath nicht mit seiner Regentenpflicht vereinigen zu können. Bei meinem Wunsche, dergleichen Schriftstücke des Königs zu sammeln, lag der Gedanke sehr nahe, dieses Gutachten kennen zu lernen und steigerte sich noch, als sowohl der Justizminister Leonhard, wie Graf Bismarck plötzlich für die Ansicht des Königs, — also gegen ihre eigenen früheren Reden und Vota, — eintraten. Da ich keine Hoffnung hatte, das fragliche Aktenstück aus dem Justizministerium zu erhalten, wagte ich am 21. Mai den König selbst danach zu fragen und zu bitten, ob mir jene Randbemerkungen nicht zugänglich gemacht werden könnten? — Der König wunderte sich, daß ich davon wußte, schien von der ganzen Angelegenheit schmerzlich bewegt und sagte mir:

„Die letzten acht Tage sind seit der Zeit des Konflikts wegen der Armee-Reorganisation, die schwersten meiner Regierung gewesen. Zum ersten Male befand ich mich einer Opposition

seitens meines Ministeriums gegenüber, der sich auch mein Sohn auschließt. Roon, Mühler und Selchow sind mit mir, alle Anderen gegen mich, besonders Bismarck und Eulenburg. Ich habe Alle einzeln sprechen lassen, sie dann entlassen und ihnen gesagt: ‚Ich werde nun mit Dem zu Rathe gehen, der mir 1866 vor dem Ausbruche des Krieges mit seinem Rathe beigestanden.‘"

Damit brach aber der König auch das Gespräch ab und erwähnte jener Randbemerkungen sowie meines Wunsches nicht weiter. Von welcher Wichtigkeit die Sache überhaupt war, dafür liegt eine gewiß unverdächtige Bestätigung in einem Leitartikel der Volkszeitung Nr. 121 vom 26. Mai vor. Ich hatte nämlich in der Kreuz-Zeitung auf jene Worte des Geistlichen bei der Krönung aufmerksam gemacht, weil ich hoffte, dadurch den eigentlichen Kern der hochwichtigen Sache den Zweiflern und Unentschiedenen wenigstens zum Bewußtsein zu bringen. Wie selbstverständlich, fiel die Volkszeitung mit besonderer Heftigkeit über diesen Artikel her, sprach von „Fanatismus contra Vernunft", von „Henkerbeil" statt des Schwertes, welches die fanatische Kreuz-Zeitung zum „Nachrichterwerkzeug" machen möchte, leugnete die Macht des Königs und die Bedeutung der Worte eines Geistlichen u. s. w. u. s. w. Ich hatte also den Nagel auf den Kopf getroffen. Der König wußte übrigens von meinem Artikel in der Kreuz-Zeitung nichts. Ich war nur dem eigenen Drange gefolgt. Schwerlich würde er mir auch die Erlaubniß dazu gegeben haben, seine Gedanken öffentlich zu kommentiren; und wie der König das eigentliche Wesen der

Sache ganz richtig herausgefühlt, beweist wohl die freche, von seinem sozialdemokratischen Standpunkte freilich nur aufrichtige Bemerkung des Abgeordneten Liebknecht bei Gelegenheit der Debatte darüber im Reichstage: „Allerdings kommt es darauf an, die Fürstengewalt zu brechen!“ Denn an die Stelle der Fortschrittspartei war jetzt schon die sozialdemokratische oder die sogenannte Arbeiterbewegung getreten, welche überhaupt um diese Zeit eine große Ausdehnung gewann. Strikes, Associationen und Meetings aller Art fanden statt. Bis jetzt hatte diese Erscheinung unsere leitenden Staatsmänner ziemlich kalt gelassen, ja, man schien sich derselben zur Einschüchterung für die Fortschrittspartei bedient zu haben, nach welcher Richtung hin sie auch immerhin gut gewirkt haben mag. Nun fing die Sache aber doch an, den Protektoren über den Kopf zu wachsen.

Am deutlichsten sprachen sich die Führer dieser Bewegung in Süddeutschland aus, wo sie sich an die Bauern wandten, indem sie als ihren Zweck hinstellten, allen Grund und Boden für Staats- oder Volkseigenthum in Anspruch zu nehmen und dann so zu vertheilen, daß jeder Bauer mehr erhielte. Dem Könige entging die Bedeutung dieser gefährlichen Doktrin nicht, denn er äußerte Anfang Juni gegen mich: „Damit wollen sie den Ersatz für die Armee vergiften. Was soll wohl daraus werden, wenn die jungen Leute schon solche Ansichten aus ihrem Vaterhause mitbringen!“ Aber auch neben dieser Erscheinung hatte der König Ursache zu Besorgnissen, denn von allen Seiten begann wieder das Sturmlaufen und Agitiren gegen die dreijährige Dienstzeit, gegen

den Präsenzstand im Frieden und gegen die Militär-Justiz. Der Journalistentag in Frankfurt a./M., die Zusammenkunft der National-Liberalen und die Presse schienen sich für die 1871 zu erwartenden Debatten vorzubereiten, dagegen dachte bis zum Juni kein Mensch an die Möglichkeit eines noch in diesem Jahre ausbrechenden Krieges. Um so überraschter, aber auch empörter war alle Welt, als er urplötzlich da war. Der König hat später öfter davon gesprochen, daß er selbst bei seiner Rückkehr aus Ems noch nicht an den wirklichen und so nahen Krieg geglaubt, aber schon auf der Fahrt nach Berlin die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die deutsche Nation entschlossen sei, den so frevelhaft hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Fast mit jeder Station wuchs der Jubel, der Zuruf, die Zustimmung, ja, die Anfeuerung der Massen. Das war derselbe Aufschwung, dieselbe Begeisterung wie im Jahre 1813! Aber wie anders stand jetzt Preußen dem wieder drohenden Erbfeinde gegenüber!

Auf die Nachricht hin, daß der König seine Kur unterbrochen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, verließ ich Wiesbaden und meldete mich schon am 17. Juli Morgens mit der Anfrage, welche Karten ich heraussuchen solle? „„Baden, Württemberg, das ganze Rheinland!““ lautete die Antwort. „Und von Frankreich?“ — „„Bis zur Linie Paris-Orleans!““ Das klang anders, als im Jahre 1866, wo nur von der Linie Prag-Pardubitz die Rede gewesen war,

bis wohin auch nur die vom Generalstabe ausgegebenen Karten gereicht. Ich hatte meine Herzensfreude über das so bestimmte Aussprechen eines Zieles, nach welchem die Gedanken sich schon beim Ausbruche des Krieges richteten. „„Vor der Hand legen Sie mir die große Generalstabskarte von Baden heraus, denn dort werden wohl die ersten Zusammenstöße stattfinden."" Diese Meinung hat der König auch noch bis zur Abreise ins Hauptquartier festgehalten und jedenfalls ein rascheres Einfallen der Franzosen in die Rheinpfalz und Baden erwartet. Mit wahrem Vergnügen legte ich die Rheinlauf-Sektionen der Karte des Großherzogthums nebeneinander, und zwar auf eine vortreffliche Unterlage, nämlich auf den großen Reliefplan der Schlacht bei Königgrätz, welcher schon seit 1867 im Vortragszimmer stand und eine der Fensteröffnungen ganz ausfüllte. Noch besser hätten allerdings die Sektionen Metz und Sedan auf diese Unterlage gepaßt. Wer hätte das freilich damals ahnen können! —

Die Frage, ob ich mitgenommen werden würde, war diesmal sehr viel leichter abgethan, als im Jahre 1866; ich fragte auch wohl zuversichtlicher, jedenfalls entschied sich der König rascher. Diesmal nahm ich, da ich vier Jahre älter geworden, einen Trainsoldaten zur Bedienung in Anspruch und begann sofort meine Thätigkeit.

Zunächst lebte der Feld-Soldatenfreund wieder auf, für welchen ich vor allen Dingen die Postbehörden gewinnen mußte, denn seit 1866 waren alle Portofreiheiten aufgehoben

worden, und die Versendung an die im Felde stehenden Truppen war daher außerordentlich kostspielig. Des Zweckes wegen und weil der „Feld-Soldatenfreund" im Jahre 1866 gut gewirkt, kam mir der General-Postdirektor Stephan freundlich entgegen, und eifrig wurde nun zur Ausführung geschritten. Jede Kompagnie, Eskadron, Batterie, jedes Lazareth u. s. w. sollte 2 Exemplare erhalten, und die Feldpostanstalten verlangten dazu 6000 Exemplare, welche auch für sämmtliche 25 Nummern, also mit 150,000 Bogen pünktlich abgeliefert und vertheilt wurden. Für die den Soldaten so willkommenen Bilder in Holzschnitt reichten indessen die Mittel nicht aus. Ich wandte mich an verschiedene Buchhändler und Herausgeber von Illustrirten Zeitschriften, wegen unentgeltlicher Ueberlassung von Holzschnitten militärischer Gegenstände, fand aber nur bei dem Geheimen Ober-Hof-Buchdrucker von Decker und dem Redakteur der „Militärischen Blätter" von Glasenapp bereitwillige Gewährung. Andere schienen nicht zu begreifen, daß man Etwas umsonst schreiben oder redigiren könne und mochten wohl glauben, ich hätte Vortheil von dem Unternehmen.

Kaum war die erste Nummer erschienen und hatte auch einige wirksame Gedichte gebracht, als eine unglaubliche Menge von Gedichten eingesandt wurde, deren Abdruck nicht allein allen, sondern den doppelten und dreifachen Raum des Blattes in Anspruch genommen haben würde. Es war also unmöglich,

diesen Gedichten einen irgend wie genügenden Raum zu bewilligen. Und doch war, sowohl unter den eingesandten, als unter den sonst in allen Theilen Deutschlands erscheinenden Dichtungen, so viel nicht allein poetisch, sondern auch volksthümlich und soldatisch Werthvolles, ja voraussichtlich höchst Wirksames, daß es mir schwer wurde, mich beschränken zu müssen. Wie aber, wenn ein reicher Mann in patriotischer Gesinnung dafür eintreten wollte? Durch Freundesrath auf den Geheimen Kommerzienrath von Bleichröder hingewiesen, wandte ich mich an diesen und fand das freundlichste Entgegenkommen für meine Idee. Auf seine Kosten wurden den im Felde stehenden Soldaten 23 Mal 600 Bogen mit Gedichten in die Hand gegeben und außerdem Tausende von Abdrücken in der Heimath vertheilt; und ich habe später während des Feldzuges oft Gelegenheit gehabt, in Bivouaks und Kantonnements die Wirkung zu beobachten, welche diese Gedichtbeilagen auf die Soldaten hervorbrachten, und wie sie den vortrefflichen Sinn — nicht erweckten, denn das war nicht nöthig, — aber ihn belebten und immer neu auffrischten!

War mir dies verhältnißmäßig leicht gelungen, so war die Aufgabe, einen Redakteur für die Zeit meiner Abwesenheit zu finden, desto schwerer. Wenn ich auch die Hoffnung und den Vorsatz hatte, die Artikel während der Bewegungen des Hauptquartiers zu schreiben, so war damit eben nur das geistige Element gesichert. Die ganze Last des Zusammen=

stellens, der Korrektur, des Verkehrs mit der Druckerei, den Holzschneidern und der Post, endlich die riesige Korrespondenz mußte Jemand übernehmen, dessen Gesinnung, Geschäftsfähigkeit und Treue mir die vollste Garantie bot, und der mit derselben Uneigennützigkeit der Sache dienen wollte, wie ich selbst. Wieder war es, wie im Jahre 1866, der Professor am Kadettenkorps Fr. Holtze, der allen diesen Anforderungen entsprach, sich aller damit verbundenen Mühewaltung unterzog und die Durchführung überhaupt ermöglichte. Ich konnte nach den ersten, noch in Berlin herausgegebenen Nummern ruhig dem Hauptquartiere folgen, denn die „stellvertretende Bezirks- und Ersatz-Redaktion" war in den besten Händen.

Nächst dem „Feld-Soldatenfreunde" war die erneute Verbindung mit dem Staats-Anzeiger für Berichte aus dem Hauptquartier meine erste Sorge. Wie 1866 mußte vorzugsweise für dieses amtliche Blatt gesorgt werden, weil alle Zeitungen, auch die der Opposition, sich berechtigt glaubten, aus diesem nachdrucken zu dürfen. Es war zu erwarten, daß tüchtige Korrespondenten auf den Kriegsschauplatz geschickt werden würden, und das unabhängig Geschriebene ist unter allen Umständen lesbarer, darum auch willkommener, als die nothwendig kühlere, von Rücksichten gefesselte Form der Mittheilung in einer amtlichen Zeitung. Nach meiner Ueberzeugung mußte der Staats-Anzeiger aber allen anderen Blättern in der Mittheilung verläßlicher Nachrichten voraus

sein, und ich zögerte deshalb nicht, mich zu einer regelmäßigen Korrespondenz zu verpflichten, obgleich ich schon 1866 die Schwierigkeiten einer solchen Berichterstattung kennen gelernt hatte. Freilich ging ich diese Verpflichtung nur in der Hoffnung ein, daß der König auch während dieses Krieges so gnädig sein würde, mir für wichtige Fälle die Direktive zu geben. Wie ich die Aufgabe theilweise gelöst und an welchen Verhältnissen sie theilweise gescheitert, davon werde ich weiterhin zu erzählen haben. Für den Staats-Anzeiger arbeitete ich aus Ueberzeugung von der praktischen Nützlichkeit für die Theilnahme in der Heimat. Für die neue Preußische Zeitung, welche allein treu blieb, als 1848 Alle und Alles untreu wurde, genügte ich meiner Neigung und Anhänglichkeit durch fast tägliche ausführliche Berichte. Hier durfte ich warm schreiben, wenn es mir warm ums Herz wurde, hier durfte ich nicht allein Bericht erstatten, sondern auch erzählen, hier brauchte ich nicht zu fürchten, daß mein lebhaftes Gefühl in irgend einem Büreau von des Bedenkens Blässe angekränkelt wurde. Diese Berichte aus dem Hauptquartier (unter dem Zeichen *,*) wurden, obgleich ausschließliches Eigenthum der Kreuz-Zeitung, ebenfalls von den meisten Zeitungen nachgedruckt und bildeten eine zusammenhängende Geschichte der Begebenheiten bis zur Rückkehr des Königs nach Berlin. Außer dieser regelmäßigen Berichterstattung lieferte ich noch größere Arbeiten, wie die Darstellung der Leistungen der 4. Kavallerie-Division unter Führung des Prinzen Albrecht und die Theilnahme der unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg-

Schwerin stehenden Truppen an dem Zurückwerfen der Armee des Generals Chanzy bis hinter le Mans; — sowie Leitartikel über wichtige Fragen des Augenblicks, in denen ich Aeußerungen des Königs vertrat; und endlich allerlei Gelegentliches, z. B. den Unwillen des Königs über das Beklettern des Monuments Friedrichs des Großen beim Eintreffen der Siegesnachrichten in Berlin.

Für besonders wichtig hielt ich aber die Verabredungen mit dem Wolff'schen Telegraphischen Büreau, wegen Zusendung aller Telegramme, die den König interessiren konnten. Wie 1866 wurde ausgemacht, daß sie an meine Adresse gesandt werden sollten, nicht allein, weil sie oft in der Nacht eintrafen, und Jemand sie erhalten mußte, der im Stande war zu beurtheilen, ob der König ihretwegen aus dem Schlafe zu wecken sei, sondern auch um den König nicht mit Nachrichten zu belästigen, die im Hauptquartiere auf anderen Wegen schon bekannt geworden. In Busancy, vor dem Gefechte bei Beaumont am 30. August, wurde ich nicht weniger als siebzehn Mal in einer Nacht geweckt, weil die Telegramme sich durch die Schwenkung der beiden Kronprinzen-Armeen von Bar le Duc nach den Argonnen aufgehäuft hatten. Kamen Telegramme während des Tages, so brachte ich sie sofort in das Quartier des Königs und ließ sie durch die Dienerschaft übergeben; kamen sie während der Nacht und hatten keine Eile, so brachte ich sie Morgens zum Kaffee

selbst und las sie vor. Da ich diese letzteren geöffnet übergab, so blieben die Couverts in meinen Händen, und ich kam in der letzten Hälfte des Aufenthaltes in Versailles auf die Idee, sie zu sammeln; für die Monate Dezember 1870, Januar und Februar 1871 waren es allein 147. Sie trugen sämmtlich die Adresse: An den Geheimen Hofrath L. Schneider für des Königs (zuletzt Kaisers) Majestät. Die Gesammtzahl aller durch mich übermittelten Telegramme überstieg für die ganze Dauer des Feldzuges bei Weitem Tausend.

Die Erlaubniß, vor dem König täglich, sogar Morgens früh beim Kaffee, erscheinen zu dürfen, die Nachrichten, welche ich zu bringen, die Zeitungsnotizen, welche ich vorzulesen hatte, die Aufträge und Weisungen, welche ich empfing, vor allen Dingen aber die Aeußerungen, welche der König an das naturgemäß daraus entstehende Gespräch knüpfte; alles dies machte jene Zeit für mich zu einer unvergeßlich-glücklichen, ja erhebenden, und zu einer reichen Quelle für meine Studienaufgabe, einen Charakter erkennen zu lernen, der sich mit und an den mächtigen Begebenheiten immer merkwürdiger und bedeutender entwickelte. Es war eine überaus bevorzugte Ausnahmestellung, deren ich mich acht Monate hindurch erfreute; mit dem Tage der Rückkehr nach Berlin trat aber sofort wieder das frühere Verhältniß ein, und hätte ich dies nicht selbst erkannt, und mich nur Sonnabends melden lassen, so bin ich überzeugt, würde der König es

sogleich befohlen oder mir sehr deutlich zu verstehen gegeben haben. Niemand hatte bei König Wilhelm Anspruch oder Hoffnung darauf, über das Maß seiner zu leistenden Dienste zu seiner Person zugelassen zu werden; dies war überhaupt eine hervorragende Signatur seiner ganzen Regierungsperiode und Regierungsart. Niemand, absolut Niemand wagte sich diesem Herrn gegenüber aus seinen Schranken heraus, und sollte es Jemand auch einmal gewagt haben, so hat er es gewiß nicht zum zweiten Male gethan. Zu einem bloßen Gespräche oder einer Unterhaltung hatte der König begreiflicherweise niemals Zeit. Es mußte dabei immer etwas geschehen, etwas gefördert werden, er mußte selbst den Nutzen, die mögliche Frucht eines Gespräches erkennen, um es überhaupt fortzusetzen.

Wenn irgend Etwas mir acht Monate hindurch die Möglichkeit erhalten hat, jeden Morgen vor dem Könige erscheinen zu dürfen, so war es meine stete Sorge, schon beim Eintritt, zur rechten Zeit — wieder hinaus zu gehen. Ich habe das Glück gehabt, nie vom Könige entlassen zu werden, sondern stets selbst auf die hin und wieder schon vorgeschrittene Zeit aufmerksam gemacht, wenn etwa eine Vorlesung zu lange dauerte oder, so weit ich Kenntniß davon hatte, Dringliches vorlag. Ist das schon fürstlichen Personen gegenüber eine Regel der Schicklichkeit, so war es beim Könige geradezu eine Nothwendigkeit, denn die Eintheilung seiner Arbeitszeit war eine ungemein knappe, und es machte ihn unruhig, wenn Vorgänge wie Repräsentationen und Visiten ihn in dieser Eintheilung störten, die eingegangenen

Briefe und Berichte sich zu Bergen häuften und nicht in gewohnter Regelmäßigkeit und Folge erledigt werden konnten. Darin lag es auch wohl, daß der König während des Krieges meinen Eintritt schon Morgens früh beim Kaffee gestattete, während welcher Zeit er immer gern allein war, und nur in äußerst dringenden Fällen Jemand einzutreten wagte.

In den Tagen vom 20. Juli bis zum Ausrücken des Hauptquartiers am 31. war ich, wegen der Einleitungen zur Herausgabe des Feld-Soldatenfreundes, in Berlin, und ging jeden Morgen früh ins Palais, um bei der Hand zu sein, wenn der König irgend etwas zu befehlen haben sollte. In meinem Gefühl lag es, diesmal so viele Karten wie möglich mitzunehmen, namentlich die ganz große Karte von Frankreich. Meine diesbezüglichen Anstalten wurden dem Könige aber zuviel, und er meinte lächelnd: „Die Cartons und Futterale müßten ja einen ganzen Wagen füllen — das sei viel zu umfangreich — man könne ja im Nothfalle etwas nachkommen lassen — man müsse nur in Berlin Alles heraussuchen und zurechtlegen, damit die Nachsendung leicht erfolgen könne. — Vor der Hand sei überhaupt nur die Karte von Baden, die Rheinpfalz und der westliche Theil von Württemberg, sowie Rhein-Hessen nöthig." — Dagegen blieb es bei dem Keil in Frankreich, dessen Basis der Rhein von Basel bis Saarlouis bildet, und der sich westlich bis Paris — Orleans erstreckt. Zu diesen, der Privatbibliothek

des Königs entnommenen Karten lieferte der große Generalstab seine Kopie der französischen Generalstabskarte, deren betreffende Sektionen der König während des Krieges auch täglich im Gebrauch hatte.

Vor Paris dehnte sich übrigens das Kriegstheater derartig aus und zerfiel in so weit auseinander liegende Operationsfelder, daß ich wiederholt immer neue Sektionen heraussuchen mußte. Während der Beschießung fehlte es sogar an einem Plane von Paris, auf welchem die Straßen mit Namen bezeichnet waren und nur zufällig gelangte ich in Versailles durch Kauf in den Besitz eines solchen. — Endlich lagen eine solche Menge von Karten auf dem Tische neben dem Arbeitstische des Königs, daß garnicht mehr durchzukommen war und ein stetes Suchen eintrat. Fast immer traf es sich, daß entscheidende Punkte, wie Sedan, Orleans, le Mans, Belfort am Rande oder in der Ecke einer Kartensektion lagen, so daß die Umgegend auf ein anderes Blatt übergriff und wenigstens zwei, manchmal sogar vier Sektionen neben einander gelegt werden mußten, wozu der Tisch wieder nicht ausreichte. Einmal und zwar nach der Schlacht bei Gravelotte ging das Blatt „Commercy" der Spezialkarte verloren. Vergebens wurde Alles durchsucht. Erst mehrere Tage später fand es sich in der Satteltasche eines Reitknechts, dem der König es bei dem Rekognoszirungsritt am 17. August gegeben.

Hatte ich Gefechtsrelationen, Telegramme über Schlachten und Belagerungen oder Zeitungsberichte vorzulesen, in denen Dörfer und Terrainabschnitte genannt wurden, so nahm der

König entweder gleich selbst die betreffende Sektion zur Hand, oder ich mußte sie aus den auf dem Tische übereinander liegenden heraussuchen. Während der König auf der Karte folgte, wurde jedesmal das Frühstück unterbrochen und erst fortgesetzt, wenn sämmtliche Orte gefunden und dadurch ein klares Bild des militärischen Vorganges gewonnen worden war. Für kleine Schrift wendete der König eine Loupe an, die stets neben seinem Schreibzeuge lag. War das Zusammenhalten mehrerer Blätter nöthig, so durfte ich ihm dabei hülfreiche Hand leisten. Zweimal hatte ich in Versailles dem Könige gegen Abend, unmittelbar nach der Tafel, wichtige Nachrichten zu bringen und fand ihn beide Male vor dem Kartentische, wo er mit einem Zirkel die Entfernungen maß, sich Notizen auf einem dabei liegenden Papiere machte und die augenblickliche Situation studirte. Der König war daher stets, sowohl bei den Generalsvorträgen, als wenn ihm von Offizieren Bericht erstattet wurde, die soeben vom Schauplatz der entfernteren Operationen eingetroffen waren, immer vorzüglich unterrichtet. Major von Hagen, Adjutant des Prinzen Albrecht, sagte mir, er sei erstaunt gewesen, den König so vertraut mit dem Terrain gefunden zu haben, auf welchem die Gefechte beim zweiten Vormarsch gegen Orleans stattgefunden, und über welche er mit Bezug auf die Theilnahme der 5. Kavallerie-Division hatte berichten müssen. Ich kann also aus eigener Wahrnehmung mit Bestimmtheit sagen, daß der König sein Studium der Karten nicht auf die Zeit der militärischen Vorträge beschränkte, sondern sich sorgfältig auf diese vorbereitete. Es hängt dies vollständig mit der

Eigenart des Königs zusammen, der es nun einmal nicht liebte, sich influiren zu lassen, wo die Kenntniß mit eigener Mühe zu erwerben war, der darum aber auch keine persönliche Anstrengung zu diesem Zwecke scheute.

Einige Tage vor dem Abgange des Hauptquartiers aus Berlin sah ich wieder dieselbe große Kiste von unscheinbarem Aeußern im Bibliothekzimmer stehen, in welche der König 1866 vor dem Beginn des Feldzuges seine wichtigsten Papiere verpackt hatte, um sie im Falle eines Kriegsunglückes in Sicherheit bringen zu lassen. Sie stand offen da und ich konnte daher sehen, daß sie halb gefüllt war. Am Tage darauf befand sie sich nicht mehr im Bibliothekzimmer, war also wohl ihrer weiteren Bestimmung übergeben worden. Gewiß hatte der König nach den Erfolgen von 1864 und 1866 Ursache, wieder mit Vertrauen auf seine Armee und mit Zuversicht im Gefühl seiner gerechten Sache in den Krieg zu gehen; nie hat er aber die furchtbaren Erfahrungen seiner Eltern in den Jahren 1806—1813 vergessen können. Kriegsglück ist wandelbar, und wie konnte man nach einer so vollständig unveranlaßten und übereilten Kriegserklärung anders vermuthen, als daß die französische Armee in großer Zahl und vollkommen fertig in den Krieg eintreten würde. Ein schwerer, langwieriger Kampf war zu erwarten und der König verschloß sich am wenigsten dem Bewußtsein seiner möglichen Wechselfälle. Mit den Abmahnungen und wohlwollenden Rathschlägen lieber nachzugeben, als sich in die Chancen

eines solchen Krieges zu stürzen, scheint es diesmal nicht so reichlich bestellt gewesen zu sein wie im Juni 1866; wenigstens ist mir nichts dergleichen bekannt geworden. An diplomatischem Wohlwollen mag es nicht gefehlt haben; es ist ja auch gewiß im Allgemeinen richtig, daß man besser thut, keinen Krieg zu führen. Der König sah aber, daß nicht allein Preußen, sondern ganz Deutschland zornig geworden war über die unerhörte Anmaßung der Franzosen und fühlte, daß es sich diesmal um die Existenz des glorreichen Werkes aller seiner Vorfahren handelte.

Es wird also den wohlwollenden Rathgebern, wenn sie auch nur verschämt auftraten, nicht an der richtigen Antwort gefehlt haben.

Aus der gedruckten Zusammenstellung des gesammten Personals, aus welchem diesmal das große Hauptquartier bestand, ersah ich, daß der König mir auch in diesem Feldzuge meine ganze Freiheit und Unabhängigkeit lassen wollte, denn ich war keiner bestimmten Branche attachirt oder unterordnet, sondern zwischen dem Civil- und Militärkabinet ganz allein mit einem Diener aufgeführt. So weit die Eisenbahnen benutzt wurden, fuhr ich in dem Königlichen Extrazuge. In Mainz miethete ich einen kleinen Wagen, den ich während des ganzen Feldzuges behielt, so daß ich mich auch in dieser Beziehung einer vollkommenen Unabhängigkeit erfreute; und da ich überall selbst sehen, mich an Ort und Stelle überzeugen mußte, um zuverlässig berichten zu können, so war die Dis-

position über ein Fuhrwerk von größter Wichtigkeit für mich. Bei Gelegenheit habe ich auch öfters Verwundete, Marode und Kranke in meinen Wagen nehmen können und bin vielen Offizieren und Beamten nützlich gewesen; z. B. konnte ich am 15. August einen schwerverwundeten Offizier von Borny bis Pange, am 17. zwei Soldaten eines Thüringischen Regiments von la Ferme aux baraques bis Novéant, am 19. einen schon halbtodten Artilleristen von Gorze bis nach Pont à Mousson mitnehmen und am 30. von Busancy aus den Obersten von Eberhardt, welcher bis dahin Kommandant von Cosel gewesen war und jetzt, zum Kommandeur des 46. Infanterie-Regiments ernannt, dieses aufsuchte, bis auf das Schlachtfeld von Beaumont bringen, so daß er noch zu rechter Zeit eintraf, um Sedan mitzumachen.

Die Tage vor dem Abgange des großen Hauptquartiers nach dem Rhein waren wunderbar bewegter Natur. Mit jedem Tage steigerte sich der Enthusiasmus für die kräftige Abwehr des unverantwortlich frivolen französischen Angriffs. All' das, wovon ich so viel aus dem Jahre 1813 gelesen, wuchs wieder neu aus der Erde; ohne Ueberhebung, mit mancher Besorgniß, aber doch mit fester Zuversicht ging das Preußische Volk der harten Prüfung entgegen. Die musterhafte Heeresorganisation bewährte sich auch diesmal bei der Mobilmachung in wahrhaft erstaunenswerther Weise. Das ganze so komplizirte Räderwerk griff wieder glatt und ge-

räuschlos ineinander, und in vierzehn Tagen stand eine Armee vor dem Feinde, wie Preußen sie noch nie gehabt, wie kein König von Preußen sie je kommandirt hatte. — Am 19. Juli, dem Sterbetage seiner unvergeßlichen Mutter, rief der König das „Eiserne Kreuz" wieder ins Leben. Am 24. wohnte er der Taufe seiner jüngsten Enkelin bei, — ein glücklicher Gegensatz zum Jahre 1866, wo er kurz vor dem Ausmarsche seinen damals jüngsten Enkel begraben sehen mußte. Sein Tageskalender weist nach, in wie unausgesetzt anstrengender Arbeit und Bewegung sich der König in diesen Tagen befand. Ueberall war seine leitende Hand, seine persönliche Initiative erkennbar, wie sich denn überhaupt in den letzten Jahren mit den Ansprüchen auch seine Thätigkeit unglaublich gesteigert hatte.

Am 23. Juli, wo die Truppenmärsche durch Berlin begannen, war viel von den Warnungen die Rede, welche schon seit einigen Wochen von verschiedenen Seiten eingegangen waren und die sich jetzt so plötzlich bestätigt hatten; der König sagte mir darüber:

„Da sieht man, wie recht die Warnungen aus der Schweiz gehabt haben. Ich kann nur jedem Staate rathen, der über lang oder kurz in diesen Strudel hineingezogen werden dürfte, sich bei Zeiten zu rüsten und sich nicht so überraschen und betrügen zu lassen, wie man Preußen betrügen wollte. Auch Ich habe die mancherlei Symptome

für übertrieben und jedenfalls für verfrüht gehalten und bin dadurch um acht Tage gegen Frankreich zurück. Wer irgendwie helfen will oder wer gezwungen werden könnte, mit in den Kampf einzutreten, möge sich bei Zeiten fertig machen, denn die Ereignisse dürften schnell gehen. Jetzt erst kehrt Napoleon sein wahres Gesicht heraus."

Ich mußte bei dieser Aeußerung des Königs an die Worte denken, die er mir während des Feldzuges 1866 in Böhmen, bei Gelegenheit jener französischen Depesche nach dem Siege bei Königgrätz über Napoleon III. gesagt: „Ja, wenn man ihm nur trauen dürfte!" Wie hatte sich jetzt dieses Urtheil bestätigt! — Da ich die „Warnungen aus der Schweiz" nicht kannte, so erkundigte ich mich bei dem Feld-Polizeidirektor Dr. Stieber danach und hörte, daß von unserem Gesandten in der Schweiz, General von Roeder, eine Warnung nach Berlin gelangt sei, man möge sich in Acht nehmen, denn im Monat August stände ein schweres Attentat gegen den König bevor. Man wußte nicht recht, was man aus dieser Warnung machen sollte, stellte aber doch Ermittelungen an, welche ergaben, daß sie von einem hochstehenden, aber Preußen wohlwollenden Ultramontanen herrührte. Als der Krieg plötzlich hereinbrach und im August wirklich so schwere Schläge gegen den König beabsichtigt waren, fand diese Warnung erst ihre Erklärung.

Ein Gegenstand besonderer Besorgniß war die wahrscheinlich sehr nachdrückliche Aktion der französischen Flotte

an unseren Küsten. Schon am 29. Juli traf in Berlin die Nachricht ein, daß eine Division französischer Panzerschiffe das Vorgebirge Skagen passirt habe und in die Ostsee eingelaufen sei. Ich war zugegen, als das Telegramm gebracht wurde und mußte es vorlesen. Der König sagte darauf: „Nun werden wir sie morgen wohl schon vor Kiel haben und wahrscheinlich wartet Napoleon nur diese Nachricht ab, um in hellen Haufen über die Grenze zu kommen.“

Einige Tage vor dem Abgange des Hauptquartiers aus Berlin erhielt ich einen Brief des ehemaligen Hannoverschen Regierungsrathes Oscar Meding aus dem Hotel Royal in Berlin. Er lud mich zu einer Besprechung ein, in welcher die Erklärung seiner unter den augenblicklichen Verhältnissen räthselhaften Erscheinung in Berlin erfolgen solle. Meding war seinem unglücklichen Könige 1866 nach Wien gefolgt, hatte ihm treu gedient, auch in sehr geschickter Weise durch die Presse für ihn agitirt und während eines längeren Aufenthaltes in Paris als sein Agent gewirkt. Ich hatte ihn stets für einen ehrenwerthen Mann gehalten und noch im Jahre 1866 bei meiner Sendung nach Hannover Beweise seiner durchaus konservativen Gesinnung gehabt. Daß von dem Augenblicke an, wo er sich zu einer so leidenschaftlichen Agitation gegen Preußen gebrauchen ließ, jede Verbindung zwischen uns aufhörte, versteht sich von selbst; ich gestehe aber gern, daß es mir leid that, durch die eingetretenen

politischen Verhältnisse dieses Abbrechen unserer Korrespondenz für nothwendig erachten zu müssen. Meding hatte sich vier Jahre lang als einer der thätigsten und geschicktesten Gegner Preußens bewiesen und nun, unmittelbar vor dem Ausbruche eines Krieges, der möglicherweise die Hoffnungen des Königs Georg realisiren konnte, lud er mich ein, ihn zu besuchen!

Ich war so wenig orientirt über diesen Vorgang, daß ich keinen anderen Rath wußte, als den Brief dem Könige einzusenden und um Verhaltungsbefehle zu bitten, zugleich bemerkend, daß ich nicht wissen könne, was vorgehe; Meding sei ein treuer Diener seines Herrn und habe deshalb meine Sympathieen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen müsse er aber in Preußen als Hochverräther gelten und ich könne daher nicht begreifen, mit welchen Absichten sich derselbe mir wieder nähern wolle, noch viel weniger aber, wie er überhaupt in Berlin zu erscheinen wage. Der König antwortete sogleich: „Erst zu Bismarck gehen und nichts ohne Vorwissen desselben thun.“ Ich sah voraus, daß ich in dieser so bewegten Zeit nicht bis zum Minister-Präsidenten gelangen würde und legte den Sachverhalt dem Feld-Polizeidirektor Dr. Stieber vor. Dieser wußte von der Anwesenheit Medings in Berlin, nahm den Brief desselben mit der Randbemerkung des Königs an sich und rieth mir, mich auf keinerlei Weise in eben Vorgehendes zu mischen, denn Meding sei mit Vorwissen und auf Veranlassung des Grafen Bismarck in Berlin und es würde in diesem Augenblicke über wichtige Dinge mit ihm unterhandelt, jede Einmischung könne leicht Alles verderben; Dr. Stieber zeigte sich auch sehr unwillig darüber,

daß Meding sich an mich gewandt hatte. Ich lehnte also die Zusammenkunft ab.

Als ich am Tage darauf zum Könige kam und ihm Obiges erzählte, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß er vor Empfang meines Schreibens weder von dem Besuche Medings in Berlin noch von den Unterhandlungen gewußt hatte, welche Graf Bismarck mit ihm pflegen ließ. Da an demselben Tage noch die Verlegung des Hauptquartiers nach Mainz stattfand, so habe ich nichts Näheres über diesen auffallenden Vorgang erfahren. Aus dem Geschehenen ersah ich aber aufs Neue, daß der König nie in die Aktion seiner vertrauten Räthe eingriff, auch da nicht, wo diese ihn im Anfange nicht von ihrem Verfahren in Kenntniß gesetzt hatten. Später hörte ich zufällig, daß dem Minister-Präsidenten meine direkte Anfrage an den König, ob ich Meding besuchen dürfe, unangenehm gewesen sei; — wahrscheinlich hatten die Verhandlungen so lange geheim geführt werden sollen, bis ein Resultat erreicht war. Ich bedauerte das; würde aber in einem ähnlichen Falle doch wieder ganz ebenso handeln, denn nach meiner Anschauung muß der König Alles wissen, auch das Unangenehme.

So erfolgte denn am Abend des 31. Juli die Verlegung des großen oder Königlichen Hauptquartiers nach Mainz. Meine persönlichen Erlebnisse während dieses Feld-

zuges sind in einem anderen Werke zusammengestellt;*) hier handelt es sich nur um das, was ich vom Könige sah und hörte. Noch kein Fürst des Königshauses war in so hohem Lebensalter in einen großen, voraussichtlich langen und schweren Krieg gezogen. König Friedrich der II. zählte erst 66 Jahre, als er 1778 noch einmal in den thatenlosen Bairischen Erbfolgekrieg zog. König Wilhelm war schon 73 und stand einem bis dahin siegreichen Heere gegenüber. In der spanischen Campagne hatte der Trocadero — in der belgischen die Citadelle von Antwerpen — in der Krimm Sebastopol — in Italien Rom, Mailand und Solferino Zeugniß von der Siegesfähigkeit und Siegeslust dieser Armee gegeben. Der König hatte selbst seine ersten kriegerischen Eindrücke von der Zähigkeit und Geschicklichkeit französischer Truppen, selbst ganz junger Konskribirter, empfangen und die Berichte unseres Militär-Agenten in Paris, Majors Grafen von Waldersee, die ich später kennen gelernt, sowie die aller Preußischen Offiziere, welche das Lager von Châlons oder überhaupt Frankreich besucht, sprachen übereinstimmend dem Chassepot-Gewehr eine positive Ueberlegenheit über unser Zündnadel-Gewehr zu. Die Mitrailleusen, die für den Rhein bestimmten Kanonenboote, die Flotte in der Nord- und Ostsee und die außerordentliche Popularität, welche offenkundig dieser Krieg in ganz Frankreich genoß — das Alles war wohl geeignet, mit Sorge und Bedenken zu erfüllen.

---

*) „Aus meinem Leben" Bd. III, S. 249.

Allerdings war auch allüberall in Deutschland eine mächtige Begeisterung aufgeflammt, die Deutschen waren einmal ernstlich zornig geworden, und von einem fast überschäumenden Enthusiasmus getragen, regte das gesammte Land seine Riesenglieder, nicht in wildem, regellosem Sturm, sondern geschult von Preußischer oder wenigstens nach Preußischer Zucht. Fürsten wissen aber nur zu gut, wie wenig Verlaß auf Enthusiasmus und Freiwilligkeit ist, wenn ihnen die Erfolge nicht zur Seite stehen. Diese herbeizuführen war nun die schwere Aufgabe des Königs, dem es ja an dem vortrefflichsten, aber auch verschiedensten Rathe bewährter Generale und Minister nicht fehlte, der aber doch immer dafür verantwortlich war, den besten unter diesen Rathschlägen auszuwählen. Dies Bewußtsein muß bei der Bescheidenheit und bei dem Mißtrauen gegen seine eigene Kraft schwer, ja fast erdrückend auf ihm gelegen haben, erhöhte aber auch seine Thätigkeit und Willensstärke in geradezu staunenerregender Weise. Daß er Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Armee hatte, zeigte er wohl, aber sonst hatte er nach allen Richtungen hin mehr Bedenken, mehr Sorge und Berechnung, als irgend einer in seiner militärischen oder staatsmännischen Umgebung. Alle Welt, die es gut mit Preußen und möglichst schlecht mit den Franzosen meinte, schien an eine eben so kurze und entscheidende Campagne wie 1866 zu glauben und alle Anreden von Behörden und Korporationen auf dem Wege bis zum Rhein hatten eine hocherfreuliche Zuversicht geathmet. Immer setzte der König durch seine Antworten einen Dämpfer auf die raschen Sieges=

hoffnungen, wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß man sich auf einen langen und schweren Krieg vorbereiten möge, denn vor allen Dingen würde Ausdauer nöthig sein. Das klang den Begeisterten damals fremd in ihren Jubel hinein, sollte sich aber bald genug bewähren; — sagte der König doch selbst nach der Schlacht bei Sedan zu mir, als ich von der unbeschreiblichen Freude in der Armee und in der Heimat sprach, darüber, daß auch dieser Krieg fast eben so rasch wie der in Böhmen mit vollständiger Lähmung des Feindes beendet sei: „Warten Sie nur ab, jetzt fängt der Krieg erst an!" Ich habe das nach Sedan eben so wenig verstanden, als jene Bürgermeister, Deputationen, Sängerchöre und Vereine, welche den König auf der Fahrt bis Mainz begrüßten, die Mahnung verstanden haben werden, daß man nicht mit zu großer Zuversicht den Ereignissen entgegensehen möge. In der That war aber auch der Jubel und Kampfesrausch der ganzen Bevölkerung so intensiv, so überwältigend, daß man mit fortgerissen wurde. Wer den Abend des 1. August in Cöln nicht mit erlebt hat, kann sich wirklich keinen Begriff von dieser Aufregung der Massen machen, die Alles überfluthete, was sich ihr ordnend oder gar abwehrend entgegenstellen wollte. Ich wenigstens hatte so Etwas noch nie gesehen. Die ganze Zeit war ja gewiß reich an freudiger Erregung aller Art, aber Scenen, wie an diesem Abende in Cöln spotten jedes Vergleichs, jeder Beschreibung!

Wie der König auf die erste Nachricht von dem Erscheinen der französischen Flotte in der Ostsee sofort eine Aktion derselben gegen Kiel erwartet hatte, so erwartete er

auf dieser ersten Fahrt des Hauptquartiers von Station zu Station Nachricht von dem Ueberschreiten der Preußischen, Baierischen oder Badischen Grenze durch ein französisches Korps, denn das Zögern des Feindes, die Campagne mit einem entscheidenden Schritte zu beginnen, wurde je länger, je unerklärlicher. Trotz der wichtigen Telegramme, die von Station zu Station eintrafen, hatte der König doch Zeit und Sinn für fürstliche Courtoisie und Rücksicht für die überall Empfangenden und Versammelten. So auf der Station Bückeburg und in Düsseldorf, wo die Fürstin von Hohenzollern und die Erbprinzessin den König erwarteten. Beide hohe Frauen waren ersichtlich von diesem Zusammentreffen tief ergriffen, und als der König der Fürstin den Arm bot, um sie in den Empfangssalon zu führen, wohin die Erbprinzessin folgte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Erbprinz die wenn auch unschuldige Ursache zu diesem Kriegsauszuge des hochbejahrten Königs gewesen.

Die ganze Fahrt bis Mainz ist übrigens eine Art fortlaufenden Kriegsrathes mit den Generalen gewesen, die sich im Königlichen Zuge befanden, da rasch hintereinander wichtige Depeschen von allen Seiten eintrafen. Mit besonderer Aufmerksamkeit, aber auch herzerhebender Freude folgte man vorzüglich den Bewegungen unserer süddeutschen Alliirten, die allen Zweifel, der wohl noch hier und da aufgetaucht war, schlagend widerlegten und nun wenigstens an die Möglichkeit einer Einigung ganz Deutschlands glauben ließen.

Zwischen Cöln und Mainz sah ich den König nicht, auch nicht während des ersten Aufenthaltstages dort, dagegen am 3. August früh, wo die Nachricht von dem am Tage vorher stattgefundenen Gefechte bei Saarbrücken schon eingetroffen war. Der König theilte mir den Inhalt der betreffenden Depesche mit und schilderte den Vorgang als vollkommen unbedeutend, die Haltung unserer verschwindend kleinen Zahl von Truppen, mehreren französischen Divisionen gegenüber, aber als vorzüglich. Sowohl im Hauptquartiere als bei den in Mainz stehenden Truppen glaubte man, daß der König an diesem Tage, als dem Geburtstage seines hochseligen Vaters, welcher ja, ehe der Krieg dazwischen trat, durch die feierliche Enthüllung der Reiterstatue im Lustgarten zu Berlin zu einem Nationalfeste werden sollte, — irgend eine große kriegerische Maßregel treffen würde. Ich theilte dem Könige diese Vermuthung mit, erhielt aber die Antwort: „Nein! Nichts dergleichen; Ich werde aber wahrscheinlich heute Nachmittag noch nach Alzei gehen.“ Der bald darauf beginnende Generalsvortrag schien aber diese Absicht des Königs geändert zu haben.

Da die Franzosen unmittelbar nach dem gestrigen Gefechte die Saar nicht überschritten hatten, auch von keinem anderen Punkte der Grenze eine Nachricht eingetroffen war, daß sie deutschen Boden betreten, so äußerte der König, daß nun wohl kein Einfall in das Großherzogthum Baden mehr zu befürchten sei, eine Sorge, die ihn bis dahin besonders lebhaft beschäftigt zu haben schien. Es war auch von dem Eindrucke die Rede, welchen das Wiedererwachen alter Melo-

dieen aus den Befreiungskriegen gemacht, und zwar bei der Serenade der Musikchöre der Mainzer Garnison am gestrigen Abende. Carl Maria von Webers: „Du Schwert an meiner Linken", „Lützows wilde, verwegene Jagd" hatten mit der „Wacht am Rhein" abgewechselt und die alte Zeit zum Mitstreit in dem neuen Kampfe heraufgerufen. Alles erinnerte an die Zeit von 1813, in der ich erst sieben Jahre alt war, die ich also nicht bewußt miterlebt hatte. Desto lebendiger mochte sie vor der Seele des Königs stehen, freilich mit dem Unterschiede, daß er jetzt selbst der Verantwortliche war. Glücklicherweise fehlte es auch an andern Unterschieden nicht. Das Eintreffen des Prinzen Luitpold von Baiern und des Großherzogs von Sachsen im Hauptquartier zeigte, daß der Krieg diesmal unter anderen Verhältnissen begann, als im Jahre 1813, wo deutsche Fürsten und ihre Heere noch auf der Seite Napoleons standen. Der König besichtigte an diesem Tage die Armirungsarbeiten der Festungswerke und ein bei Wiesbaden angekommenes Kavallerieregiment und empfing außerdem eine Deputation der Stadt Mainz, welche um Beförderung der beabsichtigten Vergrößerung der Stadt bat.

Als der König mich am 4. beim Kaffee empfing, äußerte er sich erstaunt und erfreut über die Haltung der Mainzer Bevölkerung, die sich früher bei den verschiedensten Gelegenheiten immer besonders unfreundlich und abgeneigt gegen ihn gezeigt hatte. Das hatte sich wie durch einen Zauberschlag geändert. Man merkte es jetzt den Mainzern an, daß sie erkannt, was der König auch für sie sei und für sie thun könne. — Die seitdem von der Grenze eingetroffenen Nach-

richten ließen heute schon übersehen, daß die Franzosen wahrlich keine Ursache hatten, sich ihres sogenannten Sieges bei Saarbrücken zu erfreuen und stellten einen Zusammenstoß der Kronprinzlichen (III.) Armee mit den Franzosen im Elsaß in Aussicht, der auch in der That, während der König noch davon sprach, schon begonnen hatte und uns den Sieg bei Weißenburg bringen sollte. Während ich dann an den Berichten für den Staats-Anzeiger und die Neue Preußische Zeitung schrieb, trieb es mich einmal über das andere in das Großherzogliche Schloß, um zu hören, ob irgend eine Nachricht vom Kriegsschauplatze angelangt sei; so auch, ich weiß nicht zum wievielten Male, gegen sieben Uhr Abends, wo eben die Depesche des Kronprinzen aus Weißenburg eingetroffen war. Obgleich zu ungewöhnlicher Zeit, wagte ich es doch, mich melden zu lassen und fand den König in freudiger Bewegung, eben beschäftigt das Telegramm an Ihre Majestät die Königin zu schreiben: „Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten, u. s. w.“ Ich bat eine Abschrift der Kronprinzlichen Depesche zu sofortiger Veröffentlichung in Mainz selbst nehmen zu dürfen; der König diktirte mir aber nach dem Original eine andere Fassung, und nun wollte ich nach dem Telegraphenbüreau eilen. Aber kaum aus dem Schloßhofe herausgetreten, konnte ich meine übersprudelnde Freude nicht zügeln und verkündete, wie 1866 in Gitschin am Abende des 3. Juli, mit lauter Stimme einer rasch zusammenlaufenden Menschenmenge den ersten Sieg. Viel Jubel, aber auch viel Unglauben. Den Leuten schien der glänzende Erfolg zu rasch und darum un-

wahrscheinlich. Die rechte Siegesfreude stellte sich erst am anderen Tage ein, als aus den 500 schon 800 Gefangene geworden und ein großer Theil derselben in Frankfurt a./M. eintraf. Am 5. früh konnte ich dem Könige nicht weniger als siebzehn Telegramme vorlegen, welche während der Nacht, eins nach dem anderen über Berlin angekommen waren. Aus fast allen Richtungen lauteten sie günstig, und da auch Details über die Schlacht am 4. eingetroffen waren, so fand ich den König in einer sehr frohen Stimmung. Er sagte mir, daß am Tage darauf das Hauptquartier nach Kaiserslautern verlegt werden würde.

Hinter Saarbrücken mußte die Beförderung mit der Eisenbahn natürlich aufhören; ich hatte mir aber für die Dauer des Feldzuges einen Wagen gemiethet und mußte auf der Landstraße vorausfahren, um nicht hinter dem Hauptquartier zurückzubleiben. Daher, und weil die Abfahrt des Hauptquartiers von Mainz erst am 7. erfolgte, sah ich den König zwei Tage lang nicht, und konnte erst in Homburg in der Pfalz am 8. bei ihm eintreten. Ich berichtete Manches, was ich auf meiner Fahrt durch das Land gesehen und überreichte mehrere Depeschen, die sich in Homburg für mich angesammelt hatten. Am 6. während meines Aufenthaltes in Kaiserslautern hatten die siegreichen Gefechte bei Reichshofen (Wörth) und auf den Spicheren-Höhen bei Saarbrücken stattgefunden, über welche der König am 8. früh in Homburg

bereits vollständig unterrichtet war und mit eben so großer Freude, wie Anerkennung über die Details sprach, da er so entscheidende Erfolge gleich im Anfange wohl kaum erwartet hatte. In einem sehr beschränkten Quartier, bei dauerndem Regenwetter, in welchem der König aber, stundenlang auf der Straße stehend, das ganze XII. Bundes- (K. Sächsische) Armeekorps durchmarschiren sah, war der Aufenthalt in Homburg kein angenehmer. Das Städtchen war in fast unglaublicher Weise überfüllt und so ziemlich an Allem Mangel. Bis hierher war die Eisenbahn benutzt worden; von nun an sollte es acht Monate dauern, ehe das Hauptquartier wieder auf einer Eisenbahn befördert werden konnte.

Von Homburg bis Saarbrücken wurde am 9. Nachmittags bereits marschirt und der König begegnete vielen bivouakirenden und marschirenden Truppen. Der Weg war oft stundenlang von Truppen eingefaßt, die aus den Bivouaks auf den naheliegenden Feldern herbeieilten, um den König zu sehen, und ihm ihr Hurrah! zujubelten. Die Aufstellung dieser lebendigen Hecke hatte oft etwas ungemein Malerisches, namentlich wo die Abhänge der Hügel und Berge bis dicht an die Chaussee herantraten. Hier hielten sich viele Soldaten mühsam an Bäumen und Gebüsch, um nicht von der steilen Höhe herabzustürzen. Es waren Truppen des IX. Armeekorps, unter ihnen Schleswig-Holsteiner und Lauenburger. Wieviel Stoff zu Betrachtungen, wenn man an 1864 und 1866 zurückdachte!

Am 10. früh, sogar sehr früh, da der König die Großherzoglich-Hessische Division vom Fenster aus durchmarschiren sehen wollte, hatte ich die Freude, die über London angekommenen Telegramme aus Frankreich vorzulesen, welche von dem entmuthigenden Eindruck erzählten, den die unzweifelhaften Niederlagen der französischen Armee bei Weißenburg, Wörth und Forbach in ganz Frankreich gemacht. Selbst die noch nach Saarbrücken gelangte „Indépendance“ war ganz erstarrt über diese unerwarteten Erfolge der Preußischen Waffen. Während ich las, spielten die vorbeiziehenden Großherzoglich-Hessischen Regimenter den Golde'schen Armeemarsch, in welchen bekanntlich die Melodieen zu: „Heil Dir im Siegerkranz“ und: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ eingeflochten sind. Auch eine eigenthümliche Illustration zu dem mannigfachen politischen Wirrsal der letzten Jahre! Nach dem Generalsvortrage besuchte der König das Schlachtfeld auf den Spicheren-Höhen und sagte mir am 11. früh, wenn er es nicht selbst gesehen, würde er es nach der bloßen Beschreibung nicht geglaubt haben, daß diese Stellung überhaupt habe genommen werden können. Dagegen schien der König unzufrieden damit zu sein, daß sich beim Ueberschreiten der Saar die Truppen verschiedener Armee-Korps an den Uebergangspunkten zusammengedrängt hatten, so daß dadurch kein ganz geregelter Abmarsch stattgefunden. Dabei äußerte der König: „Schade, daß der Feldzug nicht erst nach den Divisionsmanövern angefangen hat, die Truppen wären dann so recht im Zuge gewesen!“

Als ich das Quartier des Königs verließ, brachte mir der Briefbote der Feldpost unter vielen anderen Briefen aus Berlin auch einen, welcher auf dem Couvert mit dem Namen des Absenders: „Capitaine Fix, de l'état major au Ministère de la guerre à Paris.“ Ich bekam keinen kleinen Schreck, daß der Brief gerade hier mitten im Kriege, kurz vor dem Ueberschreiten der Grenze in meine Hände kam und sah den Briefboten fragend an, ob er die Adresse vielleicht vollständig gelesen. Der Vorleser des Königs in diesem Augenblicke in Korrespondenz mit einem Kapitän des französischen Generalstabs, — noch obenein auf der Treppe des Hauses, in welchem der König von Preußen sein Hauptquartier aufgeschlagen! Das gleichgültige, nur geschäftliche Gesicht des Briefboten beruhigte mich zwar, aber konnten die Beamten der Feldpost die Adresse nicht gelesen und sich über diese seltsame Korrespondenz gewundert haben? — Die Sache war mir keinesweges gleichgültig, da ich aus Erfahrung wußte, wie leicht im Kriege und in einem Hauptquartiere Mißtrauen und Verdacht entstehen kann. Ich hatte nämlich für die in Leipzig herauskommende Zeitschrift „Unsere Zeit“ einen längeren Artikel über den Südamerikanischen Krieg der Triple-Allianz gegen Paraguay geschrieben, und bald darauf durch den Redakteur derselben das Gesuch des französischen Generalstabs-Kapitäns Fix erhalten, meine Arbeit für den „Spectateur militaire“ ins Französische übersetzen zu dürfen. Ich hatte die Erlaubniß dazu gegeben und die Artikel sind auch in der genannten Pariser Militär-Zeitschrift erschienen. So kam ich in Korrespondenz mit

jenem französischen Offizier; da die Briefe aber nicht mit der Post, sondern auf Buchhändlerwege über Leipzig gelangten, so brauchten sie Zeit, um bis in meine Hände zu kommen. Der Brief nun, welchen ich hier im Hauptquartier erhielt, sprach seinen Dank für meine Gefälligkeit aus und war lange vor der Kriegserklärung geschrieben. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, erzählte ich dem Könige den Vorgang und seine Veranlassung.

Nachdem der König hier im Laufe des Vormittags die Lazarethe besucht, erfolgte die Abreise nach St. Avold, dem ersten Hauptquartier auf französischem Boden. Der Weg führte über einen bedeutenden Theil des Schlachtfeldes und vor Forbach über die bisherige französische Grenze, deren Bezeichnungen indessen bereits umgestürzt waren. Ueberall begegnete man den Spuren des übereilten Rückzuges der Franzosen, sah aber auch zum ersten Male die düster und drohend dreinblickenden Gesichter der feindlichen Einwohner. Auch in St. Avold erwarteten mich wieder mehrere Telegramme, welche von dem Rückzuge und dem Sammeln aller bisher nacheinander geschlagenen Armee-Korps bis nach Châlons sprachen, so daß bis dahin nur noch bei Metz Widerstand zu erwarten war.

Als der König vor seinem Quartier in St. Avold aus dem Wagen stieg, fand er die Ehrenwache von der 1. Kompagnie des Leib-Grenadier-Regiments gebildet, welche im Gefechte auf dem Rothen Berge bei Forbach nicht weniger als 107 Mann verloren hatte. Der König ließ sie in Sektionen vorbeimarschiren und sagte dem Führer derselben:

„Ich freue mich, die Kompagnie hier wiederzusehen. Sie hat meinen Erwartungen nicht allein entsprochen, sondern sie übertroffen und dem Ruhm des Regiments neue Ansprüche auf meine Anerkennung hinzugefügt.“ Um letztere auch sofort zu bethätigen, wurde der Kompagnie genehmigt, die Ehrenwache bei der Person des Königlichen Oberfeldherrn auch als wirkliche Wache zu thun, während sonst Ehrenwachen gewöhnlich nach dem Empfange entlassen werden. Auch die 4. Kompagnie*) desselben Regiments, welche am 12. die 1. ablöste und sich gleichermaßen im Kampfe ausgezeichnet hatte, durfte die wirkliche Wache thun. St. Avold sowohl, wie die Umgegend, waren übrigens ziemlich von Truppen entblößt. Theils waren sie schon auf dem Vormarsche gegen das nur vier Stunden entfernte Metz, theils war die 14. Division noch nicht bei St. Avold eingetroffen, so daß die Stellung des Hauptquartiers eine sehr

---

*) Beide Kompagnieen wurden von ehemaligen Hannöver'schen Offizieren kommandirt. Einer fiel bei Vionville am 18. 8. — Eigenhändiger Zusatz König Wilhelms.

Es muß bemerkt werden, daß die Korrekturen des Königs besonders in diesem Bande so zahlreich sind, daß es nicht möglich war, sie im Drucke besonders hervorzuheben.

exponirte war; dies war um so gefährlicher, als man von Forbach bis St. Avold noch hunderte von französischen Soldaten in den Wäldern oder bei Bauern versteckt fand und in dem sehr coupirten Terrain eine unbemerkte Annäherung leicht stattfinden konnte. Es wurde daher für die Nacht noch herangezogen, was irgend erreichbar war. Daß der König selbst nach dem ihm erstatteten Bericht einen Ueberfall des Hauptquartiers nicht für unmöglich hielt, bewies sein Befehl für den Kammerdiener, die mit Leder besetzten Reithosen herauszulegen, im Falle es während der Nacht etwas geben sollte. —

Hier schrieb der König die vom 11. datirte Proklamation an die französische Nation, welche zum Druck nach Saarbrücken zurückgesandt werden mußte, um dann am 12. in St. Avold angeschlagen und auf dem weiteren Vormarsche verbreitet zu werden, was durch die ungemein thätige Feldpolizei geschah. — In St. Avold wurden am 12. und 13. auf die eingehenden Nachrichten von den Vortruppen entscheidende Beschlüsse gefaßt. Der König äußerte wenigstens gegen mich, bei Metz werde es wohl zunächst zu einer großen Schlacht kommen, denn dort ständen noch drei intakte französische Korps vor uns, — so lauteten wenigstens damals die Nachrichten. Er werde daher gleich morgen das Hauptquartier weiter vor verlegen, um in der Nähe zu sein, wenn der Zusammenstoß erfolge.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der König auch, daß er seinem Sohne für Weißenburg das erste Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen, und nie werde ich den Ausdruck väterlicher Freude auf seinem Gesichte vergessen, als er sich dabei des 10. März 1814 erinnerte, an welchem Tage er selbst das Kreuz derselben Klasse von seinem Königlichen Vater in Chaumont erhalten und daß er nun seinem Sohne dieselbe Freude bereiten könne. Diese herzliche, tief empfundene Freude des Vaters an dem Thun des Sohnes ist überhaupt einer der schönsten Charakterzüge des Königs. Schon am Morgen nach der Schlacht bei Königgrätz konnte ich ein Beispiel davon erzählen. Damals handelte es sich um den Orden pour le mérite, hier um das Eiserne Kreuz, ebenfalls pour le mérite für zwei gewonnene Schlachten!

Am 13. ging das große Hauptquartier weiter gegen Metz vor und zwar, wegen Beschränktheit der Oertlichkeiten, in zwei Staffeln; die erste, aus der nächsten Umgebung des Königs bestehende, nach Herny, die zweite mit dem großen Troß der Verwaltungen u. s. w. nach Faulquemont. Auch ich wurde nach dem letzteren Orte instradirt, fuhr aber am 14. schon mit Tagesanbruch nach Herny hinüber, um gleich beim Aufstehen des Königs gegenwärtig zu sein, der dort außerordentlich beschränkt wohnte. Der Kammerdiener mußte auf dem Flure vor der Thür des Königs schlafen, und der ganze Dienst war auf das allergeringste

Maß beschränkt. Der König schien erstaunt, mich wie gewöhnlich schon so früh auf dem Posten zu sehen, da ich doch in Faulquemont einquartiert gewesen sei; sagte aber, ich möge jetzt nur in Herny bleiben, da ernste Ereignisse bald, vielleicht noch heute bevorständen, über welche sofortige richtige Korrespondenz in die Heimat nöthig werden könnte. Die bisherigen raschen Erfolge hatten einen tiefen Eindruck in fast allen neutralen Kabinetten Europas hervorgerufen und Telegramme wie Zeitungsnachrichten, welche ich vortrug, machten auf allerlei Bewegungen und Pläne aufmerksam, die darauf hindeuteten, daß man anfange mit Besorgniß auf die so unzweifelhaften Siege der deutschen Waffen zu sehen. Es war hier in Herny so ziemlich dieselbe Situation wie in Horitz am 5. Juli 1866, wo sich auch plötzlich Wolken im Rücken der Aktion aufzuthürmen schienen. Bald nachdem ich das Zimmer des Königs verlassen, kamen denn auch Ordonnanzoffiziere von den Armeen des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Carl, um über den Stand der Dinge bei den Truppen vor uns zu berichten. Lieutenant von Esebeck vom 3. Kürassierregiment meldete, daß die erste Kavalleriedivision bereits vollständige Fühlung mit dem Feinde habe und Graf Eulenburg vom 1. Garde-Dragonerregiment berichtete das Gleiche. — Sämmtliche Meldungen erhielten ihren Bescheid nach dem Generalsvortrage, der diesmal entscheidende Beschlüsse des Königs hervorgerufen zu haben schien. Prinz Friedrich Carl hatte schon am 13. Abends anfragen lassen, wie die politische Situation sei; er müsse das wissen, ehe er sich zu der unmittelbar

bevorstehenden Schlacht engagire. Nach den im Hauptquartiere umlaufenden Gerüchten soll die Antwort gewesen sein: Dem sich zurückziehenden Feinde nicht auf Châlons zu folgen, sondern einen anderen Weg nach Paris einzuschlagen, weil dem Anscheine nach bei Châlons ein besonders kräftiger Widerstand vorbereitet werde. Jede Schlacht müsse, wo es auch sei, angenommen, unter den gegenwärtigen Umständen dann aber auch gewonnen werden. Ein tieferer Fall Napoleons, als zur Demüthigung und Entwaffnung Frankreichs, sei weder nöthig noch wünschenswerth. Preußen erstrebe keinen Ländergewinn. Allerdings müsse der Elsaß und, so weit es deutsch ist, auch Lothringen Frankreich abgenommen werden, aber nicht für Preußen, sondern für Baiern, Baden oder irgend eine andere Kombination, für welche erst die weitere Entwickelung der Dinge in Paris abgewartet werden müsse, wo der Zwangscours des Papiergeldes, der Aufruf zur Bildung von Mobilgarden und mobiler Nationalgarden, sowie das neue Ministerium nicht ohne Wirkung auf die allgemeine Lage bleiben könne. Vor der Hand sei der Sieg in einer rangirten Schlacht, ohne alle Rücksicht auf anderweitige Verhältnisse, das Nöthigste und werde Weiteres sich leichter vortheilhaft aus einem solchen entwickeln lassen, als wenn man jetzt schon die etwa drohenden politischen Verhältnisse berücksichtigen wolle. Etwas wirklich Feindliches sei bisher von den anderen Mächten noch nicht hervorgetreten; die französische Flotte zeige sich absolut wirkungslos, der Enthusiasmus sei in Deutschland noch im Wachsen, die Bundesanleihe gezeichnet, die Armee

zahlreicher und physisch und moralisch besser, als die französische. So könne man also den Gang der Dinge ruhig abwarten.

Es war Sonntag und seit mehreren Tagen zum ersten Male wieder schönes Wetter. Alle Kirchenglocken der Umgegend läuteten; äußerlich schien Feiertagsruhe zu herrschen, innerlich war desto größere Erregung. Gegen Mittag hieß es, der König werde die Vorposten bereiten, es wurde aber nichts daraus; dagegen erfolgte der Durchmarsch des IX. Armee-Korps durch Herny, ebenfalls in der Richtung auf Metz. Obgleich von zwei Uhr Nachmittags an Kanonendonner in westlicher Richtung vernommen wurde, der gegen fünf Uhr sogar sehr heftig zu werden schien, so glaubte doch Niemand, daß schon heute ein bedeutendes Gefecht stattfinden könne, da morgen der 15., also der Napoleonstag war, den sich die französischen Generale gewiß zu einem entscheidenden Schlage zurecht gelegt hatten. Es wurde auch in der That nichts Näheres bekannt, bis Abends acht Uhr eine Depesche des Generals von Steinmetz eintraf, welche meldete, daß die I. Armee seit Mittag in ein Gefecht eingetreten sei, das immer größere Dimensionen annehme. Ueber den Ausgang desselben verlautete am 14. nichts mehr. Dagegen machte die Nachricht von dem Unfalle, den ein Detachement Kavallerie bei der Eisenbahnstation Frouard erlitten, einen unangenehmen Eindruck, wohl besonders deshalb, weil sie überhaupt die erste für uns unvortheilhafte war und in Paris zuverlässig zu

unserem Nachtheil ausgebeutet wurde. Der König sprach am 15. früh davon und sagte, es sei eben nur Unachtsamkeit und zu großes Vertrauen auf die bisherigen Siege an dem Verluste schuld.

Das Gefecht am 14. zwischen Pange und den Werken im Osten von Metz war viel bedeutender gewesen, als es in Herny den Anschein gehabt, und der König beschloß, sich sofort auf das Schlachtfeld zu begeben, wohin ich nachkommen sollte. Demzufolge wurde bald nach dem Frühstück über Remilly und Bazancourt nach Pange gefahren, wo die Pferde bestiegen und nun bis spät Nachmittags das ganze Schlachtfeld des 14. beritten wurde. Ich war schon vorausgeeilt, konnte also ziemlich gleichzeitig mit dem Könige an den wichtigsten Punkten desselben sein. In Pange selbst sah es wüst aus. — Alle männlichen Einwohner der Ortschaften auf mehrere Meilen um Metz waren zum Schanzenbau in die Festung gezogen worden und die zahlreichen Verwundeten fanden in den leerstehenden Häusern absolut nichts, als was die eigenen Sanitäts- und Verpflegungsbranchen liefern konnten. Es wurde zwar so viel wie irgend möglich nach rückwärts evakuirt, aber der augenblickliche Zustand der Ueberfüllung mit Verwundeten war doch betrübend. Auf seinem Ritte begegnete dem Könige zuerst der kommandirende General des VII. Armee-Korps, von Zastrow, dann der kom. General des I., Freiherr von Manteuffel, und endlich fand sich auch der Oberbefehlshaber der I. Armee, General von Steinmetz ein.

Während der König sich an Ort und Stelle den Gang des Gefechtes berichten ließ, befand ich mich bei den Truppen und war erstaunt, statt der Siegesfreude eine allgemein unzufriedene Stimmung darüber zu finden, daß gestern Abend, nachdem die Franzosen bis hinter die Wälle ihrer Außenwerke zurückgeworfen waren und unsere Tirailleurs der 13. Division bereits auf den Glacis gestanden, der Befehl gekommen sei, anderthalb Meilen zurück in die vor dem Gefechte eingenommenen Stellungen zu marschiren. Dadurch hätten nicht allein viele Verwundete liegen gelassen werden müssen, sondern die Franzosen würden auch nicht verfehlen, sich den Sieg zuzuschreiben, da nicht wir, sondern sie während der Nacht im Besitze des Schlachtfeldes geblieben wären. Ein Grund für diesen freiwilligen Rückzug war nur in den allerdings besseren Bivouaks und Kantonnements bei und hinter Pange zu finden. Sowohl beim Bereiten des Schlachtfeldes als bei der Rückkehr nach Herny wurde der König von den Truppen, besonders in den Bivouaks des 13. und 73. Regt. bei Ars-les-quenexy, mit außerordentlichem Enthusiasmus begrüßt; ich hörte das Hurrahrufen auf die Entfernung einer halben Meile, wie meine Spezialkarte auswies. Nach dem Diner in Herny versammelte der König noch einmal die Generäle zur Berathung, nach welcher der Befehl zur Verlegung des Hauptquartiers am 16. nach Pont à Mousson gegeben wurde.

Von den Gefangenen hatte man erfahren, daß der Kaiser Napoleon nicht mehr die Armee kommandire und der Marschall Bazaine das Oberkommando der bei Metz versammelten, auf 200 000 Mann geschätzten Korps übernommen habe, ja, daß sich bei der ganzen französischen Armee großes Mißtrauen und Abneigung gegen den Kaiser zeige. Als ich am 16. früh das Gehörte durch Brüsseler und Londoner Telegramme bestätigte, sagte der König: „Eigentlich thut mir Napoleon leid, denn er hat Frankreich besser als irgend Einer seiner Vorgänger regiert und erleidet nur die Folgen davon, daß er sich einer parlamentarischen Regierung in die Arme geworfen hat. Am Besten wäre es, wenn wir mit ihm Frieden schließen könnten, denn weder eine Republik, noch die Orléans oder Bourbons werden das Land so gut regieren, als er es regiert hat. Aber freilich, einen gedemüthigten Napoleon wird Frankreich auch nicht ertragen wollen!" Auch später hat sich der König bei verschiedenen Gelegenheiten in ähnlicher Art geäußert und nie der mit so großem Rechte gereizten Stimmung des Augenblicks nachgegeben, welche sich damals in ganz Europa, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, gegen ihn wendete. — Heut schien auch der König unzufrieden über das Zurückgehen der I. Armee am gestrigen Abende, daß die gewonnenen Stellungen dicht vor Metz nicht behauptet worden waren. Für den weiteren Gang des Krieges, — fügte er hinzu, — sei es freilich gleichgültig, da das gestrige Gefecht der Natur der Sache nach doch nichts entscheiden konnte, im Gegentheil die

eigentliche Entscheidungsschlacht erst jenseits Metz zu erwarten sei.

Am Mittage des 16. wurde das Hauptquartier von Herny nach Pont à Mousson verlegt und zwar über Remilly, wo bereits Pioniere beschäftigt waren, die Eisenbahn zu traciren, welche die Festung Metz umgehen sollte und später so wesentliche Dienste leistete. Unterwegs traf der König mit seinem Bruder, dem Prinzen Carl zusammen, welcher von Faulquemont mit der zweiten Staffel nach Nomény fuhr, und begegnete in einem Dorfe hinter Remilly einer Kolonne französischer freiwilliger Krankenpfleger „l'ambulance de la Presse de Paris", welche sich auf das Schlachtfeld vom 14. begeben hatten und nun nach Metz zurückkehren wollten, von der Feldpolizei aber belehrt wurden, daß dies nur auf einem Umwege über Holland und Belgien geschehen könnte und sie ihre Hülfe zunächst den französischen Kriegsgefangenen angedeihen lassen möchten, da für die Verwundeten bei und hinter Metz durch Preußische Militärärzte gesorgt würde, worüber es allerdings lange Gesichter gab. In Pont à Mousson erwarteten den König bereits Berichte über die Schlacht südwestlich Metz bei Mars la Tour, wo Prinz Friedrich Carl nach seinem Ueberschreiten der Mosel den Feind angegriffen hatte. Die Berichte brachten aber noch keine Entscheidung, da Pont à Mousson vier Meilen vom Schlachtfelde entfernt war.

Der König nahm hier Quartier in einem Privathause der Rue Militaire, an der Ecke der Rue Raugraf, ein Name,

der für die frühere deutsche Nationalität der Moselgegend zeugte. Während am Abende die Musik des sächsischen Regiments Prinz Georg eine Serenade ausführte, berieth der König mit den Generalen die schon eingegangenen Berichte und befahl, daß am nächsten Morgen der Wagen schon früh um fünf Uhr vorfahren solle, da sich annehmen ließ, daß das heute begonnene Gefecht sich morgen zu einer großen Schlacht entwickeln könne. Pont à Mousson war die erste größere französische Stadt, welche das Hauptquartier seit dem Ueberschreiten der Grenze berührte, und die feindliche Stimmung der Einwohner ließ sich schon daraus erkennen, daß während der Serenade, welche von der sächsischen Militärmusik trefflich ausgeführt wurde, die ganze Rue Militaire menschenleer blieb, so daß nur deutsche Offiziere und Soldaten dem Spiele zuhörten.

Daß übrigens das Gefecht bei Metz größere Dimensionen angenommen haben mußte, als man während des Tages vorausgesetzt, schien aus dem Kanonendonner hervorzugehen, den man bei windstill-werdendem Abend von Nordwest her deutlich hörte. Es herrschte deshalb große Erregung im Hauptquartier, da man sich wohl bewußt war, daß jetzt die entscheidenden Schläge unmittelbar bevorstanden. In der Nacht um zwei Uhr kam denn auch die Meldung des Prinzen Friedrich Carl über den abermals erfochtenen Sieg und die in Folge dessen eingenommenen Stellungen der Armee-Korps, sowie, daß er den übrigen Korps seiner Armee befohlen habe, sich um Mittag des 17. hinter Flavigny zu konzentriren, um die Schlacht zu erneuern. Sofort befahl der König

statt um fünf, nun schon um ein halb vier Uhr aufzubrechen, und demgemäß gingen auch die Reitpferde früher nach dem Städtchen Gorze voraus, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl in der Nacht befunden hatte. Ich hatte von diesem veränderten Befehle nichts erfahren, und als ich mich um fünf Uhr den Equipagen anschließen wollte, war der König schon seit anderthalb Stunden fort, so daß ich allein folgen mußte. Der König war über Pagny und Novéant nach Gorze gefahren; als ich aber zwischen Pagny und Novéant Truppen des dort über die Mosel gegangenen VIII. Armee-Korps begegnete, welche auf Gebirgswegen einen angeblich näheren Weg einschlugen, folgte ich einer schweren Batterie und fand hinter Gorze, welches Städtchen von Verwundeten und Fuhrwerk aller Art überfüllt und kaum passirbar war, die Königlichen Equipagen bereits verlassen, den König aber zu Pferde schon bei Flavigny, im Begriffe das Schlachtfeld von gestern zu bereiten. Er ritt den Romeo, da die Sadowa schon außer Dienst gestellt war.

Auf dem Plateau bei Flavigny erwarteten Prinz Friedrich Carl und General von Alvensleben (kom. Gen. des III. Armee-Korps) den König, der sich nun an Ort und Stelle genau Bericht erstatten ließ. Auf dem Ritte begegnete der König nacheinander der 16. Division, so wie Theilen des III. und X. Armee-Korps; die letzteren hatten fast alle schwere Verluste erlitten, waren aber dessen ungeachtet in enthusiastisch gehobener Stimmung. Die Truppen glaubten nämlich, nun der König gekommen wäre, müsse heute noch sofort der Kampf wieder beginnen. Ein Bataillon des 7. Westfälischen Infanterie-

Regiments Nr. 56 hatte alle seine Offiziere verloren, so daß ein Feldwebel es führte. Andere Bataillone waren bis auf die Stärke einer Kompagnie zusammengeschmolzen. Nachdem der König die Berichte über das gestern Errungene und die Meldungen über die Stellung der Franzosen entgegengenommen, verblieb er auf dem Schlachtfelde, mitten unter Verwundeten und Leichen! Um ein Uhr meldete Prinz Friedrich Carl, daß der Anmarsch des Korps sich sehr verzögere und daß der Kampf heute nicht mehr erneuert werden könne; es erfolgte also der Befehl, heute nicht weiter anzugreifen, dagegen sich auf morgen zu einer wahrscheinlich großen Schlacht vorzubereiten. Ungefähr um zehn Uhr war der König vom Pferde gestiegen, hatte sich auf einen rasch bereiteten Sitz von französischen Tornistern, mit Zelttheilen bedeckt, niedergelassen und etwas zu essen verlangt. Es war nur vorhanden, was der Reitknecht an kalter Küche in der Satteltasche mitgenommen. — Schon hier an Ort und Stelle wurden die wichtigsten Dispositionen für die bevorstehende Schlacht getroffen, von der sich nach der vom Feinde genommenen Stellung voraussehen ließ, daß sie eine entscheidende werden mußte. Die weiteren Bestimmungen wurden erst Abends in Pont à Mousson erlassen, wohin der König zum Diner zurückkehrte und zwar vom Schlachtfelde bis Gorze zu Pferde und von dort zu Wagen.

Nach dem erst um sieben Uhr beginnenden Diner theilte mir der König mit, was über die Schlacht vom 16. an den

Staats-Anzeiger berichtet werden sollte. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß auch das Garde-Korps, das XII. (Königlich Sächsische), XI. und II. Armee-Korps die Mosel überschritten, resp. im Begriff wären, dieselbe zu überschreiten, so daß auch sie in die bevorstehende Schlacht eingreifen konnten. Bei dem Niederschreiben der Notizen, aus welchen mein Bericht zusammengestellt werden sollte, habe ich entweder nicht recht gehört oder der König war selbst nicht vollständig unterrichtet gewesen; — kurz, ich schrieb: „Die Kaiserliche Garde ist noch immer nicht im Gefechte gewesen, man scheint sich dieselbe für eine letzte Nothwendigkeit aufgespart zu haben, zu der es nach der jetzigen Konzentration bald kommen dürfte" (Siehe Nr. 218 des Staats-Anzeigers). Von den Unannehmlichkeiten, die mir diese kurze irrthümliche Notiz im weiteren Verlaufe des Feldzuges bereitete, werde ich auf dem Wege, den das große Hauptquartier machte, zu erzählen haben.

Geistig und körperlich von den Strapazen des Tages sehr angegriffen, schrieb ich fast die ganze Nacht für den „Feld-Soldatenfreund", den „Staats-Anzeiger" und die „Neue Preußische" und fühlte mich bei Tagesanbruch am 18. plötzlich sehr unwohl. Ich hatte den Wagen um vier Uhr bestellt, um dem Könige zu folgen, der zu dieser frühen Stunde Pont à Mousson verließ, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Vergebens versuchte ich mich anzu-

kleiden, schließlich warf ich mich auf das Bett und schickte meinen Trainsoldaten nach einem Arzte. Sonst ist der ganze Tag des 18. August wie aus meinem Gedächtnisse weggelöscht. Ich habe die ganze Nacht bis zum Mittag des 19. fest geschlafen, fühlte mich beim Erwachen vollkommen gesund und hatte sofort meine ganze Elastizität wieder, als ich die Nachricht von dem abermaligen Siege bei Gravelotte empfing. Der König war in der Nacht zum 19. in Rezonville auf dem Schlachtfelde geblieben und kam erst Nachmittags fünf Uhr von dort nach Pont à Mousson zurück. Um sechs Uhr fand das Diner mit den Fürstlichkeiten des Hauptquartiers statt, und nach demselben ließ ich anfragen, ob der König etwas zu befehlen habe. Ich mußte hereinkommen und theilweis hier, theilweis am Morgen des 20., erzählte mir der König Folgendes.

„Als ich am 17. vom Schlachtfelde über Gorze nach Pont à Mousson zurückfuhr und in dem überfüllten Gorze einige Augenblicke anhalten mußte, überreichte man mir eine wunderschöne rothe Rose, soviel ich in dem unglaublichen Lärm und in der Verwirrung hören konnte, von einem schwerverwundeten Offizier, welcher, in einem Hause liegend, von meinem Vorüberfahren gehört. Leider habe ich seinen Namen nicht deutlich verstanden. Erkundigen Sie sich doch, wer mir dieses sinnige, bedeutungsvolle Geschenk gemacht.*) Schon am 17.

*) Daß dies geschehen ist, bezeugt folgender Ausschnitt aus der N. Pr. Z.: — Man schreibt uns aus Halberstadt, den 24. Dezember:

wußten wir, daß die am 16. von Fritz Carl geschlagene französische Armee ihren Rückzug nach Châlons nicht angetreten hatte und an Metz klebte. So beschloß ich denn zum 18. die Schlacht, da auch das Pommersche Korps (II.) und die Garden bis dahin eingetroffen sein konnten. Früh um vier Uhr fuhr

---

Den Lesern der Kreuzzeitung wird vielleicht noch eine rührende Episode aus dem vorjährigen Kriege in Erinnerung sein, wo ein schwerverwundeter Offizier dem vorüberfahrenden König aus seinem Bauerstübchen eine Rose als Siegesgruß zusendete. Auch unser erhabener Kaiser hat diesen Augenblick nicht vergessen und jetzt zu Weihnachten dem damaligen Rosenspender seinen fürstlichen Dank in zartester Weise ausgedrückt. Am 23. erhielt der jetzt hier als Bezirks-Kommandeur fungirende Offizier, der Hauptmann von Zedtwitz (vom 72. Infanterie-Regiment), einen eigenhändigen Brief Sr. Majestät, welcher also lautet:

„„In dankbarer Erinnerung an den mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet in Gorze am 19. August 1870, mir eine Rose nachsendeten, als ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, — sende ich das beikommende Bild, damit noch in späteren Zeiten man wisse, wie Sie in solchem Momente Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt! —

Weihnachten 1871. Wilhelm, Rex.
22/12. 71.""

und ein Bild von etwa 2 ½ Fuß Breite und 2 Fuß Höhe, gemalt von J. Zeyß, welches Folgendes darstellte: Auf einem Gedenkstein mit der Inschrift: „Gorze, den 19. August 1870" liegt eine schwarz-weiß-rothe Fahne, den Stein rechts zur Hälfte bedeckend, die schwarz und silberne Fahnentroddel nimmt die linke Seite ein, in der Mitte steht ein Infanterie-Helm, mit dichtem Eichenkranz umwunden, auf dessen Blättern man verschiedene Thränen sieht, an den Helm angelehnt liegt das eiserne Kreuz nebst Band. In der Mitte des breiten goldenen Barokrahmens oben ist eine in mattem Silber getriebene Rose angebracht, welche, wie das ganze Bild, einen prachtvollen Effekt macht. Die Freude des Hochbeglückten ist nicht zu beschreiben, Referent war Zeuge davon, doch ist nicht er allein erfreut, die ganze Stadt fühlt sich geehrt durch diesen Akt Königlicher Huld, die einem der Ihrigen zu Theil geworden ist.

ich von hier nach Gorze und stieg dort um sechs Uhr zu Pferde. Meine erste Aufstellung nahm ich auf der Höhe zwischen Gorze und Flavigny, wie am vorigen Tage, wo ich alle Meldungen über die Aufstellungen des Feindes und den Stand unserer Armee-Korps in Empfang nahm. Es war bis ungefähr zwölf Uhr eine Zeit der gespanntesten Erwartung, da es sich, wenn die Franzosen stand hielten, offenbar um eine entscheidende, dann aber auch sehr blutige Schlacht handelte. Von diesem Standpunkte aus sah ich den Anmarsch des VII., VIII. und IX. Armee-Korps gegen die Wälder Bois des Dignons und de Vaux und erhielt hier auch noch die Meldung von Fransecky, daß er mit den Spitzen seines Korps (II.) auf den bezeichneten Punkten hinter einem Aufenthaltsort um drei Uhr eintreffen werde. Ungefähr um diese Zeit, als das Gefecht sich schon lebhaft engagirt hatte, ritt ich von der Höhe bei Flavigny herab und stellte mich rechts, seitwärts von Rezonville auf. Von hier aus konnte ich das ganze Gefecht südlich Gravelotte übersehen und überzeugte mich von der außerordentlichen Heftigkeit des Kampfes. Unsere drei Korps hatten zwar den Befehl, nicht zu stark zu drängen, bis die Umgehung durch die Garden und das sächsische Korps gelungen war; aber die Franzosen machten ihrerseits auch durch tapferen Widerstand lange Zeit jedes Vordringen unmöglich. Ich konnte wegen der Gehölze nicht deutlich erkennen, weshalb das VII. Armee-Korps nicht mehr Terrain gewann, namentlich als ich ungefähr um sechs Uhr Abends auf der Chaussee nach Gravelotte bis dicht an dieses Dorf ritt und die Nachricht erhielt, daß die Garden mit den Sachsen über

Jouaville, Batilly und Sainte Marie aux Chênes in die Flanke des Feindes gekommen und bei St. Privat bereits engagirt seien. Ich fragte Moltke, der vor gewesen war, und er gab den Truppen das Zeugniß, daß sie heldenmüthig kämpften, aber äußerst ungünstiges Terrain vor sich hätten. Hier bei Gravelotte links ausbiegend, begegnete ich der 1. Kavallerie-Division Hartmann und begrüßte sie, dann hielt ich lange Zeit in der Nähe der hochliegenden Ferme Malmaison, wo die rechte Flügel-Batterie des 8. Korps im Feuer stand. Hier begegnete ich dem General von Steinmetz und Prinz Adalbert, dessen Pferd verwundet war. Der Kampf vorwärts bei Gravelotte war sehr heftig und die Franzosen hatten hier mehrere determinirte Vorstöße gemacht. Es fing schon an dunkel zu werden, als plötzlich das, auf der ganzen Linie vor uns seit fast einer Stunde schweigende Geschützfeuer mit einer enormen Heftigkeit wieder begann. Der Feind machte, von einem vierfachen Infanterie-Etagenfeuer unterstützt, einen Vorstoß, der durch einen Bajonett-Angriff des eben eintreffenden II. Korps zurückgeworfen wurde. Ich hörte das Hurrah deutlich. Hier fanden sich denn auch die „historischen" Granaten bei mir ein und diesmal bat mich Roon von dieser exponirten Stelle wegzugehen, wie Bismarck es bei Königgrätz gethan hatte. Von dieser letzten Stellung ritt ich im Schritt bis nach Rezonville zurück. Es war zu spät geworden, um hierher nach Pont à Mousson zurückzukehren. So übernachtete ich in Rezonville auf dem Schlachtfelde. Erst wollte ich in meinem Wagen schlafen, dann wurde noch ein Zimmer in einem

arg mitgenommenen Hause des Dorfes aufgefunden, wohin ich mir eine Bahre aus einem Krankenwagen bringen ließ. Aber ich kam erst spät zur Ruhe, denn es gab Meldungen über Meldungen über die gewonnenen Resultate, leider auch über schwere Verluste. Es war ein wunderbar bewegtes Bild am Wachtfeuer. Heute früh um halb sieben war ich wieder ganz munter. Nun kamen auch von allen Seiten die Berichte über den Schluß und die äußerst günstigen Erfolge der Schlacht. Ich ließ mir von den Generalen Vortrag halten, Bazaine war richtig nach Metz hineingegangen. Dann befahl ich, was im Kriegsrath weiter geschehen sollte und wollte nun das ganze Schlachtfeld bereiten. Es gab so viel zu hören und zu befehlen, daß sich das Abreiten immer mehr verzögerte. Ich war aber auch durch die Meldung über den Tod so vieler Braven, die mir so nahe gestanden haben, zu erschüttert, um den weiten Ritt zu unternehmen! — Endlich brach auch noch ein Gewitter los, so daß ich nun nach Pont à Mousson zurückkehrte." —

Natürlich konnte ich die Mittheilung nicht ganz wörtlich so niederschreiben, wie sie mir gemacht wurde; sie ist aber nachträglich mit ganz besonderer Sorgfalt von dem Könige korrigirt worden, so daß die Details sämmtlich getreu wiedergegeben sind, wie ich sie aus dem Munde des Königs gehört. — Ich hatte nun für meine Berichte genug zu thun; um so mehr, als in der Nacht noch eine Depesche vom General von Werder ankam, welche einen Ausfall der Garnison von Straßburg meldete, den er glücklich zurückgeschlagen hatte, und das Hauptquartier voll war von Erzählungen über die

Begebenheiten des 14., 16. und 18., sowie über die Gefahr, in welcher der als Parlamentair vor Metz erscheinende Oberst-Lieutenant von Verdy vom großen Generalstabe geschwebt hatte.

Am 20. früh fand ich den König sehr ernst und wehmüthig gestimmt. Die Verluste an Todten und Verwundeten hatten sich erst durch die Appells am 19. bei den Truppen übersehen lassen, und die nun gemeldeten Zahlen sowohl, als die Namen der gefallenen, dem Könige meist persönlich bekannten Offiziere, hatten diese trübe Stimmung hervorgerufen. So oft auch später der König von diesen Verlusten sprach, standen ihm die Thränen in den Augen und kaum konnte er seiner Bewegung gebieten. — Am Vormittage des 20. kam der Kronprinz nach Pont à Mousson, wohnte dem Generalsvortrage bei und erhielt bei dieser Gelegenheit das eiserne Kreuz 1. Klasse und zwar das erste aller Kreuze dieser Klasse, welches überhaupt seit der Wiederbelebung dieses wunderbar wirkenden Ehrenzeichens verliehen wurde.

In dem heutigen Generalsvortrage wurde die in Rezonville bereits befohlene Bildung einer Maas-Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen ausgeführt, zu welcher Prinz Friedrich Carl drei der ihm bisher untergeordneten Armee-Korps, der Garde, 12 und 4 abgeben mußte, wogegen dem Prinzen Friedrich Carl zur Cernirung von Metz die 1. Armee (von Steinmetz) untergeordnet wurde (1., 7., 8. Korps). Mit jeder von den Truppen kommenden

Meldung mehrte sich die Bedeutung des Sieges bei Gravelotte. Bazaine hatte sich wirklich selbst zu einer Einschließung verurtheilt, und vom Feinde, namentlich aus Châlons, eingehende Nachrichten ließen erkennen, daß bis Paris wahrscheinlich nur noch eine große Schlacht, vielleicht wie 1814 unter den Mauern dieser Stadt zu schlagen sein würde; und daß auch diese siegreich ausfallen würde, daran zweifelte bei den Truppen jetzt schon Niemand mehr. Der Kronprinz ging sogleich wieder nach Nancy zurück.

Am Nachmittage kamen 2500 Mann französische Gefangene von den Schlachtfeldern bei Metz durch Pont à Mousson. Der Zug ging durch die Hauptstraße und da, wo die Rue Militaire in dieselbe mündet, hatte sich nach und nach die ganze militärische Umgebung des Königs versammelt, um sich den Transport anzusehen; — auch ich war dabei, weil ich mich bei Allen erkundigte, ob Niemand wisse, wohin die Sektion „Commercy“ der großen Generalstabskarte gekommen sein könne, die sich dann später, wie schon erwähnt, in der Satteltasche eines Reitknechts fand, der sie, beim Bereiten des Schlachtfeldes am 17., vom Könige zum Aufheben erhalten hatte.

Den 21. blieb das Hauptquartier noch in Pont à Mousson; — ein auffallend ruhiger Tag unmittelbar nach so erschütternden Ereignissen! Es war so still um das Quartier des Königs wie im tiefsten Frieden. Neben dem

Generalsvortrage fanden die gewöhnlichen Vorträge des Militär- und Civil-Kabinets statt; nicht einmal Truppen marschirten durch, die der König hätte defiliren lassen können. Der König sagte auch am Morgen zu mir, es sei eine sehr einsame Straße, in die man diesmal sein Quartier verlegt habe; er sehe und höre nichts von den Truppen. Das gab mir den Muth, dem Chef einer Eskadron des Garde-Kürassier-Regiments, welche auf dem Boulevard vor meiner Wohnung außerhalb des alten Walles bivouakirt hatte und eben abmarschiren wollte, vorzuschlagen, ob er nicht den kleinen Umweg durch die Rue Militaire zur Stadt hinaus machen wolle. Gewiß würde der König sich freuen, die schönen Mannschaften und Pferde dieser Eskadron zu sehen und ich wäre überzeugt, daß Seine Majestät an das Fenster treten würde. Der Rittmeister wollte erst nicht recht darauf eingehen, weil es eben ein Umweg war, gab aber doch nach und hatte dafür die Freude, daß Alles so verlief, wie ich vorausgesagt hatte. Nach dem Diner besuchte der König die Lazarethe, wo verwundete Offiziere lagen und sprach mit den Brüdern von Stülpnagel und von Finckenstein vom 1. Garde-Regiment zu Fuß, welches besonders beim Sturm von St. Privat la Montagne gelitten hatte. Der Tod des Obersten Victor von Roeder, Sohn des Generals von Roeder, den der König mir einmal als seinen „Freund" genannt hatte, ging ihm namentlich zu Herzen. Es fehlte auch sonst an verwundeten und kranken Offizieren nicht. — Lieutenant von Rhaden, Gatte der Sängerin Lucca, lag verwundet im Nebenhause; Oberst Graf Canitz wurde in

einem Lazarethwagen vor das Quartier des Königs gefahren und das ganze Gefolge versammelte sich theilnehmend um ihn, als auch der König herabgekommen und an seinen Wagen getreten war. General von Rauch hatte unmittelbar gegenüber Aufnahme bei seinem Bruder, dem Hofstallmeister gefunden. Ueberall umgaben den König die blutigen Folgen der letzten Schlachttage. Die schmerzlichen Eindrücke wurden aber eben so oft und schnell von hochfreudigen verwischt, denn die Meldungen von den bereits auf Paris vormarschirenden Truppen lauteten ungemein günstig; selbst die Nachrichten, welche aus Metz über die dort eingeschlossene, in 5 Tagen dreimal geschlagene und entmuthigte Armee des Marschalls Bazaine ins Hauptquartier drangen, ließen damals eine raschere Beendigung der Blockade hoffen, als sie später eingetreten ist. Die Einwohner hatten keine Belagerung erwartet, also sich auch nicht verproviantirt; 15 000 Bauern waren zu Schanzarbeiten in die Festung gezogen worden, wohl auch um das beliebte „Vide“ der Pariser Strategen herzustellen. Sie erhielten gute Bezahlung, aber Niemand wollte ihnen Lebensmittel verkaufen. Die Zahl der Verwundeten, welche aus den drei Schlachten des 14., 16. und 18. nach Metz hineingebracht worden waren, mußte zum Mindesten auf 20 000 Mann angenommen werden, also Hungersnoth, Typhus, vielleicht Rebellion der Armee, — kurz, es schien eben mit Bezug auf Metz Alles sehr viel günstiger für uns auszusehen, als es sich nachher herausstellte. Am Vormittage des 22., zwischen den verschiedenen Vorträgen sah der König das durch Pont à Mousson

marschirende Landwehr-Bataillon Sprottau (1. vom 46.) und eine Eskadron des 5. Reserve-Ulanen-Regiments, beide zur Division Kummer gehörig, und ließ sie auf dem Markte an sich vorbeimarschiren. Dann besuchte er das Hospital, wo er mit dem General von Grüter und dann mit allen dort liegenden Verwundeten freundlich tröstend sprach. Man muß nach einem solchen Besuche des Königs durch ein Lazareth gegangen sein, um den Eindruck zu verstehen, den die Erscheinung des Königs auf die Verwundeten machte, aber auch die Aufgabe zu begreifen, die der König sich dadurch gestellt.

Am Morgen des 23. hatte ich nur günstige Telegramme und Nachrichten zu bringen. Die Zeitungen aus Berlin meldeten bereits den Eindruck, den die drei so rasch aufeinander folgenden Siege bei Metz dort gemacht. Als ich das Zimmer des Königs verließ, wartete eine Deputation von Aerzten aus allen Cantonen der Schweiz, welche auch sofort vorgelassen wurden. Mittags wurde das Hauptquartier von Pont à Mousson nach Commercy verlegt, wo die Ankunft Nachmittags gegen vier Uhr erfolgte. Vor unserem Eintreffen war die Ablieferung aller Waffen befohlen worden, und es war ein eigenthümlicher Anblick, als wir die Einwohner, fast alle mit Gewehren auf der Schulter, in den Straßen umhergehen sahen. Sie waren aber in sehr ungefährlicher Absicht bewaffnet, da sie ihre Jagdgewehre ins Depot auf die Mairie trugen. In Commercy erwartete

der kommandirende General des IV. Armee-Corps, von Alvensleben, den König und stellte den in seinem Stabe stehenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt vor. Auch der Erbprinz von Anhalt war gegenwärtig und wurde zu der erst spät stattfindenden Tafel gezogen, nach welcher die Regimentsmusik des Anhalt'schen Infanterie-Regiments Nr. 93 eine Serenade brachte. Nach Allem, was man hier hörte, gingen die beiden Kronprinzen-Armeen in gerader Richtung auf Paris los und zwar so, daß sich beide in der immer noch erwarteten Schlacht bei Châlons gegenseitig unterstützen konnten, denn nach dorthin hatte sich die Konzentration aller noch vorhandenen Theile der verschiedenen französischen Armeen gezogen. Die Stimmung der Einwohner schien hier weniger schroff als in Pont à Mousson; doch zeigte sich bei Einzelnen eine große Verbissenheit und selbst hier glaubte noch Niemand an die Paralysirung Bazaine's in Metz, so wenig wie an den Verlust dreier Schlachten hintereinander.

Am 24. August früh bestätigte der König, daß er im Feldzuge 1815 mit seinem Vater in demselben Hause gewohnt, wo diesmal Quartier für ihn gemacht worden war, und erzählte von den Eindrücken, die er damals als junger Prinz empfangen. Ich konnte mich des Vergleiches seiner damaligen Stellung zu den eigentlich treibenden und entscheidenden Kräften im Hauptquartier der Alliirten mit derjenigen nicht erwehren, welche gegenwärtig mehrere junge,

dem Hauptquartiere folgende deutsche Fürsten einnahmen. Diese klagten bei jeder Gelegenheit, daß sie eigentlich so viel wie nichts von Demjenigen erführen, was um sie her vorginge und noch weniger von dem, was sich vorbereite. Das wird damals wohl ebenso gewesen sein, wie der König auch bestätigte. Dagegen war aber jetzt Vieles anders und besser geworden. Der König befahl als oberster Feldherr allein; damals mußte auf eine russische, eine österreichische, ja eine schwedische und englische Meinung gehört werden. Preußen stand in zweiter Reihe gegen zwei Kaiser und deren Feldherren, jetzt brauchte es nur auf deutsche Interessen zu achten, hatte also volle Freiheit der Bewegung. Dieser Gegensatz des Jetzt zum Damals war wohl geeignet, auch ferneren gleich günstigen Fortgang des Feldzuges, wie von der Grenze bis hierher, erwarten zu lassen.

Durch die Mittheilung des Königs angeregt, besah ich mir das Haus, in welchem er schon 1815 gewohnt, näher und fand in einem Büreau der Sous-Préfecture eine greuliche Verwüstung; ob durch die Flucht der Beamten und übereilte Bergung der wichtigsten Akten, oder durch das Suchen nach Departementskarten, Steuerregistern u. s. w. verursacht, habe ich nicht erfahren, jedenfalls war die Unordnung und Zerrüttung in den Büreaus unbeschreiblich. Von Commercy aus ging übrigens der General à la Suite von Steinäcker mit Depeschen nach Karlsruhe und Berlin und kam während des ganzen Feldzuges nicht wieder ins Hauptquartier, wie ich hörte, wegen seines Gesundheitszustandes, der ihm schwere Strapazen nicht mehr erlaubte.

Eine besonders frohe Stimmung verbreitete die Nachricht, daß General Graf Bismarck-Bohlen und der Präsident Kühlwetter sich beim Könige gemeldet, um die Militär- und Civilverwaltung des Elsaß zu übernehmen, weil man darin die Erfüllung des in ganz Deutschland so lebhaften Wunsches zu erkennen glaubte, das uraltdeutsche Land für Deutschland wiederzugewinnen. Das lang Gehoffte und Erstrebte schien dadurch zur Wirklichkeit zu werden; die erste greifbare, auch für die Zukunft werthvolle Frucht der bis hierher schon geführten Kämpfe.

Am Mittage des 24. wurde das Hauptquartier von Commercy nach Bar le Duc verlegt und zwar über Ligny, wo eine Begegnung des Königs mit dem Kronprinzen stattfand, der in diesem Städtchen das Hauptquartier der III. Armee aufgeschlagen hatte. Nach einem Vorbeimarsch mehrerer Truppentheile fand dann ein Dejeuner statt. Sonderbarer Weise liefen hier Friedensgerüchte von Mund zu Mund, die zwar geglaubt, aber nichts weniger als freudig aufgenommen wurden, denn alle Personen, mit denen ich verkehrte, waren der Meinung, nur ein in Paris diktirter Friede sei im Stande, Deutschland Ruhe, — dann aber allerdings auf lange — zu verschaffen. Der Marsch des Hauptquartiers hatte sich übrigens mit dem zweier Landwehr-Divisionen gekreuzt, welche nach Metz marschirten, um dort in die Blockade-Armee einzurücken. In Commercy, Ligny und Bar le Duc wußten die Einwohner absolut nichts von

den entscheidenden Vorgängen des 14. bis 18. August bei Metz, nur von dem Gefechte am 14. hatten sie gehört; natürlich war es ein glänzender Sieg der Franzosen gewesen. Auch von Châlons, von Paris, vom Kaiser Napoleon wußte Niemand etwas. Niemand glaubte aber auch an ein für Frankreich unglückliches Ende des Krieges. Ich war in Bar le Duc bereits installirt, als der König um fünf Uhr Nachmittags dort eintraf. Die ungemein malerisch liegende, in ihrem oberen Theile durch mittelalterliche Architektur besonders merkwürdige Stadt war überfüllt mit baierischen und preußischen Truppen, die in der Richtung auf Vitry le français hier durchmarschirten.

Es empfingen uns allerlei Nachrichten, welche noch weitere entscheidende Ereignisse in Aussicht stellten. Der Kaiser Napoleon sollte den Oberbefehl der Armee wieder übernommen, Mac Mahon eine bedeutende Armee bei Châlons zusammengezogen haben. Die von der Armee Bazaine's abgedrängte Division, die an der Nordküste zur Einschiffung nach der Ostsee versammelt gewesenen Regimenter, die Pariser Garnison und Mobilgarden, neugebildete Korps von Douaniers und Gensdarmen, sollten zu einer energischen Vertheidigung der Straßen auf Paris bereitstehen. Es sah so aus, als sollten die großen, entscheidenden Schläge noch erst geführt werden. Schon bei der Ankunft des Königs hatte sich eine außerordentliche Menge von Offizieren vor

dem Bankgebäude, — dem Quartier des Königs, — versammelt und blieb es auch, als die Hornmusik eines baierischen Regiments auf der Promenade vor demselben konzertirte. Nach und nach, oft in raschester Folge, trafen hier die widersprechendsten Nachrichten ein. Unsere Eclaireurs sollten bereits in Châlons eingerückt sein und das so viel besprochene Lager leer gefunden haben; die dort zu besserer Disziplinirung versammelt gewesenen Mobilgarden aus Paris sollten revoltirt haben und nach Paris zurückgeschickt worden sein. Bazaine sollte einen Ausfall aus Metz gemacht und unsere Blockade-Armee zurückgeschlagen haben. Günstiges und Ungünstiges schwirrte so verwirrend durcheinander, daß man sich kein, nur einigermaßen klares Bild von der eigentlichen militärischen Lage machen konnte und verwunderlich kleinmüthige Aeußerungen hörbar wurden.

Als ich am Morgen des 25. zum Könige kam, sagte er mir: „Es scheint fast, als wolle Napoleon sich nicht nach Paris, sondern nach dem Norden zurückziehen. Unsere Kavallerie ist schon in Châlons eingerückt und hat erfahren, daß die Armee Mac Mahons von dort mit der Direktion auf Rheims und die Festungen im Norden abmarschirt ist. Aber auch wenn Sie so etwas von anderer Seite hören, so schreiben Sie in den Zeitungen noch nichts davon," was denn auch natürlich nicht geschah. Der Tag war ein sehr bewegter, da die Nachrichten von dem Ausweichen der französischen Armee sich bestätigten. Fast drei Stunden sah der König das II. Baierische Armee-Corps (von der Tann) durch Bar le Duc defiliren, während welcher Zeit er zu Fuß auf der Promenade,

seinem Quartiere gegenüberstand, ohne ein Zeichen von Ermüdung; wie denn überhaupt die körperliche Rüstigkeit des Königs oder vielleicht der feste Wille, keine Ermüdung zu zeigen, während der ganzen Kampagne geradezu erstaunlich war. Nur in der letzten Zeit und in Versailles schonte sich der König etwas mehr, freilich durch Unwohlsein dazu gezwungen, jedenfalls sehr gegen seinen Wunsch und Willen.

In dem Generals-Vortrage am Morgen war noch nichts beschlossen worden, was gegen diesen Schachzug Napoleons oder Mac Mahons zu thun sei. Es wurde daher am Abende des 25. noch ein Generals-Vortrag gehalten und wahrscheinlich ist in diesem die ebenso kühne wie glückliche Idee, dem Feinde parallel zu folgen und ihn womöglich über die belgische Grenze zu drängen, vom Könige angenommen worden. Mehrere Beamte des Grafen Bismarck sagten mir zwar noch am Abende, daß man sich ebensowenig wie im Jahre 1814 an diese Verlockung des Feindes kehren werde und daß der Bundeskanzler geäußert, man müsse vor allen Dingen Paris durch Ueberraschung besetzen, die entmuthigt umherirrende Armee könne man dann um so sicherer schlagen. Diesem Gedanken entsprach auch die Richtung, welche die III. und die Maas-Armee bis jetzt verfolgt hatten, und die Nennung von Vitry le français als nächstes Hauptquartier schien dies zu bekräftigen. Im Generals-Vortrage, dem auch Graf Bismarck beigewohnt hatte, muß aber der König, nach An-

hören der verschiedenen Meinungen, sich doch wohl anders entschieden haben, denn am 26. früh hörte ich, daß das Hauptquartier noch denselben Tag nach St. Ménéhould verlegt werden sollte, also nach Norden und im rechten Winkel auf die grade Richtung nach Paris. Die Quartiermacher der Feldpolizei gingen auch sogleich dorthin ab. Kaum waren sie aber fort, so wurde der Befehl ausgegeben, nach Clermont en Argonnes, also noch weiter westlich als St. Ménéhould, abzurücken, sechs dentsche Meilen von Bar le Duc entfernt. Damit war unzweifelhaft ein Aufsuchen des Feindes hinter Rheims ausgesprochen, denn schon waren Nachrichten gekommen, daß Marschall Mac Mahon in der Nähe von Vouziers eingetroffen sei und der Kaiser wie der Kaiserliche Prinz sich wahrscheinlich bei ihm befänden. Was konnte den Marschall zu dieser Bewegung veranlaßt haben? Zwei ganz verschiedene Zwecke waren denkbar. Entweder wollte er die rechte Flanke der Maas-Armee des Kronprinzen von Sachsen bei ihrem Marsche auf Paris cotoyiren, sie in jedem günstigen, ihm bekannten Terrain anfallen und dadurch ihren Vormarsch verzögern. Selbst wenn er geschlagen wurde, hätte er doch noch gleichzeitig mit den beiden Kronprinzen-Armeen vor Paris eintreffen und die Vertheidigung der Festung verstärken können; — oder, er wollte sich von Rheims und Vouziers aus gegen Metz wenden, um dem dort eingeschlossenen Bazaine die Hand zu reichen. Beide Pläne waren geschickt und konnten Erfolg haben; um so glänzender und durch ihren Erfolg beispiellos steht die Bewegung, welche der König für die beiden deutschen Armeen adoptirt, in der Kriegsgeschichte da.

Durch eine einfache Rechtsschwenkung der Têten dieser beiden Armeen trennten sie den Feind gleichzeitig von Paris und Metz, gabelten ihn voraussichtlich bis zur belgischen Grenze und führten so seine totale Niederlage bei Sédan herbei. Der Entschluß des Königs, auf diesen Plan einzugehen, schien mir um so merkwürdiger, als er dem selbsterlebten und erfolgreichen Vorgange im Jahre 1814 schnurstracks widersprach. Damals war Napoleon I. ebenfalls dem Vorstoße der Alliirten ausgewichen, um seine Feinde von Paris abzulocken, und der große Moment, wo die alliirten Fürsten beschlossen, ihm nicht zu folgen, sondern ihren Marsch auf Paris fortzusetzen, war eine seiner Lieblingserinnerungen, von welcher der König mir wiederholt erzählt, um so mehr als der Sieg vor Paris eine Folge dieses Kriegsrathes en plein air bei Vitry le français wurde. Der wunderbare Erfolg bei Sedan hat bewiesen, daß auch das diametral Entgegengesetzte zum gleich glänzenden Ziele führen kann. Die Meinungen über die Zweckmäßigkeit dieser so ganz veränderten Marschrichtung waren im Hauptquartiere sehr getheilt; die Bedenklichkeiten verstummten aber schon nach Beaumont, um in den Tagen nach Sedan ungetheilter Bewunderung Platz zu machen.

Der Abmarsch aus Bar le Duc erfolgte am 26. Mittags und Clermont en Argonnes wurde auf theilweise sehr beschwerlichen Vicinal-Wegen erst mit einbrechender Dunkelheit erreicht. Vor dem Aufbruche war der Kronprinz noch nach

Bar le Duc gekommen und vom Könige empfangen worden, der ihm wahrscheinlich die Instruktion für die veränderten Operations-Objekte gegeben. Unterwegs begegnete ich endlosen Truppenzügen, alle schon mit der Richtung nach Norden, und da Clermont zu klein war, um das ganze große Hauptquartier aufnehmen zu können, so trat abermals eine Trennung in Staffeln ein, so daß die zweite Staffel nach Narécourt verlegt wurde. Der König wohnte hier noch beschränkter als in Herny, empfing die Meldung des Kronprinzen von Sachsen und trat im stärksten Regen auf die kothige Straße, um zum ersten Male in diesem Kriege einige Garde-Regimenter, unter ihnen das Garde-Füsilier-Regiment und das Garde-Husaren-Regiment defiliren zu sehen. Es war schon so dunkel und die Straße so enge, daß die Truppen den König schwer erkannten, aber dann auch in jubelndes Hurrah ausbrachen. Es war sehr schwer gewesen, in diesem Bergstädtchen Unterkommen für das ganze Personal der ersten Staffel zu beschaffen und die vornehmsten Personen mußten sich mit engen Kammern begnügen. Von hier schreibt sich die Gewohnheit im Quartiere des Grafen Bismarck her, die Lichte wegen Mangels an Leuchtern auf Weinflaschen zu stecken, welche auch in Versailles noch beibehalten wurde.

Sowohl die Aermlichkeit des Ortes, als das dauernde Regenwetter, — die hier zusammentreffenden Nachrichten von Aushebung und Ansammlung der Mobilgarden selbst in den Landstrichen, durch welche eben unsere Truppen gezogen waren, — allerlei über England oder Belgien kommende Nachrichten über die Pläne und Mittel des Feindes, —

vor allen Dingen aber die Ungewißheit und Spannung, welche mit Bezug auf die Ergebnisse der nächsten Tage die Gemüther beherrschte, machten den Eindruck des zweitägigen Aufenthalts in Clermont zu einem recht unangenehmen.

Dies sollte auch von mir persönlich, wenn auch aus ganz anderen Ursachen, empfunden werden. Der König sagte mir nämlich am 28., daß man sich über meine Berichte an den Staats-Anzeiger beklagt, weil dieselben offenbare Unrichtigkeiten enthielten; namentlich habe man sich von Seiten der zweiten Armee darüber beschwert, daß in dem Bericht über die Schlacht am 16. bei Rezonville besonders betont worden sei, die französische Garde wäre noch nicht mit im Gefechte gewesen, während doch der Augenschein am Tage darauf bewiesen, daß die Leichen derselben gliederweise dahingestreckt auf dem Schlachtfelde lagen. Als ich schwieg, weil ich eben nicht wußte, was ich sagen sollte, fügte der König gleich hinzu: „Ich habe es übrigens auch erst später erfahren, daß die französische Garde schon am 16. im Gefechte war.“ Nun konnte ich freilich sagen, daß meine irrthümliche Angabe wahrscheinlich von einem falschen Verstehen der Notizen herrühre, welche der König mir in Pont à Mousson gegeben, denn ich glaubte allerdings aus seinem Munde gehört zu haben, daß die Garde noch nicht mit im Gefechte gewesen sei. Damit hielt ich den mir selbst sehr unangenehmen Zwischenfall für

beendigt; ich eilte nach Hause, schrieb eine Berichtigung dieser Angabe und sandte sie sofort ab.

Kaum war dies geschehen, als ein mir befreundeter Beamter einer der Branchen des Hauptquartiers zu mir kam und mich fragte, was ich denn begangen, da Graf Bismarck an den Staats-Anzeiger telegraphirt habe, von dem Korrespondenten, welcher den Bericht in Nr. 218 geschrieben, dürfe nie wieder ein Bericht aufgenommen werden. Darauf habe der Staats-Anzeiger erwidert, daß ich der Verfasser sei, eine Zurücknahme der einmal gegebenen Ordre sei aber bis jetzt noch nicht erfolgt. Ich war nicht wenig erstaunt über diesen Vorgang, sollte aber bald noch mehr erstaunen, als ich plötzlich von den verschiedensten Seiten eine ungeahnte Menge von Feindseligkeiten gegen mein Wirken und meine Stellung hervortreten sah. Man schien durch die Maßregel des Grafen Bismarck gegen mich gewissermaßen erst den Muth bekommen zu haben, mir meine unabhängige Stellung zu verleiden. Ich fühlte das um so schmerzlicher, als durch einen solchen Zustand meine Arbeit für den König und für die Sache gelähmt und unmöglich gemacht, meine Anwesenheit im Hauptquartier also unnütz wurde. Es waren sehr trübe Stunden, die ich in diesen Tagen verlebte; nur beim Könige fand ich keine Veränderung. Der Zufall wollte, daß ich in Clermont dem Grafen Bismarck auf der Straße begegnete, der mich mit seiner gewohnten Offenheit anredete und mir sagte, daß man sich von Berlin aus über jene Unrichtigkeit beklagt hätte, daß er in Folge dessen den Befehl gegeben, keinen Bericht aus derselben Quelle mehr zu drucken und ihn auch nicht zurück-

nehmen könne. Hätte er gewußt, daß ich der Verfasser gewesen, so würde dieser Befehl vielleicht nicht ergangen sein; nun sei er aber einmal da, müsse also seine Geltung behalten. Die Sache ließe sich aber leicht applaniren, wenn ich fortfahren wolle zu berichten, jeden Bericht aber von einem Offiziere des Generalstabes durchsehen und unterzeichnen lasse. Daraus ging schon eine mildere Auffassung hervor, und gleich darauf kam der Geheime Legationsrath von Keudell zu mir, der mich in freundlichster Weise ersuchte, den ganzen Vorgang nicht übel zu nehmen, da der Bundeskanzler nun einmal sehr rasch und durchgreifend in solchen Dingen zu handeln pflege, aber in der That nicht wohl einen eben gegebenen Befehl zurücknehmen könne. Es sei schon mit dem Obersten von Verdy vom großen Generalstabe gesprochen worden und dieser vorzügliche Offizier habe sich auf das Bereitwilligste dazu erboten, meine Berichte durchzusehen und zu unterzeichnen.

Damit schien für den Augenblick Alles abgemacht; umsomehr, als diese Beschränkung meine Korrespondenz für die Neue Preußische Zeitung gar nicht berührte. Ich fing daher schon am 29. früh die neue Manipulation an und lernte dabei den Obersten von Verdy näher kennen. Dieser Herr hatte sich bei Gelegenheit meines 50jährigen Dienstjubiläums außerordentlich freundlich und selbstthätig dafür interessirt, was mich umsomehr erfreute und überraschte, als ich ihm nicht persönlich bekannt war. Bei der Abfahrt des Hauptquartiers aus Berlin trat auf einer Station der Oberst auf mich zu, stellte sich mir vor und sagte mir so viel Freundliches und Ehrendes über meine Arbeiten für die Militär-

literatur, daß ich mich jetzt nur freuen konnte, ihn zum Censor zu haben. — Es zeigte sich indessen sehr bald, daß es ganz unmöglich war, diesen Weg einzuhalten. Bei der fieberhaften Eile, mit welcher die Tagespresse arbeiten mußte, um die Spannung in der Heimat zu befriedigen, war ein irgend geordneter Gang einer solchen Censur im Hauptquartier garnicht möglich. Zum Schreiben selbst mußte man sich die Zeit abstehlen, man mußte schnell, also oft fast unleserlich schreiben und fand dann Tage lang den Censor nicht, den der Dienst oft auf große Entfernung vom Hauptquartier in Anspruch nahm. Ein solcher nachhinkender Bericht war aber in der Heimat längst von Privatbriefen und unabhängigen Korrespondenzen überholt und dadurch werthlos geworden. Vor allen Dingen wird aber ein Bericht, bei dessen Abfassung man schon an den Censor denken muß, kühl und abgestanden, ja bei nur einigem Selbstgefühl des Verfassers nahezu unmöglich. Trotzdem ging ich mit Eifer an die Sache, schrieb jeden Bericht sauber ab und legte ihn zur Unterschrift vor.

Dabei machte ich denn sonderbare Erfahrungen. In Grand Pré hatte ich geschrieben: „Die Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen geht rechts, die III. Armee links vor.“ Ich mußte aber den Ausdruck Maas-Armee streichen, weil diese Benennung bei Leibe noch nicht öffentlich bekannt werden dürfe. Natürlich geschah das ohne Widerrede. Als ich aber den Brief zur Post trug, erhielt ich die neueste Nummer der „Neuen Preußischen Zeitung“, in welcher ein Korrespondent bei der II. Armee die betreffende Armee

bereits ohne alles Bedenken mehrere Tage vorher in Berlin selbst „Maas-Armee“ genannt hatte. Daß ich durch solche Censurstriche eben nicht aufgemuntert wurde, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Faktisch war unmittelbar vor, während und nach Sédan ein Auffinden meines Censors unmöglich, und so blieb denn das Verbot des Grafen Bismarck, trotz meines guten Willens, in voller Kraft, so daß gerade über diesen wichtigen Abschnitt des Krieges der „Staats-Anzeiger“ keine Originalberichte von mir gebracht hat, ultra posse, nemo obligatur!

Am 29. früh wurde das Hauptquartier von Clermont en Argonnes weiter nördlich nach Grand Pré verlegt. Ich nahm einen russischen Feldjäger in meinem Wagen mit, der später von Buzancy aus nach Petersburg abgefertigt wurde und sich von mir über den Stand der Dinge belehren ließ, um auf etwaige Fragen Kaiser Alexanders antworten zu können. Das schon in Bar le Duc beschlossene Abschneiden der Armee Mac Mahons gleichzeitig von Paris und Metz war in vollkommen gelingender Ausführung, so daß sich schon in Varennes, auf der Hälfte des Weges zwischen Clermont und Grand Pré, fast die Gewißheit herausstellte, die einzige noch vorhandene französische Armee werde eine Entscheidungsschlacht in der Nähe der belgischen Grenze annehmen, oder diese freiwillig überschreiten und die Waffen strecken. In Varennes, wo einst Ludwig XVI. auf seiner Flucht angehalten

und von dort wieder nach Paris zurückgebracht wurde, trafen den König mehrere Berichte von den Vortruppen, nach welchen bereits vollständige Fühlung mit dem Feinde gewonnen worden war. — Wunderbarer Wechsel der Dinge in ihrem lehrreichen Gegensatze! Varennes war vor 78 Jahren der Schauplatz eines der entscheidendsten Vorgänge in der großen französischen Revolution gewesen und jetzt empfing ein König von Preußen hier die Nachrichten von der Flucht eines der Erben dieser Revolution! An solchen Kontrasten und Vergleichen war überhaupt die ganze Kampagne überreich und für den Kenner der Geschichte doppelt interessant. Oft habe ich bedauert, den Tageskalender des Königs nicht mit ins Feld genommen zu haben, er wäre an manchen Tagen von schlagender Wirkung gewesen! Jenseits Varennes trafen wir auf die Têten des baierischen Armeekorps und Theile unseres V. Korps in eilender Vorwärtsbewegung; auch Gefangenentransporte kamen uns bereits entgegen. Die Ankunft des Königs in Grand Pré, wo er in der Apotheke des Ortes wohnte, erfolgte gegen vier Uhr, bald darauf auch der Durchmarsch des Füsilierbataillons seines eigenen Grenadierregiments (Westpreußischen Nr. 7), welches der König auf dem Markte defiliren ließ und dabei einen ganz jungen Fähndrich, der das eiserne Kreuz trug, zu sich heranrief, um ihm die Hand zu geben.

Nach dem spät servirten Diner fand Abends noch ein Generalsvortrag statt. Es war den 3. Garde-Ulanen ein

französischer Generalstabsoffizier in die Hände gefallen, in dessen Brieftasche sich wichtige Nachrichten über die Absichten und Bewegungen des Feindes gefunden, welche wahrscheinlich Einfluß auf die bei dieser Gelegenheit beschlossenen Festsetzungen gehabt, denn am 30. früh verließ der König Grand Pré, stieg eine Stunde davon bei Sommauthe zu Pferde und wohnte der Schlacht bei Beaumont, diesem Vorspiele von Sédan, bei. Fast den ganzen Tag blieb der König zu Pferde, kehrte aber nicht nach Grand Pré zurück, sondern nahm sein Nachtquartier in Buzancy, wohin während des Nachmittags der ganze Train des Hauptquartiers gefolgt war. Wir begegneten auf der Fahrt zahlreichen französischen Gefangenen, die von dem Ueberfalle erzählten, welchen die Division Failly erlitten und in den empörendsten Ausdrücken über ihre Generale und überhaupt jeden Vorgesetzten schimpften. Buzancy ist ein kleiner unansehnlicher Ort und war so vollgestopft mit Truppen und Trains aller Art, daß hier zum ersten Male vollständiger Mangel an Unterkommen eintrat; die Pferde und Diener im Freien oder unter Thorwegen bivouakiren mußten und von allen Seiten Klagen und Unzufriedenheit laut wurden. Der König kam erst im Abenddunkel nach Buzancy, arbeitete aber allein an einem Brief an den Kaiser Alexander noch bis Mitternacht, wie denn überhaupt in den Tagen vor und nach Sédan die schwierigsten Anforderungen und Entscheidungen auf den König einzustürmen schienen. Aeußerlich ließ sich freilich nichts davon bemerken, im Gegentheil schien der König, wie immer, ruhig, und keinerlei Hast oder auch nur Eile machte sich bemerklich. Desto bewegter

muß er in seiner Seele gewesen sein. Den Tag über Zeuge eines abermals siegreichen Gefechtes, dann von Nachrichten überlaufen, welche die Entscheidung, vielleicht des ganzen Feldzuges, auf die nächsten Tage konzentrirten, kann er im Innern nicht so ruhig gewesen sein, als er äußerlich schien. Noch spät in der Nacht in der Hauptstraße von Buzancy umherirrend, da ein Mißverständniß der Quartiermacher vier Offiziere des Kriegsministeriums in mein Quartier verlegt, sah ich Licht im Zimmer des Königs brennen, der in dem Hause eines Gutsbesitzers abgestiegen war, und wenn mir schon das Herz bewegt war bei dem Gedanken an die schwere Verantwortlichkeit meines Königlichen Herrn, — wie mußte ihm selbst erst zu Muthe sein.

Am Morgen den 31. wurde ich benachrichtigt, daß der König schon um fünf aufgestanden sei und um sieben Uhr den Generalsvortrag befohlen habe. Das ließ wieder einen Schlachttag erwarten, ich meldete mich daher schon um 5½ Uhr, um über eine Menge während der Nacht eingegangener Telegramme zu berichten, von denen mehrere auf eine zweideutige Haltung Oesterreichs hinwiesen. Der König sagte kein Wort darüber, sondern sprach nur von der Möglichkeit, daß Mac Mahon durch ein weiteres Gelingen des deutschen Vormarsches vielleicht über die belgische Grenze gedrängt werden könnte; jedenfalls die willkommenste Lösung, da dann kein deutsches Blut mehr vergossen zu werden

brauchte. Um sieben Uhr traten die Generale ein und ich traf alle Anstalten, um dem Könige sofort folgen zu können, wenn er Buzancy verlassen würde. Auf dem Markte und in den Straßen des Ortes herrschte ein unglaubliches Gedränge. Munitionskolonnen, Ambulancen, besonders mehrere freiwillige Krankenpfleger-Vereine aus Baiern und Baden und Train aller Art versperrten die schon sehr enge Passage, namentlich an den von den retirirenden Franzosen verbarrikadirten Ausgängen, so daß selbst die eilig vorgehenden Truppen gehindert wurden. — Da der russische Feldjäger von hier aus nach Petersburg expedirt wurde, so hatte ich einen Platz in meinem Wagen frei, aber nicht lange, denn die Fouriere des Hauptquartiers hatten den Oberst-Lieutenant von Eberhardt an mich gewiesen, der, zum Kommandeur des 46. Infanterie-Regiments ernannt, eben angekommen war und nicht wußte, wie er zu seinem unmittelbar vor dem Feinde stehenden Regimente gelangen sollte; so fuhren wir denn zusammen.

Auf der Höhe hinter Sommauthe sahen wir die vor uns fahrenden Wagen des großen Generalsstabes links von der Chaussee auf das Feld abbiegen, den General von Moltke mit seinen Offizieren aussteigen und das weithin übersichtliche Terrain prüfen. Es war dieselbe Höhe, auf welcher am Tage vorher während der Schlacht bei Beaumont der König gehalten, und sie gewährte eine ebenso weite wie landschaftlich schöne Uebersicht bis Bazeilles. In der ganzen Gegend schien die tiefste Ruhe zu herrschen, bis gegen elf Uhr bei oder noch hinter Bazeilles jene kleinen weißen Rauch-

wölkchen über den dunkelgrün bewaldeten Höhen, welche dort gegen die Mosel abfallen aufkräuselten. Es war indessen so weit entfernt, daß selbst der Kanonendonner nicht hörbar wurde. Aus der Ruhe und Behaglichkeit, mit welcher General von Moltke hier mit seinen Offizieren frühstückte, konnte ich schließen, daß es heute kaum noch zu einer Schlacht kommen werde, was denn auch durch spätere Nachrichten bestätigt wurde, welche den Rückzug der am 30. bei Beaumont geschlagenen Truppen nach Sedan und Mézières meldeten. Der König beritt unterdessen das Schlachtfeld, auch das Bivouak, in welchem die Division Failly so glänzend überfallen und in die Flucht getrieben worden war. In Beaumont selbst traf der König auffallend viele verwundete Offiziere, bei La Besace aber mit dem General von Moltke zusammen, der über das Ergebniß seiner Terrainumschau und alle im Augenblicke stattfindenden Bewegungen der beiden verfolgenden Armeen berichtete.

Darauf gab der König den Befehl zur Schlacht für morgen und bestimmte, um dem entscheidenden Punkte näher zu sein, Vendresse zum Nachtquartier; dorthin wurde also über Chémery gefahren, wo sich bereits das Hauptquartier der III. Armee befand und der Kronprinz seinen Vater erwartete. Der König verweilte hier einige Zeit, um das auf dem Vormarsche gegen Sedan befindliche XI. Armee-Korps defiliren zu sehen, so daß die Ankunft in Vendresse erst mit einbrechender Dunkelheit erfolgte. Von La Besace aus hatte ich den König verloren, war den Truppen des XI. Korps von Chémery aus gefolgt und dadurch von dem scharf süd-

lich abliegenden Wege nach Vendresse abgekommen, so daß ich mich gegen Abend plötzlich allein auf der Landstraße befand, da die Truppen rechts in Gebirgswege abschwenkten, welche auf die Sedan umgebenden Höhen führten, in das Städtchen Cheveuges gerieth, in welchem sich kein deutscher Soldat befand und mit genauer Noth der drohenden Haltung der Einwohner entkam, so daß ich erst spät Abends nach Vendresse gelangte. Der König wohnte in dem Palastähnlichen Hause eines Herrn Haumont; der Ort war aber so klein, daß die zweite Staffel des Hauptquartiers nach Château la Cassine verlegt werden mußte. Während und nach dem Thee beim Könige wurden die Dispositionen für die Schlacht ausgegeben und sogleich durch Ordonnanzen an die Armee-Korps befördert. So waren wir denn am Vorabende der Entscheidung und es mußte klar werden, ob wir ein 1792 oder ein 1814 vor uns hatten. Sorge genug für eine schlaflose Nacht! —

Am 1. September, — (es war einer von den Tagen, die den Jahrtausendstempel tragen, —) verließ der König schon um sechs Uhr früh zu Wagen Vendresse. Es sollte in Chehéry zu Pferde gestiegen werden, da aber schon früh Kanonendonner hörbar geworden war, so gingen die Pferde gleich bis Cheveuges, bis an den Fuß des Bergrückens, der jenseits zum Sedan-Thale abfällt. In Cheveuges erwartete den König die Meldung, daß das I. Baierische

Korps schon seit einigen Stunden im Feuer sei, und es war acht Uhr, als zu Pferde gestiegen wurde. Auf der Höhe des Bergrückens angelangt, überblickte der König das ganze Schlachtfeld und wählte dann seine Aufstellung zwischen Frénois und Wadelincourt. Bei der Ankunft auf diesem Punkte fuhren eben die Batterieen des II. Baierischen Korps in Position und die Têten seiner Infanterie debouchirten aus dem östlich gelegenen Walde. Die Festung erwiederte das Feuer aus schwerem Geschütz und einige in der Nähe des Königs einschlagende Granaten gaben Veranlassung zu dem Befehl, die große Zahl der Pferde des Königlichen Gefolges hinter den Rand der Höhe zurückzuführen. Trotz der bedeutenden Höhe, auf welcher der König stand, war von hier aus doch nur der Geschützkampf und der Vormarsch des V. und XI. Armee-Korps zu beobachten, obgleich um elf Uhr die Schlacht bereits auf der ganzen Linie engagirt war. Dagegen traten um Mittag die Gefechte bei Iges, Floing und Cazal in den Gesichtskreis und drei überaus tapfere Angriffe französischer Kavallerie auf 1½ Bataillone des 95. Infanterie-Regiments fesselten besonders die Aufmerksamkeit des Königs. Bald nach Mittag kam der Kronprinz, welcher von der Höhe über Donchery das Vordringen auf dem linken Flügel geleitet hatte, zum Könige und blieb bis zum Ende der Schlacht in seiner Nähe. Um halbvier Uhr traf Meldung auf Meldung ein, daß nun die französische Armee, wie auch der Augenschein lehrte, im ganzen Sedan-Thale vollständig umfaßt und eingeschlossen sei, ihre Infanteriemassen auch bereits auf mehreren Punkten wankten

und Alles in Auflösung in die kleine Festung eingekeilt sei. In Folge dessen befahl der König, da kein feindlicher Parlamentair erschien, das Feuer der baierischen großen Batterien auf die Festung zu konzentriren, diese in Brand zu schießen und dadurch der schon wankenden Armee den letzten Halt zu nehmen. Das Bombardement begann ungefähr um vier Uhr, wurde aber wieder eingestellt, als in der Stadt mehrere Brände aufstiegen.

Diesen Moment hatte der König abgewartet, um den Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorff als Parlamentair in die Stadt zu schicken, um diese und die Armee zur Kapitulation aufzufordern. Die Schlacht konnte schon jetzt als gewonnen betrachtet werden; doch hatte man noch keine Ahnung von den unermeßlichen Folgen, welche sich an diese Aufforderung zur Kapitulation knüpfen sollten. Kaum war der Parlamentair den Berg hinab zur Festung geritten, als auch Meldungen von dem Baierischen Brigade-Kommandeur, welcher Frénois besetzt hielt, kamen, nach welchen Truppentheile seiner Brigade bereits die Vorstädte in ihre Gewalt bekommen hätten und der Festungs-Kommandant sich bereit erklärt habe, angesichts der Brände und des zu erwartenden Sturmes den Platz zu übergeben. Er erhielt die Antwort, daß durch die Sendung des Oberstlieutenants von Bronsart die nöthigen Einleitungen schon getroffen worden seien und in der That, während der halben Stunde, welche noch bis zur Rückkehr des Parlamentairs verging, schwieg das eben noch so heftige Geschützfeuer nach und nach auf der ganzen Gefechtslinie; nur auf den äußersten Punkten fielen

noch einzelne Kanonenschüsse. Ungefähr gegen sechs Uhr meldete sich Oberstlieutenant von Bronsart zurück und berichtete, daß er in Sedan vom Kaiser Napoleon selbst empfangen worden sei. Der König fragte erstaunt: „Vom Kaiser?" denn allgemein hatte man ihn nicht bei der Armee Mac Mahons geglaubt, sondern bereits in Mézières oder doch auf dem Wege dahin. Das Erstaunen wuchs, als von Bronsart die näheren Umstände seines Zusammentreffens mit dem Kaiser erzählte und ankündigte, daß der General Reille, aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers, ihm auf dem Fuße folge, um einen Brief Napoleons an den Kaiser zu überbringen.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Nachricht unter dem ganzen Gefolge und Alles drängte auf die Gruppe zu, in deren Mitte der König stand. Es dauerte denn auch nicht lange, so kam der General Reille den Berg herauf, stieg in ehrerbietiger Entfernung vom Pferde und näherte sich dem Könige, von welchem nun die Personen der zahlreichen Suiten auf dessen Befehl zurücktraten. Während der König den Brief des Kaisers las, (in dem er sich für seine Person als Gefangener ergab), herrschte Todtenstille in der ganzen, immer zahlreicher gewordenen Umgebung, und nur das wirre Summen der hunderttausende von Kriegern, die unten im Thal noch drohend einander gegenüberstanden, tönte den Berg herauf. Nachdem er den Brief gelesen, übergab der König denselben dem Grafen Bismarck, der ihn dem Kronprinzen

und den Generalen von Moltke und von Roon vorlas, wechselte einige Worte mit ihnen und befahl dann, Schreibzeug herbeizubringen. Ein Feldstuhl oder Feldtisch war nicht vorhanden, und der Flügel-Adjutant von Alten hielt zwei rasch herbeigeschaffte Stühle so auf einander, daß der Sitz, auf welchen Lieutenant von Gustedt vom Garde-Husaren-Regiment seine Säbeltasche legte, die Stelle eines Tisches vertreten konnte. (Das Papier und die Stahlfeder gab der Großherzog von Weimar und das Couvert der Kronprinz.) In wenigen gewichtigen Zeilen war die entscheidende Antwort durch den Grafen Hatzfeld konzipirt, nachdem sie mit obigen vier Personen festgestellt worden war, und der König schrieb dieselbe stehend ab.

Das Schreiben wurde dem nach Sedan zurückkehrenden General Reille vom Könige selbst übergeben, nachdem er, als früherer Bekannter, noch einige Worte mit ihm gewechselt hatte.

Nun drängten alle Anwesenden mit Glückwünschen herbei. Die bis dahin fieberhafte Spannung löste sich in eine unbeschreibliche Begeisterung auf, Umarmungen, Freudenthränen, Jubelrufe — der ganze Paroxismus großer, Geschichte werdender Momente! Der König blieb zwar ruhig, doch konnte man die tiefe Bewegung seines Inneren auf seinem Gesichte, im Ausdrucke seines Auges lesen. Des Tages Arbeit war gethan, die Schlacht erstorben, das Größte geschehen, was bisher ein König von Preußen erlebt. Die Phantasie ließ uns schon in Paris, ja in Berlin wieder einziehen; der Krieg im Jahre 1866 hatte sieben Tage, dieser

Krieg in Frankreich noch nicht vier Wochen gedauert! Allen Glückwünschen, allen weitgehenden Hoffnungen und Prophezeiungen gegenüber, hatte der König nur einen Händedruck oder wenige Worte, und seine Ruhe stach eigenthümlich gegen die allgemeine Begeisterung ab. Zum Grafen Bismarck sagte er jedoch sofort: „Dies welthistorische Ereigniß, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht!"

Mit beginnender Dunkelheit erfolgte die Rückkehr nach Vendresse zu Wagen. Die wunderbare Kunde war schon in alle Lager der Truppen gedrungen und ein unbeschreiblicher Jubel brach überall hervor, wo der König vorüberfuhr. Freudenfeuer wurden improvisirt, in Vendresse aus Mangel an Holz Strohhaufen zusammengetragen, so daß hohe Flammen aufloderten, als der König über den Markt fuhr. Bald darauf zog das Musikchor des Königs Grenadier-Regiments Nr. 7 vor das Königliche Quartier, in allen mit Einquartierung belegten Häusern des Städtchens wurde illuminirt, in allen Straßen gesungen und Hochrufe ausgebracht. Der vorigen durch Sorge schlaflosen Nacht folgte eine ebensolche, diesmal freilich vor Freude.

Am 2. September saß ich schon mit dem ersten Morgengrauen am Schreibtische, um wenigstens nicht gar zu lange hinter dem Telegraphen zurückzubleiben und ließ dann von sechs Uhr an alle Viertelstunde anfragen, ob der König noch nicht aufgestanden wäre. Endlich um sieben Uhr durfte ich eintreten. Wie am 4. Juli 1866 in Horitz nach der Schlacht

bei Königgrätz, gratulirte ich auch heute und erinnerte an die ganz gleiche Situation, nur mit dem Unterschiede, daß sich an Sedan viel weitergehende Konsequenzen knüpfen würden, als es bei Königgrätz der Fall war. Trotz der Anstrengungen des Schlachttages schien der König nicht ermüdet oder angegriffen zu sein. In Horitz war die Stimme heiser und tonlos gewesen, in Vendresse war sie so kräftig wie immer, überhaupt in seinem ganzen Wesen nicht die geringste Veränderung wahrzunehmen.

Der König sagte zu mir: „Moltke hat mir noch keine Nachricht zukommen lassen, was seit gestern Abend weiter vorgegangen ist; ich will daher gleich nach dem Frühstück wieder nach Sedan fahren und selbst sehen, was er und Bismarck während der Nacht ausgerichtet haben. Beide sind in Donchery zurückgeblieben. Wenn man nur wüßte, mit wem man nun Frieden schließen soll, da der Kaiser mein Gefangener ist. Furchtbares Schicksal für einen Mann, der doch eigentlich Frankreich gut regiert hat, jedenfalls besser als alle seine Vorgänger!" Nun erzählte der König vom vorhergehenden Tage, was ich schon aufgezeichnet habe. Er sprach seine Bewunderung über jenen französischen Kavallerie-Angriff aus, aber noch größere über die Standhaftigkeit der angegriffenen Bataillone; — bestätigte, daß er keine Ahnung von der Anwesenheit Napoleons bei der Schlacht und in Sedan gehabt; — lobte die geschickte Führung des Kronprinzen, welcher den rechten Flügel des Feindes so nachdrücklich umfaßt und paralysirt habe; — freute sich, daß Baiern, Sachsen und schließlich auch Württemberger mit-

thätig gewesen und sah wieder mit Besorgniß den Berichten über unsere Verluste entgegen, während auch die übergroße Zahl von Kriegsgefangenen, wegen Transport, Verpflegung und Unterbringung, ihn beunruhigte. Am Lebhaftesten schien den König der Gedanke zu beschäftigen, was die Kaiserin Eugenie in Paris nun thun werde. Nach so außerordentlichen Anstrengungen mußte den Truppen Zeit zur Ruhe, Erholung und Ersatz gegeben werden, so daß ein rasches Erscheinen des siegreichen Heeres vor Paris nicht möglich war, die Wirkung der Niederlage bei Sedan auf die erschrockene Hauptstadt sich also abschwächen mußte. Für seine Soldaten und ihre Führer hatte der König nur Worte der Bewunderung und freute sich im Voraus über den Eindruck, den die Nachrichten von dem großen Erfolge in Berlin hervorbringen würden.

Um neun Uhr verließ der König Vendresse, um auf demselben Wege wie am Tage zuvor nach Sédan zu fahren. Ich folgte den Königlichen Equipagen. In Chémery stieg der Kronprinz in den Wagen des Königs. Auf der Chaussee hielten preußische, baierische und württembergische schwere Batterieen mit ihren endlosen Munitionskolonnen, welche noch während der Nacht nach Sédan vorbeordert worden waren. Auf der Höhe von Cheveuges hielten die Königlichen Equipagen; der König stieg unweit eines kleinen Gasthauses (dem menuisier = ébéniste Alexandre gehörig) aus, und begab sich mit den Generalen auf den Acker rechts von der Chaussee;

auch General von Moltke war dabei, der, von Donchery kommend, dem Könige entgegengefahren war und ihm nun Bericht erstattete. Die gestern angebotene Kapitulation war noch nicht zum Abschluß gelangt, denn der Kommandant von Sédan hatte Schwierigkeiten erhoben. Dagegen hatte der Kaiser Napoleon um fünf Uhr die Festung verlassen, den Offizier der ersten preußischen Feldwache in deutscher Sprache gefragt: „Wo ist der König?" und als der Offizier seine Vermuthung ausgesprochen, das Königliche Hauptquartier könne wohl in Donchery sein, hatte der Kaiser seine Fahrt dorthin beschleunigt. Augenblicklich sei er, da er den König in Donchery nicht gefunden, in einem kleinen Hause der Vorstadt dieses Ortes und Graf Bismarck befinde sich bei ihm.

Für den Fall, daß die Kapitulation bis Mittag zwölf Uhr nicht unterzeichnet sein würde, hatte Graf Moltke befohlen, alle Reservebatterieen näher an die Stadt heranzuziehen und Position zur Beschießung nehmen zu lassen. Es handelte sich daher vor der Hand nur darum, die gesetzte Frist abzuwarten, und um den Befehl des Königs, was mit dem gefangenen Kaiser geschehen sollte, der zunächst in das kleine Schloß bei Sédan gebracht werden könnte. Nun stieg der König wieder ein und der ganze Wagenzug fuhr nach derjenigen Höhe über Donchery, von der aus der Kronprinz die Operationen der III. Armee geleitet hatte. Dort wurde bekannt, was bei Cheveuges verhandelt worden war, und es verfloß nun eine Zeit der gespanntesten Erwartung, ob der Kommandant noch rechtzeitig die Kapitulation unterzeichnen oder ob das Bombardement, zu welchem schon alle

Vorbereitungen getroffen waren, beginnen würde. Die schweren Batterieen, denen wir bei Chehéry und Cheveuges begegnet, jagten in ununterbrochener Folge die steil abfallende Chaussee herunter, um noch zu rechter Zeit in die ihnen angewiesenen Positionen einrücken zu können. Das endlose Gerassel dieser Batterieen stand im schärfsten Gegensatze zu dem, in scheinbar tiefster Ruhe zu unseren Füßen liegenden Thale, über dem an einzelnen Stellen noch eine dünne, schillernde Nebelschicht lagerte, das aber glänzend hell von der Sonne beschienen wurde. In der Festung wirbelten einige Rauchstreifen in die Luft, wie von verglimmenden Feuersbrünsten, und auf einer von der Maas umschlossenen Halbinsel lagerte die kriegsgefangene französische Armee. Graf Bismarck war von der Unterredung, welche er mit dem Kaiser Napoleon gehabt und die er als eine langweilige, nichtssagende und geschraubte schilderte, zurückgekehrt und berichtete über Alles bis dahin Vorgegangene.

Der Zufall hatte gewollt, daß gerade vor dem kleinen Hause, in welchem Napoleon abgestiegen war, um den Grafen Bismarck zu erwarten, die Trainfahrzeuge der Feldpolizei des Hauptquartiers Halt gemacht hatten und ihre, unter diesen Umständen ominösen Inschriften dem Hause zukehrten, so daß der Kaiser, welcher vor demselben saß, sie sehen mußte. Der Polizeihauptmann fühlte das Unangenehme des Eindrucks, den diese Inschriften auf den, seine Kriegsgefangenschaft eben antretenden Kaiser machen mußten und ließ die Wagen wegfahren.

Kaiser Napoleon hatte dem Grafen Bismarck seine Ab-

sicht ausgesprochen, sich zum Könige Wilhelm zu begeben, und wartete nun in dem kleinen Schlosse Bellevue auf die Bestimmung des Siegers. Der König entschied sich aber dafür, um dem Kaiser diesen unzweifelhaft peinlichen Gang zu sparen, demselben eine Visite zu machen, sobald durch Kapitulation oder Bombardement das Schicksal des Tages entschieden sein würde. Daß der Kaiser Sédan verlassen und sich freiwillig auf ein von preußischen Truppen besetztes Gebiet begeben hatte, konnte für einen Besuch gelten, so daß König Wilhelm nur einen Gegenbesuch machte. Das Anerbieten des Kaisers, auf die Höhe über Donchery zum Könige zu kommen, wurde daher abgelehnt. Nach einer späteren Aeußerung des Königs gegen mich zu urtheilen, geschah dies besonders deshalb, weil der Kaiser körperlich leidend war, und sowohl das Reiten als das Sitzen in dem steil aufwärts fahrenden Wagen ihm hätte Schmerzen verursachen können. Da jedoch zur Stelle Niemand etwas von diesen Gründen erfuhr, so wurde die Aufmerksamkeit, welche König Wilhelm in so entgegenkommender Weise seinem Kaiserlichen Gefangenen erwies, für zu nachsichtig und versöhnlich gehalten. Man schien einen Akt der Demüthigung, der Buße für den Mann zu erwarten oder zu wünschen, der so freventlich diesen Krieg heraufbeschworen, eine Art von öffentlichem Caudinischen Joche, einen möglichst theatralischen Akt für Photographen und Gelegenheitsmaler. Wie wenig kannten Alle, die derartiges erwarteten und hofften, das Gemüth nnd den fürstlichen Takt des Königs.

Gegen halbzwölf Uhr erschien endlich der Generalstabsoffizier, Hauptmann von Alten, und meldete dem Könige, als er eben auf einem Grenzsteine saß und frühstückte, daß Graf Bismarck und Graf Moltke mit vollzogener Kapitulation ihm folgten. Mit dem Erscheinen der Genannten sank gewiß Vielen eine schwere Last vom Herzen, denn jede Minute hatte den Beginn des Bombardements näher gerückt, zu welchem schon die Geschütze von sieben Armee-Korps und einer Division (Württemberger), also jedenfalls über 700 Geschütze bereit standen. Auch das Gesicht des Königs erheiterte sich, als er die Kapitulation entgegennahm, durchlas und dann dem Generaladjutanten, Generallieutenant von Treskow übergab, um sie laut vorzulesen; es sah ja nun so aus, als würde kein Blutvergießen mehr nöthig sein, da der Feind so vollständig überwunden war. Auch ich trat so nahe an die Gruppe von Fürsten, Generalen und bedeutenden Männern heran, als es der Anstand zuließ, und habe die Vorlesung deutlich gehört. Vergebens suchte ich in meinem Gedächtniß nach einer gleich wichtigen und entscheidenden Kapitulation. Eine ganze Armee, eine Festung und ein Kaiser mit einem Federstriche in der Hand meines Königs! Es war überwältigend! Mit jedem Satze der Kapitulation stieg bei den Zuhörern die Erkenntniß des beispiellosen Erfolges. Als die Vorlesung vorüber war, wandte sich der König zu den neben ihm stehenden Fürsten (Großherzog von Baden, von Sachsen, Herzog von Sachsen-Coburg, Prinz Luitpold von Baiern, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz

Wilhelm von Württemberg) und sagte mit hörbar bewegter Stimme:

„Sie wissen nun, meine Herren, welch großes, weltgeschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich, gerade in diesem Augenblicke, gedrungen fühle, meinen Königlichen Dank auszusprechen, — um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten, (deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe), mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet, denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben, aber schon jetzt sage ich Jedem meinen Dank, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes beigetragen!"

Natürlich schrieb ich diese Worte gleich nieder und legte sie am andern Morgen dem Könige vor, der die eingeklammerte Stelle hinzufügte. Leider mußte ich nun nach Vendresse zurück, weil die Post nach Berlin gegen Abend von dort abging, und ich wenigstens die Beschreibung des bis zum Mittage Vorgegangenen in die Heimat senden wollte. So kam ich um die Freude, dem Könige auf seinem weiteren Wege an diesem denkwürdigen Tage folgen zu können und kann deshalb nur das erzählen, was er mir selbst

am Morgen des 3. mitgetheilt und was ich von den bedeutendsten Personen seiner Umgebung darüber gehört habe.

Nach obiger Anrede an die Fürsten wurden die Pferde vorgeführt und der König ritt die Donchery-Höhe hinab bis zu dem Schlosse Bellevue, in welchem Kaiser Napoleon ihn erwartete. Beim Einreiten in den Park um eine falsche Ecke des Schlößchens geführt, stieg der König auf der hinteren Seite desselben vom Pferde und mußte durch einen Treppenthurm nach vorn geleitet werden.

Vor dem Eingange zum Schlosse befindet sich eine, nach Art eines Treibhauses mit Glas gedeckte Veranda, zu welcher mehrere Stufen führen, und in der Napoleon den König erwartete. Der König war in seiner Kampagne-Uniform, Ueberrock, Helm und Füsiliersäbel, Napoleon in kleiner Generalsuniform mit dem Stern der Ehrenlegion und dem schwedischen Schwertorden auf der Brust, den er für Solferino vom Könige von Schweden erhalten haben soll. Da der König trotz 1866 diesen schwedischen Kriegsorden nicht besitzt, so mußte ihm gerade diese Dekoration auffallen. Napoleon trug und behielt seinen Degen während der ganzen Unterredung, die genau einundzwanzig Minuten dauerte von dem Augenblicke an, wo die Thür des Empfangszimmers sich hinter den beiden Monarchen schloß, bis zum Wiederheraustreten Beider. In der Glasveranda blieb der Kronprinz allein, alle anderen Fürsten und Personen, die den König begleitet hatten, blieben auf der einen Seite der

Treppe zur Veranda zu Pferde halten, während sich auf der anderen das Kaiserliche Gefolge zusammenhielt. In dem nur kleinen Empfangszimmer blieben beide Monarchen während der ganzen Unterredung stehen; der König frei, mit dem Helm in der Hand, die rechte Seite dem Parkfenster zugekehrt, der Kaiser an eine Kommode gelehnt, die links von der Thür zur Veranda an der Wand stand. Napoleon bewahrte während der ganzen Unterredung eine durchaus würdige Haltung. Von dem positiven Inhalte derselben sind nur einzelne Aeußerungen bekannt geworden; Napoleon sprach seine Bewunderung für die Leistungen unserer Kavallerie aus, welche einen vollständigen Schleier vor alle Bewegungen der deutschen Armeen zu ziehen verstanden, so daß man im französischen Hauptquartiere nichts Zuverlässiges über unsere Operationen wußte; er beklagte sich über die schlechte Disziplin in seiner Armee und das Eindringen politischer Parteien in dieselbe und gestand ein, durch den Parlamentarismus, die Presse und die öffentliche Meinung zu diesem Kriege gezwungen worden zu sein. Der König bot seinem Gefangenen das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthaltsorte an, so lange es ihm dort gefallen würde, trat aus dem Zimmer in die Veranda heraus, verabschiedete sich militärisch und stieg zu Pferde. Die Eskorte Kaiser Napoleons bis zur belgischen Grenze übernahm eine Eskadron unserer schwarzen Todtenkopf-Husaren. — Generaladjutant von Boyen und Lieutenant Fürst Lynar von der Königlichen Kavallerie-Stabswache, brachten den Kaiserlichen Gefangenen durch Belgien und bis nach Kassel.

Als der König fortritt, soll er ungewöhnlich ernst und nachdenkend gewesen sein, eine bei seinem Charakter sehr begreifliche Stimmung, die sich erst verlor, als er zu den Truppen kam, deren Bivouaks er nun beritt. So verbraucht die Phrase von einem unbeschreiblichen Jubel ist, hier muß ich sie doch wieder anwenden und sagen, daß der König am nächsten Morgen äußerte, so Etwas doch noch nicht erlebt zu haben. In einem fünfstündigen Ritte besuchte der König die württembergische Division bei Donchery, dann die Kavallerie-Division Stolberg, das XI. Preußische und einzelne Theile des V. Armee-Korps. Bei der Mühle von Iges stieg der König vom Pferde, um mit dem Generallieutenant von Gersdorff, kommandirenden General des XI. Korps und dem Obersten von Bessel, Kommandeur des 94. Infanterie-Regiments, beide schwer verwundet, zu sprechen. Beide starben übrigens an ihren Wunden! Dann ging es bei unzähligen Gefangenen und Leichen vorbei in die Bivouaks der Garde-Kavallerie, wo sich Prinz August von Württemberg, kommandirender General des Garde-Korps befand. Den hier stehenden beiden Garde-Dragoner-Regimentern, die am 16. August bei Mars la Tour solche Wunder der Tapferkeit gethan, aber auch so schwere Verluste gehabt, sprach der König seinen besonderen Dank aus. Gleichen Dank sprach der König der I. Garde-Division für ihr Verhalten am 18. aus. Auch die II. Garde-Division und die Baiern sollten noch besucht werden, aber beim Durchreiten des Waldes la Garenne war schon die Dunkelheit hereingebrochen und ein heftiger Regen strömte herab. Mitten unter Leichen, deren gerade in diesem

Walde auffallend viele lagen, wurde berathen, was bei diesem entsetzlichen Unwetter zu thun sei, bis Prinz Albrecht, der mit seiner IV. Kavallerie-Division in der Nähe bivouakirte, seinen Wagen anbot, in welchen der König mit seinem Bruder Carl um acht Uhr einstieg. Der weitere Besuch der Bivouaks mußte aufgegeben werden, denn bei Givonne war es bereits vollkommen Nacht, so daß man über den zu nehmenden Rückweg in Verlegenheit war. General von Budritzki gab endlich die Richtung auf Bazeilles an, wo die königlichen Wagen warteten. Die Fahrt dahin war außerordentlich beschwerlich, da man sich durch abgebrannte Dörfer und verfahrene Train-Kolonnen durchwinden mußte. Bei dem furchtbar verwüsteten Bazeilles wurden dann endlich die Wagen bestiegen, und nun ging es über die vom I. Baierischen Korps bei Wadelincourt geschlagene Pontonbrücke über Frénois, Cheveuges und Chehéry nach Vendresse zurück, wo die Ankunft erst nach halbzwei Uhr erfolgte. Da es so spät geworden war, hatte man in Vendresse überhaupt nicht mehr an die Rückkehr des Königs geglaubt und angenommen, daß er, wie am Tage von Gravelotte, auf dem Schlachtfelde übernachten würde. Man war aber schon so vom Glücke verwöhnt und des Erfolges so sicher, daß Niemand auch nur die geringste Unruhe über das lange Ausbleiben des Königs empfand.

Von neun Uhr Morgens bis nach Mitternacht, also sechszehn Stunden hatte der König in theils sehr anstrengender körperlicher und nicht weniger anstrengender geistiger Thätigkeit, ohne weitere Stärkung, als ein kaltes Frühstück,

zugebracht und war nun sehr müde und erschöpft. Nachdem er sich etwas erholt hatte und während das Gefolge sich an ein rasch improvisirtes Souper setzte, trat er auch ein und trank auf das Wohl seiner heldenmüthigen Armee und der anwesenden Generale von Moltke und Roon.

Am Morgen des 3. September war der König schon um halb acht Uhr wieder thätig. Ich berichtete über Alles, was während der gestrigen Abwesenheit aus Vendresse im Hauptquartier bekannt geworden war, wozu besonders die beiden Ausfälle Bazaine's aus Metz vom 30. August und 1. September gehörten, welche wahrscheinlich dem sich nähernden Mac Mahon hatten die Hand reichen sollen. Als der König die von mir aufgeschriebene Rede an die Fürsten durchsah und in der bereits erwähnten Art vervollständigte, betonte er besonders: „Ja wohl kann man nicht wissen, wie das übrige Frankreich diese wunderbaren Vorgänge aufnehmen wird; und ehe man nicht weiß, was nun in Paris geschehen wird, läßt sich der weitere Verlauf garnicht übersehen.“ Ich erzählte, daß ein vom Feld-Polizeidirektor bis vor Kurzem in Paris gehaltener Agent von dort zurückgekommen sei und außer wichtigen militärischen Nachrichten für den Generalstab auch sonst interessante Notizen mitgebracht habe. Nach seiner Aussage habe die Kaiserin Eugenie das Heft doch noch viel mehr in der Hand, als man in den deutschen Lagern glaube. Sie habe bis vor einigen Tagen die Situation noch vollkommen beherrscht, und wenn die rothen Republikaner, auf

den Druck rechnend, den die „Internationalen" mit ihren Massen jederzeit ausüben könnten, nicht mit täppischer Hand in die Entwicklung hineingegriffen, so würde die Kaiserin sich noch lange halten, Paris aber auch, und nach seiner Kenntniß der Pariser Bevölkerung möge man sich auf einen decidirten Widerstand gefaßt machen. Am Tage darauf war freilich der eine Theil dieses Berichtes schon nicht mehr wahr, der andere sollte sich aber sechs Monate hindurch als richtig erweisen.

Als ich den König verließ, war ich nicht wenig erstaunt, den Geheimen Kabinetsrath von Wilmowski zum Civilvortrag befohlen zu sehen, als ob man sich im tiefsten Frieden befände. Nach den gewaltigen Ereignissen des 1. und 2. September schon am 3. früh Civilvortrag, in welchem die aus der Heimat eingegangenen Verwaltungssachen erledigt wurden! Dieses ruhige Fortgehen des Uhrwerks frappirte mich und ich muß hier gleich einen späteren Vorgang einfügen. Als ich in Versailles die in Supplementen des „Journal des Débats" veröffentlichten Berichte des französischen Militärattachés Baron Stoffel über die preußische Armee vorlas und an die Stelle kam, wo General von Moltke beim Besuche der großen Weltausstellung 1867 zu ihm gesagt habe, „es sei schade, daß König Wilhelm sich mehr mit Militär= als Civil= und Verwaltungs=Angelegenheiten beschäftige", und der König dazu bemerkte: „Das ist wahr!" fiel mir sofort der Morgen des 3. September in Vendresse mit dem Civilvortrage ein und ich erlaubte mir zu

sagen: „Nein, Euer Majestät, das ist nicht wahr! Wenn irgend Jemand, außer den damit betrauten Räthen und Beamten wissen kann, daß die Civil- und Verwaltungsgeschäfte mit Gewissenhaftigkeit erledigt werden, so bin ich es. Die Neigung und Kenntniß mag nicht in gleichem Grade vorhanden sein, aber die Erledigung ist dieselbe.*) Wenn der Herr General Graf Moltke das wirklich zu dem Baron Stoffel gesagt, so hat er eben diese stille Thätigkeit Euer Majestät nicht gekannt. Ich kenne sie aber und habe mir den Civilvortrag am 3. September, unmittelbar nach den gewaltigen, allerdings mehr militärischen als Civil-Vorgängen, wohl gemerkt. Was militärisch geschieht, fällt nur mehr ins Auge; Tausende sehen es und die Zeitungen berichten darüber. Wer erfährt denn aber etwas von den Nummern des Civilkabinets?" Darauf antwortete der König nichts; für mich ein Zeichen, ohne weiteres Gespräch in der Vorlesung fortzufahren.

Der Tag in Vendresse verging auffallend still nach so mächtigen Begebenheiten. Nur Prinz Albrecht und der Kronprinz von Sachsen meldeten sich beim Durchmarsche; der letztere, um sich für das empfangene Kreuz erster Klasse zu

---

*) Wie viele Nummern durch das Journal des Civilkabinets gingen, konnte ich jedesmal aus den Büchern und Bilderwerken ersehen, welche mir schon nummerirt zur Aufbewahrung übergeben wurden. Die genaue Zahl für das Jahr 1870 (31 070) habe ich nach der Rückkehr aus dem Feldzuge erfahren und hörte dabei auch, daß der König in demselben Jahre außerdem 6484 Kabinetsordres in Civil-Angelegenheiten, also durchschnittlich 80 Vortragssachen und 27 Ordres täglich erledigt hatte.

bedanken. Der Generalsvortrag, in welchem der Vormarsch gegen Paris berathen und angeordnet wurde, fand erst spät Nachmittags statt, nachdem die Generale von Moltke und von Podbielski von Donchery hier eingetroffen waren. Dagegen war diesmal das Diner belebter als sonst, denn der König ließ zum ersten Male in diesem Feldzuge Champagner serviren, um den Toast auszubringen, der seine Mitarbeiter an dem großen Werke so hoch ehren sollte. Gleich nach beendetem Diner war er schon im ganzen Hauptquartier bekannt, und ich bat am Morgen des 4., denselben nach Berlin telegraphiren zu dürfen. Bei dem Diktat sagte der König: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geführt und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Bei dem Worte „geführt“ stutzte ich und hielt mit Schreiben inne. „Ich weiß wohl, was Sie meinen; aber ich hatte im Augenblick kein anderes Wort. Geführt habe Ich das Schwert. Schreiben Sie für die Oeffentlichkeit ‚geleitet‘, um so mehr, als ich das Wort ‚Leitung‘ auch für Bismarcks Politik gebraucht habe.“ — Im Gegensatz zu der ernsten Stimmung der vorigen Tage soll der König bei diesem Diner und Abends beim Thee sehr heiter gewesen sein. An Veranlassung dazu fehlte es ihm wenigstens nicht. Kaiser Napoleon war auf dem Wege nach Wilhelmshöhe, die Nachrichten über erbeutete Kriegsvorräthe und die Zahl der Gefangenen oder nach Belgien Uebergetretenen lauteten so

günstig wie möglich, in Paris war der böse Schlag noch nicht gefallen und aus der Heimat tönte bereits der Siegesjubel zur Armee zurück.

Am 4. wurde das Hauptquartier von Vendresse nach Rethel verlegt und die Abfahrt dahin erfolgte um zehn Uhr, nachdem die gewöhnlichen Vorträge stattgefunden hatten und der Kronprinz von Sachsen, sowie der Schweizer-Oberst Saladin vom Könige empfangen worden waren. Unterwegs begegneten wir dem II. baierischen, dem V. preußischen Korps und der württembergischen Division. In Launoy wurde zum Dejeuner verweilt, gerade zur selben Zeit, als in Paris die Kaiserin-Regentin zur Flucht gezwungen wurde. Ueber Brüssel hatte man schon Nachricht, daß es in Paris furchtbar gähre und Gewaltthätigkeiten zu erwarten seien. Doch ahnte noch Niemand die Wendung, welche die Dinge dort nehmen würden. — Rethel war beim Einrücken des Hauptquartiers von württembergischer Infanterie besetzt und der König wohnte in der Sous-Préfecture. Die Einwohner erzählten haarsträubende Dinge von der Indisziplin und dem Zustande der französischen Truppen, welche von Châlons her hier durchmarschirt waren und toll gewirthschaftet haben mußten, da die Entrüstung eine so gleichlautende und allgemeine war. Der ebenso allgemeine Haß und die Wuthausbrüche gegen den Kaiser Napoleon standen in sonderbarem Gegensatze zu der Sympathie, welche sich für denselben bei seinem Transporte durch Belgien unter der Wallonischen Bevölkerung

kundgegeben und so enthusiastische Formen angenommen hatte, daß Graf Seckendorff sowohl den General Castelnau, als die belgischen Offiziere auf die möglichen Folgen solcher Demonstrationen aufmerksam machen mußte. Sonst fanden sich hier in Rethel allerlei günstige Nachrichten zusammen. Es waren Briefe Bazaine's aus Metz und Uhrich's aus Straßburg aufgefangen worden, welche die Lage beider Festungen als unhaltbar schilderten, wenn ihnen aus Paris keine Hülfe gesandt würde. Der Vormarsch unserer Armee-Korps gegen die Hauptstadt schien sich vollkommen ungestört zu vollziehen, da keine französische Armee mehr im Felde stand, die Annäherung an dieselbe also einfach nach Etappen zu berechnen war. Auch aus Oesterreich kam vertrauliche Nachricht, daß die Anläufe zu einer Mobilmachung der Armee, welche zwischen den Tagen von Metz bis Sedan dort genommen worden waren, sistirt wurden, also auch im Rücken keine Diversion mehr zu befürchten war. Am 5. früh erzählte mir der König von dem Jubel, der in Berlin bei dem Eintreffen der Nachrichten von Sedan stattgefunden und sagte dabei: „Wie nun, wenn damals die Herren von der Opposition ihre Absichten gegen meine Reorganisation der Armee durchgesetzt hätten! Welche furchtbaren Erfahrungen würde Preußen haben machen müssen! Jetzt wird man einsehen, warum ich so fest geblieben bin. — An der französischen Armee sieht man ja, wohin solche parlamentarischen Experimente führen." — Bei meinem Wirthe in Rethel hatte ich Pariser Zeitungen gefunden, welche bis zum 1. September

reichten und die wüthenden Artikel des Herrn About enthielten. Sie ließen sich nach den Begebenheiten von Sedan viel wirksamer vorlesen, weil ihre Ohnmacht schon durch unsere Annäherung an Paris illustrirt wurde, obgleich sie auch jetzt noch einen widerwärtigen Eindruck machten.

Am 5. September gegen Mittag ging das Hauptquartier nach Rheims, wo die Ankunft um vier ein halb Uhr erfolgte und der König im erzbischöflichen Palais neben der Kathedrale abstieg. Schon am Tage vorher waren drei Regimenter des VI. Korps in diese alte Krönungsstadt der französischen Könige eingerückt und rings umher lagerten Truppen, die täglich von neu eintreffenden abgelöst wurden, so daß der Marsch nach Paris ununterbrochen fortdauerte. Von Vendresse bis Rheims fanden wir auf dem ganzen Wege noch den eigensinnigsten Unglauben der Landleute und Städter, welche die gewaltigen Ereignisse bei Sedan einfach leugneten, weil sie unmöglich seien. In Rheims selbst war freilich das Ableugnen schwierig, denn der Maire hatte am Tage der Ankunft des Königs jenes berühmte Cirkular des Ministerraths an die Ecken schlagen lassen, in welchem das Unglück zugegeben wurde, freilich mit der kleinen Variante, daß 40,000 Franzosen von 300,000 Deutschen gefangen genommen worden wären. Auch die Gardes mobiles, welche, sofort vom Könige in ihre Heimat entlassen, von Sedan aus in die Dörfer und Städte der Champagne zurückkehrten, er=

schütterten jenen hartnäckigen Unglauben nach und nach. Bei der Ankunft des Königs hatten sich die Offizier-Korps der in- und umstehenden Regimenter im Hofe des erzbischöflichen Palastes versammelt und nach dem Diner in dem alten Krönungssaale fand eine Vorstellung, auf dem Platze vor der Kathedrale aber ein großer Zapfenstreich statt. Man wußte noch nichts von den Vorgängen in Paris und sah mit großer Zuversicht in die nächste Zukunft, die sich auch wirklich in hohem Grade verheißungsvoll darstellte.

Am 6. früh äußerte der König: „Wir werden so lange hier bleiben, bis sämmtliche gegen Paris bestimmte Armee-Korps bei Soissons eingetroffen sind, vor allen Dingen bis wir wissen, mit wem wir es denn nun eigentlich in Paris zu thun haben werden, wer sich an die Spitze einer etwaigen Vertheidigung stellen und sich die Macht anmaßen wird, über einen Frieden zu unterhandeln." — Erst im Laufe des Tages wurden die ersten unbestimmten Nachrichten von den Vorgängen in Paris bekannt, machten aber keineswegs einen niederschlagenden, eher einen hoffnungsvollen Eindruck, denn nun glaubte man die Sache nur um so eher beendet. Der Magistrat von Rheims erklärte sich sofort für Annahme der republikanischen Regierungsform, und während der König unter Führung der Geistlichkeit die Kathedrale besichtigte, gab sich in der Stadt eine unruhige Bewegung unter den städtischen Behörden, Honoratioren, reichen Kaufleuten und Fabrikbesitzern kund, welche sämmtlich den Ausbruch von Arbeiterunruhen fürchteten. Die Waffen der National-Garden, Pompiers u. s. w., sowie Jagdgewehre,

hatten zwar abgeliefert werden müssen und lagen in großen Haufen auf dem Hofe des Stadthauses, aber die Fabrikbesitzer sahen gerade darin einen besonderen Grund zur Besorgniß, denn die Mitglieder der Internationalen, welche auch in Rheims sehr zahlreich vertreten waren, konnten sich ja nun durch einen kühnen Handstreich aller dieser Waffen auf einmal bemächtigen und so die Stadt ins Unglück stürzen. Mittags empfing der König den Erzbischof Msgr. Landricote und den Maire Audinot. Als Beide auch zur Tafel eingeladen wurden, nahmen sie unter anständigen Vorwänden diese Einladung nicht an.

Von den beiden Zeitungen, welche bis dahin in Rheims erschienen waren, „Le Courrier de la Champagne“ und „L'Indépendant Rémois“, wurde Opposition durch ihr Nichterscheinen gemacht. Graf Bismarck ließ den Redakteuren sagen, daß die deutsche Okkupation ihnen durchaus kein Hinderniß in den Weg lege, wenn sie sich nur enthalten wollten, über Truppenbewegungen und -Stärken etwas mitzutheilen. Die Herren machten den Einwand, daß ihnen durch die Unterbrechung der Kommunikation mit Paris die Mittel abgeschnitten seien, ihre Blätter zu füllen, worauf der Bundeskanzler ihnen entgegnete, man würde ihnen von Preußischer Seite Aktenstücke liefern und zugleich Jemand mit der Censur beauftragen, der sie vor Verantwortung schützen könne. Mit diesem Auftrage, als vom Bundeskanzler-

amte ausgehend, kam der Geheime Regierungsrath Dr. Stieber zu mir, da es von Wichtigkeit sei, daß auch außerhalb Paris eine Zeitungspresse existire und eine geschickte Benutzung derselben von großem Vortheil sein könne. So wurde ich für einige Tage zum Censor zweier französischer Zeitungen. Der „Courrier“ war wenigstens etwas konservativer als der „Indépendant“, beide aber von einer so tollen Verbissenheit und zugleich so blind gegen die wirkliche Lage der Dinge, daß mit den Herren Redakteuren über manche Sachen garnicht zu reden war. Dabei standen sich beide Zeitungen parteifeindlich einander gegenüber, gönnten sich keinen Abonnenten mehr und hatten tausend Ausflüchte, wenn es galt, die einfache Wahrheit in ihren Blättern zu sagen. Ich hatte meine liebe Noth mit diesen Herren, erhielt aber wenigstens wichtige lokale Nachrichten von ihnen, die ich dem Könige mittheilen konnte, denn sie waren wohl unterrichtet; ja durch ihre Verbindungen besser, als unsere Kommandos es sein konnten.

So erhielt ich z. B. die erste vollständige Schilderung der Pariser Vorgänge am 4. September, die ich dem Könige schon am 7. vorlesen konnte, noch ehe etwas Offizielles darüber eingegangen war. Dieser Bericht eines Augenzeugen machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf den König, der sogleich ausrief: „Nun, was habe ich Ihnen gesagt, jetzt fängt der Krieg erst an. Jetzt werden die Wortführer eine levée en masse predigen, wie 1814 die bewaffneten Bauern, mit denen wir damals genug zu thun hatten. General Trochu scheint ein tüchtiger Mann zu sein, da er

selbst dem Kaiser die Wahrheit über den Zustand der französischen Armee gesagt. Wir werden vielleicht noch schwere Tage zu durchleben haben. Das will aber Niemand glauben, weil Alle von den bisherigen beispiellosen Erfolgen benommen sind." Ich darf wohl sagen, daß ich diese Worte mit Verwunderung und Unglauben hörte, denn auch ich war benommen. Wie oft habe ich später und namentlich in Versailles an diese Aeußerungen des Königs in Rheims gedacht, wo noch keine Franktireurs aufgestanden, noch keine Armeen gebildet waren und Paris in seinen Befestigungen und seiner Armirung noch nicht so stark wie im Dezember geworden war.

Die Zeit, welche das große Hauptquartier in Rheims stand, war für den König eigentlich eine verhältnißmäßig ruhige. Am 7. meldete sich General von Obernitz, Kommandeur der Württembergischen Division, mit deren militärischer Haltung während des Feldzuges der König wiederholt sehr zufrieden war; am 8. defilirte unter strömendem Regen das Zieten-Husaren-Regiment; am 11. wurde die leichte Kavallerie-Brigade der IV. (Prinz Albrecht) Kavallerie-Division und ein aus Ersatzmannschaften für die Garde-Infanterie gebildetes Marschbataillon, am 13. eine Eskadron des X. Husaren-Regiments besichtigt. Mit den Ersatzmannschaften war der König theilweise nicht zufrieden. Man hatte zu viele Einjährig-Freiwillige nachgesandt, die den schweren Kriegsstrapazen doch noch nicht gewachsen schienen

und mehr Eifer und guten Willen als Kriegstüchtigkeit mitbrachten. Der König sprach sich am 12. früh auch gegen mich darüber aus und sagte, es sei unverantwortlich, wenn man dem Wunsche und den dringenden Bitten der jungen Leute, und selbst denen ihrer Eltern, nachgäbe und sie auf den Kriegsschauplatz schicke, ohne daß sie die volle körperliche Reife erlangt. Auch die beste Dressur könne den Mangel an Kraft nicht ersetzen. So erfreulich und wohlthuend der Enthusiasmus und die Opferfreudigkeit dieser jungen Leute wie des ganzen Volkes auch sei, so dürfe man mit so kostbarem Material, wie der gebildeten Jugend des Landes, doch nicht so sorglos umgehen. Der König fügte hinzu: „Ich habe es den Herren auch sehr ernstlich gesagt. Wenn wir nun vielleicht eine Winterkampagne machen müssen!" Damals sah es freilich noch nicht danach aus, denn selbst das Wiederauftauchen der republikanischen Regierungsform in Paris stellte nach den uns bekannt werdenden Gesinnungen der kleinen Städte und des Landes eine sehr viel leichtere Besiegung in Aussicht, als sich dies später erwies.

Die „événements de Paris" gaben übrigens in Rheims auch Gelegenheit zu einem — wie soll ich gleich sagen — Kompetenzkonflikte, der mich einen unwillkommenen Blick in Verhältnisse thun ließ, die schon seit jenem entscheidenden Kriegsrathe in Bar le Duc obgewaltet zu haben schienen. Der Maire von Rheims M. Audinot, ein ruhiger, klarer,

aber energischer Mann, hatte nach dem Eintreffen der Revolutionsnachrichten aus Paris den Conseil Municipal der Stadt zusammenberufen, sein Amt „vu les événements de Paris“ niedergelegt, aber, da er sehr wohl fühlte, daß Rheims gerade in einem so schwierigen Augenblicke nicht ohne eine geordnete städtische Verwaltung sein könne, eine Kommission von zehn Mitgliedern unter seinem Vorsitze installirt, welche nichts anderes als der bisherige Conseil Municipal war. Am 8. erschien die Verkündigung dieser Maßregel in den beiden schon genannten Blättern und konnte allerdings so gedeutet werden, als erkenne die Municipalität von Rheims die in Paris proklamirte Republik an. Am 9. kam daher Dr. Stieber zu mir, bat mich, ihm bei einer Verhandlung auf dem Rathhause gegen den Maire und die Municipalräthe als Dolmetscher und Protokollführer beizustehen, und erklärte sich durch den Grafen Bismarck ermächtigt, eine solche Prozedur einzuleiten, da man doch nicht gestatten könne, daß dergleichen während der Okkupation der Stadt und während der Anwesenheit des Königs hier vorgehe, weil auch andere Städte sich danach richten würden. Ich übersah die mögliche Tragweite des Vorganges nicht gleich und hielt mich außerdem verpflichtet, jeden Dienst zu leisten, den man im allgemeinen Interesse von mir verlangte. So fand das Verhör und die Verwarnung des Maire ganz in der Weise statt, wie Nr. 815 des „Indépendant Rémois“ beides darstellte. Die Ausdrucksweise des Protokolls hatte ich so viel wie möglich gemildert, denn Dr. Stieber verlangte die härteste Form, um dem von der Stadt Rheims

gegebenen bösen Beispiel für die anderen okkupirten Provinzen die gefährliche Spitze abzubrechen. Der Ausdruck: „Les événements de Paris ne vous regardent pas, M. le Maire"! machte mir aber selbst Vergnügen und ich allein trage die Verantwortung dafür.

Im Bundeskanzleramte war man mit dem von Dr. Stieber gethanen Schritte zufrieden, im Generalstabe des Hauptquartiers aber nicht. Man scheint dort von der Ansicht ausgegangen zu sein, daß dergleichen Maßregeln während der Dauer des Krieges nur von dem militärischen Oberkommando und dessen Generalstabe verfügt werden dürften und daß keine, außerhalb der militärischen Aktion stehende Behörde oder Person selbstständig in den Gang der Dinge eingreifen dürfe, sondern wenigstens im Einverständniß, — also erst nach geschehener Mittheilung, — handeln müsse. Dazu kam, daß die Stellung des Geheimen Regierungsrathes Stieber als Feldpolizei-Direktor des Hauptquartiers eine mannigfach unklare war. Er gehörte zu den Beamten des Bundeskanzleramtes, stand aber in seiner Kampagnefunktion unter dem Generalstabe und sein Personal war militärisch organisirt. Soviel ich erfahren konnte, hat dieses selbständige Verfügen des Grafen Bismarck große Mißstimmung in den verschiedenen Büreaus des Generalstabes hervorgerufen und es sind sogar Briefe gewechselt worden, welche nur zur Schärfung des Konfliktes dienten.

Wie ich stets zu thun pflegte, hatte ich auch diesen Vorgang am nächsten Morgen sofort dem Könige erzählt und ihm das aufgenommene Protokoll vorgelesen. Ich merkte

gleich aus der Aufnahme, daß der König schon darum wußte, denn er fragte mich, wer mich zu diesem Dolmetscherdienst und zu dieser Protokollführung aufgefordert habe, der Bundeskanzler oder der Feldpolizei-Direktor? Ich antwortete: Dr. Stieber; da derselbe aber fortdauernd in unmittelbarem Auftrage des Grafen Bismarck handele, so hätte ich voraussetzen müssen, daß er nur den Befehl Seiner Excellenz ausführe. Der König äußerte nur ein: „Hm!" Genug für mein Verständniß, daß etwas vorgefallen sein mußte. Kaum war ich in mein Quartier gekommen, so klagte mir Dr. Stieber seine Noth, zwischen zwei scharf mahlende Mühlsteine gerathen zu sein; erzählte mir von der gereizten Stimmung, welche zwischen dem Bundeskanzleramte und dem Generalstabe herrschte und sagte, daß diese Dinge ihm die wirksame Ausführung seiner Aufgabe als Direktor der Feldpolizei unmöglich machten. Selbstverständlich habe er überall, wo das Hauptquartier sich etablire, die Funktionen eines Polizeipräfekten loci auszuüben, und für die Sicherheit des Königs wie seiner Umgebung zu sorgen. Er könne in gewissen Fällen nur seiner eigenen Erkenntniß und Erfahrung folgen und nicht von zwei verschiedenen Behörden abhängen, deren Ansichten sich prinzipiell gegenüberständen. — Es hatte fast den Anschein, als sollte auch ich für meine Hülfsleistung verantwortlich gemacht werden. Ich ließ die Dinge aber sehr ruhig an mich kommen, würde in gleichem Falle auch sofort wieder ebenso gehandelt haben.

In hohem Grade interessirte es mich aber, den bei dieser Gelegenheit ganz ungenirt laut werdenden Diskussionen der Offiziere des Generalstabes und der Beamten des Bundeskanzleramtes zu folgen. Im Generalstabe schien man die Anwesenheit des Bundeskanzlers im Hauptquartiere, in täglicher Berührung mit dem Königlichen Oberfeldherrn und gar beim Generalsvortrage, nicht allein für überflüssig, sondern sogar für hinderlich zu halten. Es spräche sich dies schon in der offiziellen Liste des großen Hauptquartiers aus, wo das gesammte Bundeskanzleramt unter der Rubrik „Außerdem" verzeichnet sei. In der That könne ein fortdauernder politischer Beirath die Kraft und Schnelligkeit der militärischen Aktion nur hemmen und dem raschen Entschlusse durch langsames Erwägen die Spitze abbrechen. Habe Politik und Diplomatie einmal erklärt, nicht weiter zu können und dem Kriege die Entscheidung überlassen, so müsse ihre jeden Schritt begleitende Einwirkung auch aufhören. Der Soldat habe nur die Aufgabe, den Feind zu überwinden und ihn so gebunden der nun wieder eintretenden politischen Aktion zu Füßen zu legen, daß diese nach ihren Interessen mit ihm schalten könne. Alles Rathen, Eingreifen, Fördern oder Aufhaltenwollen auf Grund politischer Rücksichten sei in einem Hauptquartiere von Uebel. So die militärische Argumentation.

Im Bundeskanzleramte hieß es dagegen: Der Krieg sei doch nie Selbstzweck, sondern nur eines der Mittel für die Politik, dürfe sich daher ihrer Leitung nicht entziehen. Sei der Krieg vorüber, so stecke der Soldat den Degen ein, die Orden vor die Brust, die Dotation in die Tasche und der Generalstab habe nur noch die Aufgabe sich für den nächsten Krieg vorzubereiten. Die Politik aber überdauere den Krieg, sie müsse mit dem überwundenen Nachbar weiter leben, aus dem gedemüthigten, werde sehr bald wieder ein gleichberechtigter Faktor in der Familie der europäischen Staaten und die Politik könne sich durch den Krieg keine Verantwortlichkeiten aufbürden lassen, bei deren Herbeiführung sie nicht gehört worden sei. So die Anschauungen im Bundeskanzleramte.

Beide Parteien hatten, je von ihrem Standpunkte aus, unzweifelhaft recht. So lange sie Hand in Hand gingen, wirkten sie vortrefflich; wie peinlich mußte aber die Lage des Entscheidenden, hier also König Wilhelms werden, wenn sie in Konflikt mit einander geriethen. Zu den beiden Männern, welche diese entgegengesetzten Ansichten vertraten, hatte der König volles Vertrauen und auch wahrlich Ursache dazu; andererseits hatten Beide wahre Ehrfurcht und Achtung vor ihrem Herrn. Vielleicht sind diese Gegensätze aber garnicht bis zum Könige gelangt; ich kann nur sagen, daß sie in den unteren Regionen sehr scharf zum Ausdrucke kamen und ich weiß, daß seit dem Kriegsrathe in Bar le Duc, welcher die Wendung der Armeen nach Norden entschied, Graf Bismarck keinem Generalsvortrage mehr beiwohnte,

sondern erst in Ferrières, als er dazu aufgefordert wurde, wieder erschienen ist.

In den äußerlich unthätigen und daher monotonen Aufenthalt in Rheims brachte ein Besuch des Königs im Lager von Châlons einige Abwechslung. Er fand am 10. September statt. Um elf Uhr aus Rheims abgefahren, traf der König über die vom Kaiser wiederhergestellte, alte Römerstraße um zwei Uhr bei dem Kaiserlichen Pavillon des Lagers ein, wo einige Escadrons württembergischer Kavallerie aufgestellt waren. Außer der Begleitung durch die Kavallerie der Stabswache war die Landstraße auch mit Infanterie-Piquets besetzt, denn schon fing das Franktireurwesen an, sich bemerklich zu machen und der Vorfall beim Besetzen der Citadelle von Laon mahnte zur Vorsicht. — Es war ein merkwürdiger Anblick, diese Verwüstungen eines Lagers, in welchem die Truppen zum Kriege vorbereitet worden waren. Der König ging durch den Kaiserlichen Pavillon, das Kasino, die Chalets der Generale und der maison militaire, — überall die greulichste Devastation, welche die sittlich verkommene Bevölkerung der beiden Dörfer Grand- und Petit-Mourmelon verübt; — stieg dann zu Pferde, beritt eine bedeutende Ausdehnung des Zelt- und Barackenlagers, bis zur Kirche von Grand-Mourmelon und kehrte endlich nach Rheims zurück, wo erst der durchmarschirende Prinz Albrecht und darauf General-Adjutant von Boyen und der Fürst Lynar empfangen wurden, welche den Kaiser Napoleon

bis Wilhelmshöhe begleitet hatten und nun Bericht über ihre Mission abstatteten. Der Besuch des Lagers von Châlons schien einen tiefen Eindruck auf den König gemacht zu haben; das glaubte ich aus den Bemerkungen schließen zu können, welche ich am Morgen des 11. aus seinem Munde hörte. Auf den Schlachtfeldern hatte er die militärische Kraft seines Gegners gebrochen gesehen. In den Kaiserlichen Pavillons bei Châlons, in den Erinnerungen an die Kaiserin, an den Kaiserlichen Prinzen und an die ganze stolze und drohende Sicherheit Frankreichs, welche sich in der Schöpfung dieses ständigen Uebungslagers aussprach, lag mehr als eine blos militärische Vernichtung; man fühlte auch die moralische Niederlage heraus.

Die erwartungsvolle neuntägige Ruhe in Rheims ließ eine Menge von Kombinationen und Gerüchten entstehen, von denen ja überhaupt die Luft eines Hauptquartieres zu schwirren pflegt. Die Pariser Zeitungen predigten geradezu den Mord des Königs; da Niemand vorhanden war, mit dem man hätte Frieden schließen können, so sollte die Kaiserin Eugenie wieder eingesetzt und mit dieser unterhandelt werden, oder der König der Belgier sollte Kaiser von Frankreich, die wallonischen Provinzen Belgiens mit Frankreich, die flämischen gegen Abtretung von Luxemburg mit Holland vereinigt und so dem verwundeten Ehrgefühle der Franzosen ein Pflaster aufgelegt werden. Italien könne Nizza und Savoyen zurückerhalten, wenn es sich Deutschland anschließe. Spanien

werde nun doch wohl den Erbprinzen von Hohenzollern zum Könige wählen, u. s. w. Jetzt weiß man freilich, was von allen diesen Gerüchten zu halten war; damals nahmen sie aber das Interesse Aller in hohem Grade in Anspruch.

Am 14. September wurde Rheims verlassen, über Dormans gefahren und das Hauptquartier nach Château Thierry verlegt. Hinter Dormans trat die Fahrt in das überaus reizende Marnethal mit seiner dichten Bevölkerung und sorgsamen Kultur. Welch ein reiches Land war doch dieses Frankreich und ein wie kleiner Theil desselben erst in unserer Gewalt! Jeder Blick auf die Karte zeigte, wie wenig Territorium im Verhältniß zur Ausdehnung und Bevölkerung des ganzen Landes doch erst gewonnen war und welche außerordentlichen Mittel einer ernstgemeinten Vertheidigung immer noch zu Gebote standen. Ueberall merkte man den Segen einer zwanzigjährigen Kaiserregierung, der es gelungen war, den revolutionären Geist niederzuhalten. Kirchen und Schulgebäude, Bürgermeistereien, öffentliche Brunnen und Waschanstalten, vortreffliche Landstraßen, Alles wohlgeordnet, Wohlhabenheit, ja Luxus sogar in den Bauerwohnungen. Und dennoch ein wüthender Haß gegen Napoleon, den man nur mit den niedrigsten Schimpfworten nannte. — Auch der König hatte diesen Unterschied des alten Frankreich von 1814 mit dem neuen von 1870 sehr wohl beobachtet und sprach sich wiederholt darüber aus, immer auch den Undank der Nation be-

tonend, die Alles vergesse und Nichts lerne. — Die Fahrt von Rheims bis Château Thierry war eine lange und beschwerliche, zuletzt bei sehr schlechtem Wetter.

Da ich mich auf jede Weise bemühte Pariser Zeitungen zu erhalten, so konnte ich am Morgen des 15. eine reiche Ausbeute von Neuigkeiten, unter anderen, die detaillirte Darstellung der Flucht der Kaiserin Eugenie, dem Könige vorlesen; ebenso mehrere Dekrete der selbsteingesetzten Regierung, welche sämmtlich eine energische Vertheidigung der Hauptstadt in Aussicht stellten, so daß die, unmittelbar nach Sedan vielfach laut gewordene Hoffnung, ja Zuversicht, — wir würden zwar vielleicht noch eine Schlacht zu bestehen haben, dann aber mit fliegenden Fahnen in Paris einziehen, — gewaltig erschüttert wurde. Immer verglich der König die Vorgänge des Augenblicks mit denen der Kampagnen von 1814 und 15 und war besonders besorgt um die Unterbrechung der Kommunikationen mit der Heimat.

Als ich am 15. vom Könige herauskam, trat der Geheimrath Delbrück ein, der von Château Thierry aus nach Berlin zurückkehrte, und vor der um elf Uhr erfolgenden Abfahrt nach Meaux, meldete sich auch der von Toul kommende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, mit seinem frischen diensteifrigen Wesen, seiner Anhänglichkeit an das Preußische Königshaus und seinem ritterlichen Thatendurst immer eine angenehme Erscheinung! — Die Fahrt ging weiter durch

das Marne-Thal, zeigte aber zum ersten Male die Wirkung der Pariser Dekrete, welche ein vollkommenes „Vide“, eine Wildniß weit um die Hauptstadt, herzustellen befohlen hatten. Je schöner und bebauter die Gegend, desto peinlicher die vollständige Verödung der Dörfer und Wohnstätten, die von allen ihren Bewohnern, auch Greisen, Matronen und Kindern verlassen waren. Nur hin und wieder schlich eine verhungernde Katze um die leerstehenden, von allem Hausgeräth entblößten Wohnungen. Die Landstraße war in ihrer ganzen Ausdehnung mit Infanterie-Piquets, welche fortwährend patrouilliren ließen, besetzt; eine Marne-Brücke war gesprengt, so daß der Uebergang auf einer daneben geschlagenen Pontonbrücke erfolgen mußte. Nirgends eine lebende Seele außer unseren Soldaten: dagegen Nachrichten, daß sich die Bauern mit ihren Heerden in die Wälder zurückgezogen und Schießgewehre mitgenommen hätten. Man hörte wohl hin und wieder, namentlich des Nachts, Schüsse fallen, war aber diesen Verstecken noch nicht auf die Spur gekommen. Hier erhielten die siegreich vormarschirenden Truppen den ersten Eindruck von dem Willen der Bevölkerung, sich zu vertheidigen, der bei Vielen ernste Gedanken angeregt haben mag. Angesichts der verlassenen Dörfer hörte die Hoffnung auf einen Antagonismus zwischen der Landbevölkerung und Paris auf, denn zu einer vollständigen Verwüstung fehlte nur noch das gänzliche Niederbrennen der Gebäude; und selbst darin schien das Eingehen des Volkes auf den Willen der Regierung nicht mehr zweifelhaft zu sein. — Unmittelbar hinter der zerstörten Marne-Brücke wich mein Fuhrwerk in Folge eines

Mißverständnisses von der Chaussee ab und ich mußte nun eine Kanal-Brücke passiren, bei welcher zwei Infanterieposten zur Vorsicht mahnten, weil in dem Brückenpfeiler noch eine geladene Mine stecke. Wirklich eine angenehme Bewillkommnung für Meaux, dessen hochliegende Kathedrale von weit her die ganze Gegend dominirte.

Bei der Ankunft dort um sechs Uhr wurde der König von dem General von Tümpling mit dem ganzen Generalstabe des VI. Armee-Korps empfangen und stieg in dem Hause eines begüterten Privatmannes ab, der Alles that, was sein Reichthum ihm erlaubte, um den Aufenthalt des Königs und seiner nächsten Umgebung zu einem möglichst angenehmen zu machen, aber dennoch eine Einladung zur Königlichen Tafel ausschlug; wie sich denn überhaupt, seit wir das Marnethal betreten, eine durchaus feindliche Stimmung zeigte. Das „Vide", welches die Septemberregierung meilenweit um Paris dekretirt, hatte für uns in den Dörfern vor Meaux angefangen und sollte erst in Versailles endigen. In jedem Worte, jedem Blicke der Hauswirthe und Hausgenossen zeigte sich tiefe Erbitterung. Diese Stimmung schien sich aber erst mit der Proklamirung der Republik in Paris eingefunden zu haben, denn bis dahin war in der That nichts, oder doch nur in sehr einzelnen Fällen etwas davon zu merken gewesen. In Meaux wurden aber die Wahrnehmungen nach allen Seiten hin so unabweisbar, daß man darüber berieth, ob es im weiteren Verlaufe der Kampagne nicht zweckmäßiger sein würde, das Hauptquartier des Königs nur nach kleinen Städten oder einzeln liegenden Schlössern zu bringen, als

in so dicht bevölkerte Orte wie Meaux. Namentlich erhoben sich hier schon Bedenken gegen Paris und Versailles. Würde Paris genommen, so glaubte man St. Cloud den geeigneten Ort für das große Hauptquartier. Bekanntlich kam es aber sehr viel anders.

Der König verweilte hier vom 15. Abends bis zum 19. September früh sehr ruhig. Nur am 17. besichtigte er die Kathedrale. Dagegen fanden viele und, wie die Folge lehrte, wichtige Berathungen statt. Metz, Toul, Verdun, Straßburg, alle diese für unsere Rückzugslinie so wichtigen Plätze waren noch nicht in unserer Gewalt, und aus der Energie, mit welcher die augenblicklichen Gewalthaber in Paris die Einöde rings um die Hauptstadt geschaffen, ließ sich erwarten, daß eine gleiche Energie sich auch in der Vertheidigung zeigen werde. Man konnte nicht hoffen durch eine große Schlacht, wie im Jahre 1814, mit Paris fertig zu werden, denn diesmal hatte man es mit starken Befestigungen zu thun. Im großen Generalstabe und bei den höheren Truppenführern sprach sich zwar vollständige Zuversicht auf eine rasche und glänzende Beendigung der Kampagne aus, der König theilte aber diese Meinung ersichtlich nicht. — Gerade in diesen Tagen und bis zur gelungenen Einschließung der Hauptstadt schien er sorgenvoll, ließ sich fortwährend berichten, verfolgte den Anmarsch sämmtlicher Korps auf den Karten und berechnete alle Eventualitäten. Wie König Wilhelm überhaupt nicht eher an einen Erfolg glaubt, als bis er sich durch seine Folgen unzweifelhaft erweist, so glaubte er in Meaux nicht an eine rasche Bezwingung von Paris. Ich

war ganz erstaunt, als er mir schon von den Schwierigkeiten sprach, welche der Winter für die Unterbringung und Verpflegung der Truppen herbeiführen werde, — hatte ich doch eben erst nach Hause geschrieben, daß ich spätestens Mitte Oktober wieder zurück sein würde.

Während der Tage in Meaux schien der Wind der Vermittlungen im Hauptquartiere zu wehen. Bald sollten England und Oesterreich vereint, bald Rußland und bald Italien dergleichen angeboten haben. Als ich dem Könige von diesen Gerüchten erzählte und hinzufügen konnte, daß bei den Truppen, soweit ich davon unterrichtet war, nur eine Antwort darauf gehört werde: „Erst in Paris und dann Vermittlungen!“ erfuhr ich, daß noch keinerlei direkte Anerbietungen eingelaufen wären, allerlei Nachrichten jedoch dergleichen erwarten ließen. Als ich aber am 17. erwähnte, es ginge das Gerücht, Jules Favre werde demnächst nach Meaux kommen, antwortete mir der König garnicht, so daß ich vermuthen konnte, es sei gegründet, was sich auch schon am nächsten Tage herausstellte. Ueber England war angefragt worden, ob man Herrn Favre wohl im Hauptquartier empfangen werde, und die Antwort hatte gelautet: Da die gegenwärtige Regierung in Paris noch nicht anerkannt sei, so könne dieser Herr auch nicht in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten empfangen werden. Gegen seinen Besuch als Privatmann habe man nichts ein=

zuwenden. Obgleich dieses angekündigte Erscheinen eines der Führer der Antinapoleonischen Revolution möglicherweise den Frieden bringen konnte, — denn sein bloßes Kommen bewies ja schon einen hohen Grad von Entmuthigung, — so wurde doch in den Vorbereitungen gegen Paris keinen Augenblick inne gehalten. Schon am 16. war der Kronprinz nach Meaux gekommen und wohnte dem sehr langen Generalsvortrage bei, in welchem die Operationen für die Einschließung von Paris besprochen und vom Könige festgestellt wurden. Auch bei dem darauf folgenden Vortrage des Grafen Bismarck war er zugegen und begab sich dann sofort wieder zu den bereits bei Lagny stehenden Truppen. Wahrscheinlich ist auch die Favre'sche Angelegenheit schon am 16. entschieden worden, denn Abends spät elf Uhr hatte sich Graf Bismarck noch einmal zum Könige begeben.

In Meaux stieß die Feldpolizei zum ersten Male auf Spuren direkter und fortdauernder Verbindung der Bevölkerung mit Paris, trotzdem zwei unserer Armeen mit 7½ Armee-Korps zwischen Paris und Meaux standen. Aber auch wir hatten noch direkte Verbindungen mit der Hauptstadt und einer unserer geschicktesten Agenten war nicht allein aus Paris heraus zu uns gekommen, sondern ging auch noch einmal wieder hinein, um uns später Nachrichten nach Ferrières zu bringen, wobei er aber freilich erklärte, daß bei den in Paris herrschenden Zuständen von nun an ein weiterer Verkehr nicht mehr möglich sei. Dieser Agent zeichnete sich

durch ein ungewöhnlich scharfes und richtiges Urtheil aus und sagte schon Ende September in Ferrières, daß wir Paris gleichviel, ob durch Hunger oder durch eine förmliche Belagerung, erst im Frühling 1871 überwältigen würden.

Am Morgen des 19. September hatte ich eben über die während der Nacht eingegangenen Telegramme berichtet, als der Flügel-Adjutant, Fürst Radziwill plötzlich meldete, daß nach soeben aus Claye eingetroffenen Berichten unsere auf der Nordseite von Paris vorgehenden Truppen der Armee des Kronprinzen von Sachsen in der Ferne ein französisches Lager entdeckt hätten, so daß sich vermuthen lasse, der Feind wolle, um die schon begonnene Einschließung vielleicht noch abzuwehren, ein Gefecht in freiem Felde annehmen. Da diese Meldung in meiner Gegenwart geschah, so sah ich, mit welcher Elastizität der König bei dem Worte: „Gefecht wahrscheinlich", vom Stuhle aufsprang und seine Befehle gab. Mit der Raschheit eines Jünglings legte er sofort seine Papiere in die verschiedenen Mappen, befahl die Generale zum Vortrage zu berufen und die Verlegung des Hauptquartiers näher an Paris heran. „Für meine Person, die Generale und den Generalstab nach Ferrières, die zweite Staffel nach Lagny!" Soviel konnte ich nur noch hören, weil ich mich natürlich gleich zurückzog. Wenige Minuten nachher traten auch die Generale beim Könige ein und ich wartete, bis der Vortrag zu Ende war, um aus erster Hand zu erfahren, wohin ich mich zu wenden hätte. Es kam der Befehl, die Königlichen Reitpferde sollten sofort über Lagny nach Claye abgehen, wo der König zu Pferde steigen wollte. Die bald darauf er-

folgende Abfahrt des Königs rief eine seit Sedan nicht mehr vorgekommene Aufregung im Hauptquartiere hervor. Alle glaubten, es handele sich um eine Wiederholung des 30. März 1814. Noch konnte die revolutionäre Regierung aus Paris flüchten; gelang bis zum Abende, wie voraus berechnet, die Einschließung, so war ihr auch das abgeschnitten.

Auf dem Wege nach Lagny fanden wir wieder alle Dörfer verlassen, kein einziger Franzose war zu sehen. Dagegen auf allen Wegen breite Truppen-Kolonnen, bei allen Dörfern Munitions- und Proviant-Kolonnen parkirt und in den Chausseegräben eine unglaubliche Menge leerer Weinflaschen.

Ein Civilist mit grauem Vollbart, dem wir unterwegs in einem Wagen begegneten, fiel mir auf, als ob ich das Gesicht kennen müßte; ich hatte aber keine Ahnung, daß es Herr Jules Favre war, welcher nach Meaux fuhr. Als ich dies später erfuhr, erinnerte ich mich freilich, vor kurzem seine Photographie gesehen zu haben. Nach einiger Zeit sah ich einen zweiten Wagen mir von Lagny her entgegenkommen, in welchem einige Herren der diplomatischen Kanzlei saßen, die ich am Morgen hatte aus Meaux abfahren sehen; die Pferde jagten die Chaussee entlang dorthin zurück. Erst am Tage darauf hörte ich in Ferrières die Erklärung. Jules Favre war an dem Wagen des Grafen Bismarck vorübergefahren, um sich nach Meaux zu begeben, während der Graf

nach Lagny eilte. Noch auf dem Wege dahin erfuhr er aber, daß der nach Meaux Eingeladene sich mit ihm gekreuzt und sandte ihm sofort den Wagen mit den Beamten nach, um ihn zu benachrichtigen, daß das Hauptquartier verlegt worden, und er sich daher nach Ferrières begeben müsse, wenn er den Bundeskanzler sprechen wolle. So erfolgte denn die Umkehr. Graf Bismarck hatte aber langsam fahren lassen und die erste Begegnung der beiden Herren fand auf der Landstraße, einige Kilometer von Lagny statt.

Auf der Fahrt dorthin hatte ich immer nur gehorcht, ob sich nicht Kanonendonner vernehmen lassen würde, aber es blieb Alles still.

Der König war direkt nach Claye gefahren, dort zu Pferde gestiegen und in der Richtung auf St. Denis vorgeritten. Das kleine Gefecht, welches sich zwischen den Vortruppen unseres IV. Korps und den sich zurückziehenden Franzosen am Vormittage entsponnen, war längst vorüber, als der König dort ankam. Während die Korps der Maas-Armee ununterbrochen zur Schließung des eisernen Gürtels westlich über St. Denis hinaus vorgingen, beritt der König das Gefechtsfeld und die von den bereits stehengebliebenen Truppen eingenommenen Positionen. Von einem Hügel östlich St. Denis, unweit des Pont d'Iblon, auf der Chaussee nach Lille, sah der König zum ersten Male Paris vor sich liegen, soweit der Höhenzug des Montmartre es gestattete.

Den Arc de Triomphe und das Panthéon wollte man erkannt haben. Der König selbst war seiner Sache nicht gewiß und suchte vergeblich nach Lokal- und Terrain-Erinnerungen, da er sich auch 1814 von dieser Seite her Paris genähert. — Erst spät trennte er sich von den Truppen, um über Lagny nach Ferrières zu fahren. Auf seinem Ritte bis St. Denis war er der 2. Garde-Infanterie-Brigade und der Garde-Kavallerie-Division begegnet, also denselben Truppen, mit denen er sich 1814 zusammen befunden. Gewiß ist der König von dieser Wiederholung nach sechsundfünfzig Jahren an Ort und Stelle, aber unter so ganz anderen Verhältnissen, tief berührt worden. Nördlich von Lagny am Ufer der Marne angekommen, mußte dieser Fluß in der Dunkelheit passirt werden, um durch die Stadt auf den Weg nach Ferrières zu gelangen. Die gesprengte Brücke lag halb in der Marne, eine Nothbrücke war zwar hergestellt worden, aber nur mit großer Schwierigkeit zu benutzen. Der König mußte aussteigen und, von seinem unmittelbaren Gefolge umgeben, über die steil gesenkten und wieder aufsteigenden Bohlenlagen gehen. Mit dem Hinüberschaffen der schweren Königlichen Equipagen dauerte es so lange, daß der König einige Straßen voraufging, endlich aber in der ganz verödeten Stadt in tiefer Dunkelheit stehen bleiben mußte, da sich Niemand sehen ließ, der irgend welchen Bescheid geben konnte. Das Schloß Ferrières war noch über eine Meile entfernt, und es fragte sich, ob es nicht besser wäre, in Lagny zu übernachten. Da kam Nachricht, daß im Quartier des Prinzen Carl schon Alles zum Thee und Souper bereit sei, so daß der König

sich dorthin begab, bis die Equipagen über die Brücke geschafft worden waren. — Ich war noch bei guter Zeit in Lagny angekommen und hatte mein Quartier beim Maire erhalten, begab mich aber, als ich von der Ankunft des Königs bei der Brücke hörte, auf die Straße und war zufällig bei seinem Eintritte in das Quartier seines Bruders zugegen. Der Kontrast zwischen dem verheerten Schlachtfelde, der schrecklichen Einöde rings umher, der gefährlichen Brückenpassage im Dunkeln, dem Umherirren in den schmutzigen Straßen der Stadt und diesem Empfange in der sauberen, hellerleuchteten, nach allen Richtungen hin wohl ausgestatteten Villa war außerordentlich groß. Der Hofmarschall des Prinzen Carl, Rittmeister Graf Dönhoff, hatte Alles für die Rückkehr seines fürstlichen Herrn auf das Einladendste hergerichtet und nun sogar die Freude, auch den König bewirthen zu können, der seine Verwunderung und zugleich seine Zufriedenheit mit den getroffenen Arrangements aussprach und bei der Besichtigung des ganzen Hauses im Zimmer des Grafen Dönhoff den Wunsch äußerte, lieber gleich da zu bleiben; so sehr hatte ihm die gastliche Aufnahme gefallen. Dennoch fuhr er noch Abends nach Schloß Ferrières zurück.

Herr Jules Favre war bereits Nachmittags in Ferrières angekommen und im Dorfe bei dem „Régisseur des Châteaux du Baron de Rothschild“ einquartiert worden. Um halb acht Uhr begab er sich auf das Schloß, mußte aber bis

neun Uhr warten, bis Graf Bismarck dinirt hatte, worauf beide Herren eine Unterhaltung zusammen hatten, die bis halb zwölf Uhr dauerte. Sie fand in dem Bureau des Kastellans, rez de chaussée statt. Während ihrer Dauer war der König angekommen, hatte sich aber gleich in sein Zimmer zurückgezogen, und als Graf Bismarck gegen Mitternacht anfragen ließ, ob Seine Majestät noch sichtbar wären, antwortete der Kammerdiener, der König habe sich schon zur Ruhe begeben. Ich erfuhr dies, als ich am 20. früh um sechs Uhr von Lagny nach Schloß Ferrières kam, denn der König sagte zu mir: „Ich bin doch neugierig, was uns dieser Herr Favre bringt? Das gestrige Gefecht bei St. Denis war ganz unbedeutend und die Franzosen nicht zu einem ernsten Kampfe entschlossen. Dagegen wird es wohl bei meinem Sohne ernsthafter hergegangen sein. Hoffentlich ist die ganze Einschließung gelungen. Die Disposition war wenigstens vortrefflich entworfen. Nun, was bringen Sie sonst für Nachrichten?" Ich erzählte das Verfehlen Bismarcks und Favre's, berichtete über den Inhalt der letzten noch aus Paris herausgekommenen Zeitungen, der aber so widersprechender Natur war, daß sich kein nur einigermaßen richtiges Bild über die dortigen Zustände gewinnen ließ. Wilde Drohungen neben verzagten Klagen, heldenmüthige Entschlüsse neben schwächlicher Thatenunlust, Verschwendung neben Mangel. Der König äußerte darauf: „Nun, das werden wir ja Alles bald erfahren, wenn ich erst weiß, was Bismarck mit Herrn Favre gesprochen hat." Ich blieb den Vormittag in Ferrières und kehrte erst Nachmittag nach Lagny

zurück, wo Prinz Carl mich zum Diner hatte einladen lassen. Vorher sah ich den Gafen Bismarck zum Könige hineingehen, dann die Generale zum Vortrage sich versammeln, bei welchem auch Graf Bismarck zum ersten Male wieder seit Bar le Duc zugegen war. Nach dem Vortrage ließ der Graf Herrn Favre ersuchen, noch einmal zu ihm zu kommen, und ich sah nun den graugewordenen Revolutionsapostel, den ich am Tage vorher auf der Chaussee nach Lagny getroffen, heute in das Schloß gehen. Diesmal dauerte die Unterhaltung nur eine halbe Stunde und nach derselben erhielt der Generalstabsoffizier von Winterfeld den Auftrag, Herrn Favre durch die Vorposten nach Paris zurückzubringen. Gleich darauf kam der General von Obernitz, Kommandirender der Württembergischen Truppen, an und berichtete über das siegreiche Gefecht bei Sceaux, sowie über die glücklich vollendete Einschließung von Paris. Der General wurde zur Tafel befohlen, auch der Württembergische Kriegsminister von Sucrow dazu eingeladen und bei derselben der glückliche Anfang unserer Stellung vor Paris erfreut besprochen.

Als Herr Favre am 20. Ferrières verließ, soll er seinem Quartierwirth gesagt haben, er möge ihm nur das Logis reserviren, da er wiederzukommen gedenke. Als ich dies am 21. während meines Vortrags erzählte, meinte der König: „Ich glaube schwerlich, daß er wiederkommen wird, da wir auf keinen einzigen seiner Vorschläge eingegangen

sind. Der Herr sitzt noch auf einem hohen Pferde. Bismarck hat ihm gesagt, daß von einer Unterhandlung doch überhaupt nicht eher die Rede sein könne, als bis die Herren von der Regierung de la Défense Nationale sich irgend eine legale Anerkennung verschafft hätten. Wir werden uns doch nicht in die inneren Angelegenheiten der französischen Nation mischen! Das ganze Erscheinen und die Unterredung des Herrn Favre kann doch nicht anders, als das Kommen und das Gespräch irgend eines anderen Einwohners von Paris betrachtet werden, welcher im Interesse seiner Stadt reden will. Daß dergleichen Gespräche keinen Einfluß auf die militärischen Operationen haben können, hätte ihm jeder französische Offizier sagen können. Von unserem Einmarsch in Paris will Herr Favre ganz besonders nichts wissen, und doch wäre das die beste Basis, auf der man unterhandeln könnte. Er meint, daß der Einmarsch in Paris niemals von irgend einer Regierung Frankreichs zugegeben werden könne." Ich erwiederte: „Glücklicherweise ist gerade das ein Punkt, zu dem man nicht die Erlaubniß einer Regierung quelconque einzuholen pflegt, sondern einfach die Generale damit beauftragt. Bei einem Friedensschluß, zur Ratifikation von Abtretungen, zum Zahlen der Kriegskosten 2c. bedarf man der Einwilligung einer Regierung; — zum Einmarsch in eine feindliche Stadt nicht!" „Sagen Sie das den Herren selber, die noch immer unglaublich verblendet sind. Sie könnten sich alles weitere Blutvergießen und entsetzliche Zerstörungen ersparen, wenn sie jetzt Vernunft annehmen wollten; aber wie gesagt, trotz der abermaligen Niederlage durch meinen

Sohn sitzen sie noch immer auf ihrem hohen Pferde. Wir haben gestern drei ihrer Divisionen geschlagen, zweitausend Gefangene gemacht und acht Kanonen genommen. Das wird Herr Favre erfahren, wenn er jetzt nach Paris zurückkommt; vielleicht stimmt das seinen Ton etwas herab, aber ich glaube überhaupt nicht, daß er wiederkommt."

Als ich am 21. wieder nach Ferrières kam, erfuhr ich, daß der König ganz Recht gehabt hatte; Jules Favre war nicht wiedergekommen und überhaupt keinerlei Nachricht aus Paris in das Hauptquartier gelangt, außer den Mittheilungen jenes Polizeiagenten, die ich dem Könige vorlegen konnte. Er hatte sogar Zeitungen mitgebracht, aus denen sich ergab, daß am 19. das I. Zuavenregiment, eine sogenannte Elitetruppe, bei dem Einschlagen der ersten Granaten auseinander und mit dem Rufe: „Sauve, qui peut!" nach Paris hineingelaufen sei. Das gestand sogar der Tagesbefehl eines Generals zu. Sonst herrsche in der Bevölkerung durchaus keine Entmuthigung, von Mangel sei keine Rede, und man möge sich auf einen langen Widerstand gefaßt machen. Herr Favre habe erklärt, auf die Bedingungen des Grafen Bismarck hin sei an keine Unterhandlung zu denken. Der König bemerkte auf diese Neuigkeiten nur: „Wenn wir nur erst Toul und Straßburg hätten, denn hier um Paris ist ja garnichts mehr zu haben; wir müssen also eine gesicherte Kommunikation für die Zufuhr aus Deutschland haben. Ueberall

stockt es mit der Verpflegung. Das macht die unglaubliche Zahl von Gefangenen, die außer der Armee verpflegt sein wollen. — Haben Sie sich denn das Schloß schon angesehen?" Ich bejahte und sprach mein Erstaunen über die unsägliche Pracht aus, mit welcher Baron Rothschild seinen Landsitz ausgeschmückt. Man sähe in jedem Winkel, daß es eben reich und prächtig sein sollte. „Jawohl," sagte der König, „ich kann mir so Etwas nicht erlauben, darum habe ich mich auch in das einfachste Zimmer zurückgezogen. Die Prinzen kommen heut aus Lagny herüber, da werde ich mir einmal das Ganze genauer ansehen." In der That hatte der König das Badekabinet des Besitzers zu seinem Arbeitszimmer gemacht. Nur die Badewanne war in eine Chaiselongue verkleidet worden, sonst nichts verändert. Das prachtvolle Schlafzimmer benutzte der König nicht, sondern er hatte sein Feldbett in einem Zimmer daneben aufschlagen lassen. „Wenn Euer Majestät das ganze Innere des Schlosses besichtigen, erlaube ich mir auf die Profusion aufmerksam zu machen, mit welcher das Wappen des Barons auf allen möglichen und unmöglichen Stellen angebracht ist. Alle denkbaren Wappenthiere, Adler, Löwe und Einhorn sind darin vereinigt, und wo es denn doch gar zu häufig erschienen wäre, hat man mit dem écusson des Rex Judæorum abgewechselt." „Wieso Rex Judæorum"? — „Die Initialen J. R. — James Rothschild — werden von seinen Verehrern als Judæorum Rex gedeutet." — Gegen Mittag kam der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin nach Ferrières und bat den König, die erste Klasse des Mecklen-

burgischen Verdienstkreuzes von ihm anzunehmen, dessen zweite Klasse er schon seit 1849 für den Feldzug in der Pfalz und Baden besaß. Das Eiserne Kreuz erster Klasse hatte der König damals noch nicht angelegt, obgleich nach den Schlachten von Gravelotte und Sedan genug Veranlassung dazu gewesen wäre. Der Besichtigung aller Räume des Schlosses, auch der kleinen Synagoge, folgte eine Spazierfahrt durch den weitläufigen, vortrefflich unterhaltenen Park, an welcher auch der Großherzog und Herzog Maximilian von Württemberg Theil nahmen.

Daß es mit der Verpflegung stockte, erfuhr ich heute an mir selbst. Schon auf der Fahrt von Lagny nach Ferrières hatte mein Trainsoldat gemeldet, heute werde es wohl mit der Austheilung des Proviants spät werden. Auf dem Proviantamte habe man ihm gesagt, daß die für Lagny bestimmten Ochsen erst gegen Abend eintreffen würden und da sie natürlich erst geschlachtet werden müßten, so könnte es wohl sieben oder acht Uhr werden, ehe die Rationen zur Vertheilung kämen. Mein Wirth, der Maire, hatte selbst kaum das Nothdürftigste, und ein sehr magerer Tag stand in Aussicht, wenn nicht irgend eine Aushilfe gefunden wurde. So ließ ich denn auf der Rückfahrt bei einem Kartoffelfelde anhalten, einen tüchtigen Vorrath ausgraben und zwar, in Ermangelung eines Spatens, mit dem Seitengewehr meines Trainsoldaten. Beim Vorüberfahren an der Wohnung des

Prinzen Carl gab mir der Koch bis auf bessere Zeiten etwas Butter ab und als in ganz Lagny kein Salz mehr aufzutreiben war, ließ ich durch den Maire in der dortigen Apotheke eine Handvoll zu „Sanitätszwecken“ requiriren, was indessen auch nur durch sehr nachdrückliches Auftreten gelang. Endlich gegen zwei Uhr konnte ich mein schönes Gericht von gestohlenen Kartoffeln, mit geborgter Butter und requirirtem Salz genießen, wobei auch die Damen des Herrn Maire mir die Ehre erwiesen, behülflich zu sein. Alles Schlachtvieh mußte nämlich so rasch wie möglich den um Paris stehenden Truppen nachgesandt werden, darum stand es wirklich schlimm mit der Verpflegung in Lagny.

Am 22. sagte mir der König: Heute werde wohl der Kronprinz von Versailles herüberkommen und er freue sich sehr, nun vollständige Mittheilungen über das Gefecht am 19. zu erhalten, dessen Resultate mit jedem Tage wichtiger erschienen. Auch von Toul und Straßburg lauteten die letzten Nachrichten sehr viel günstiger, als es nach den ersten zu erwarten gewesen, und es wäre Alles ganz gut, wenn man nur zu irgend einer Gewißheit darüber gelangen könne, auf wie lange Paris verproviantirt sei. Darüber widersprächen sich aber die Nachrichten in auffälligster Weise. Auch müßten noch telegraphische Verbindungen zwischen Paris und der Provinz bestehen, wahrscheinlich unterirdische oder im Fluß-

bette der Seine. Aber selbst wenn diese aufgefunden und abgeschnitten würden, könnte man die Absperrung noch keine vollständige nennen, so lange als sich kleine, mit Briefen beladene Luftballons über unseren Köpfen weg durch die Luft bewegten, und Brieftauben, besonders in der Richtung nach Belgien, fortflögen. Am 21. Abends wolle man Gewehrfeuer und auch einige Kanonenschüsse in Paris gehört haben. Näheres darüber sei noch nicht nach Ferrières berichtet worden; — ob ich in Lagny vielleicht etwas davon erfahren? Ich erwiederte, daß man in Lagny glaube, das Schießen rühre von den Exerzitien der Pariser Mobil- und Nationalgarde her, welche General Trochu zu disziplinieren wünschte. An Unruhen in Paris glaubten die Personen, mit welchen ich in Lagny in Berührung gekommen, nicht, das heißt jetzt noch nicht; desto fester aber erwartete man dort einen Ausfall, der die Prussiens dann unfehlbar ekrasiren werde. — Nachmittags kam in der That der Kronprinz aus Versailles nach Ferrières und blieb über Nacht mit seinem Gefolge im Schlosse.

Es hatte sich eine Art von Agent aus Paris eingefunden, der im Besitz eines „Laisser passer“ von Gambetta war und seine Dienste anbot. Man hielt ihn hin, nahm ihm seinen Paß ab und gab ihn einer anderen Person, die damit nach Paris hineingeschickt wurde. Alles war sehr geschickt geordnet, ich habe aber nicht erfahren, was weiter daraus geworden ist.

Am 23. sprach der König viel über das Gefecht vom 19., über welches der Kronprinz ihm ausführliche Mittheilungen gemacht. Aus den Bewegungen der Franzosen hatte er geschlossen, daß sie ihn auf ein Terrain locken wollten, wo sie Minen präparirt hatten. Der König freute sich, daß sein Sohn abermals den baierischen Truppen unbedingtes Lob gespendet und daß beide Armeen — die III. und die Maas-Armee — die Einschließung so regelmäßig nach der Disposition, wie bei einem Friedensmanöver ausgeführt hätten. Ich benutzte die Anwesenheit des Kronprinzen, eine Sauvegarde für die in Versailles ansässige ehemalige Königliche Tänzerin Polin, jetzt Frau des Malers Giacomelli zu erbitten. Sie war viele Jahre hindurch meine Kollegin bei der Königlichen Bühne gewesen und ich hatte damals das Genrebild „Der Kurmärker und die Pikarde“ für sie geschrieben. Der König erinnerte sich ihrer sehr wohl, hatte nie etwas Unvortheilhaftes von ihr gehört und autorisirte mich, mit den Herren vom Gefolge des Kronprinzen zu sprechen, welche nach beendetem Generalsvortrage nach Versailles zurückkehren würden. Ich wandte mich an den Kronprinzlichen Hofmarschall, Grafen Eulenburg, und hatte die Freude, als ich später nach Versailles kam, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Der Generalsvortrag, welcher in Gegenwart des Kronprinzen und des Generals von Blumenthal, seines Chefs des Generalstabes, stattfand, schien wichtige Entschließungen gebracht zu haben. Es war wenigstens bald darauf die Rede von fliegenden Korps, besonders von Kavallerie, die nach Lyon, Tours, selbst Hâvre vorgeschickt

werden sollten, theils um dort etwa stattfindende neue Truppenformationen zu verhindern, theils um die schon schwierig werdende Verpflegung zu sichern. Weiter hörte ich, daß dem Großherzoge von Mecklenburg wahrscheinlich ein größeres Kommando anvertraut werden würde.

Im Laufe des Tages hatte auch der General-Postdirektor Stephan Audienz beim Könige; er hatte bereits eine Rundreise um Paris gemacht, um das ganze Feldpostwesen zu inspiziren. Schon in Meaux hatte ich die nähere Bekanntschaft dieses ungemein thätigen Beamten gemacht, der mich während des ganzen Feldzuges au courant aller Einrichtungen und Resultate seiner Verwaltung hielt und mir stets neue Post- und Telegraphenkarten, Monatsübersichten, statistische Zusammenstellungen ꝛc. sandte, die ich dem Könige vorlegte, der sich über die glänzenden Leistungen seines Feldpostwesens freute und gern verglich, was jetzt gegen 1814—1815 in dieser Beziehung geleistet wurde. Die mit der Post an die Armee und von dieser nach der Heimat beförderten Summen und Packereien für Private schienen dem Könige oft geradezu unglaublich. — Um drei Uhr fuhr derselbe nach Lagny zum Diner bei seinem Bruder Carl, kehrte aber schon um sechs Uhr wieder nach Ferrières zurück.

Am 24. früh empfing mich der König mit der freudigen Nachricht: „Toul hat kapitulirt. Gestern Abend bekam ich die erste Meldung davon und erwarte heute die Details. Das ist von der höchsten Wichtigkeit für unsere Kommunikationen, denn nun kann die Eisenbahn ohne Unterbrechung benutzt werden.“

Ich hatte durch den Feld-Polizeidirektor einige bis zum 23. reichende Pariser Zeitungen erhalten, welche zum ersten Male von französischer Seite über das entscheidende Gefecht am 19. Aufschluß gaben und den panischen Schrecken, der die engagirten Linientruppen ergriffen hatte, bestätigten. Der „Electeur libre“ sprach in heftigster Weise gegen die Zuchtlosigkeit, die Scheu vor dem Kampfe und selbst gegen die Führung der Truppen. Schonungslos sagte er, was seine Berichterstatter selbst gesehen hatten, und gewiß würde kein Pariser Blatt es gewagt haben, so zu schreiben, wenn es damit nicht der öffentlichen Meinung Ausdruck gegeben hätte. Alles was bisher nur gerüchtweise bekannt geworden war, wurde hier von Pariser Zeitungen bestätigt, und es sah allerdings nach diesen Schilderungen der militärischen Zustände in der Hauptstadt so aus, als würde der Widerstand nicht mehr lange dauern können. Waren erst Straßburg und Metz in unseren Händen, so mußte Paris bald folgen. Dies war der Eindruck, den man aus den Anschuldigungen, Klagen, Wuthausbrüchen und Erzählungen dieser Zeitungen empfing; es klang, trotz aller Drohungen und großen Worte, nur Muthlosigkeit aus ihnen heraus, so daß für uns gute Hoffnungen auf ein baldiges Ende wohl

gerechtfertigt waren. — Leider sollte die Enttäuschung nicht lange auf sich warten lassen.

So vereinzelt man bis zur Schlacht bei Sedan von einer Einverleibung des Elsaß und Lothringens in Deutschland gehört, so war doch von dem Augenblicke an, wo unsere Armee Paris umschlossen hatte, Niemand mehr im Zweifel darüber. Eine andere Lösung wurde garnicht mehr für möglich gehalten. Frankreich mußte die einst geraubten Provinzen herausgeben. Wer aber sollte sie erhalten? Darüber hörte man die widersprechendsten Ansichten. Baden sollte den Elsaß, Baiern Lothringen bekommen und man werde ein Königreich Baden schaffen. Es würde aus dem Elsaß, Lothringen, Luxemburg und Belgien ein neutrales Reich zwischen Frankreich und Deutschland gebildet, der König der Belgier aber König von Frankreich werden! Ja, es hieß, der neue Gouverneur vom Elsaß sei soeben in Ferrières angekommen, um seine Ernennung vom Könige in Empfang zu nehmen. Wiederum ein falsches Gerücht; denn es stellte sich heraus, daß es nur Graf Taufkirchen, der Civil-Kommissarius von Rheims war, dem der König Audienz ertheilte.

Am 25. wurde der Sonntagsgottesdienst in der kleinen Kirche des Dorfes abgehalten, zu welchem der Garde-Divisionsprediger Rogge aus Gonesse herberufen worden war. Die kleine katholische Kirche hatte wohl noch nie eine so glänzende Versammlung von Fürstlichkeiten in ihren Mauern

gesehen. Außer dem Prinzen Luitpold von Baiern, der die katholische Kirche in Lagny besuchte, waren alle Fürsten des großen Hauptquartiers bei diesem evangelischen Gottesdienste gegenwärtig, dem der katholische Küster mit Staunen und besonderem Aerger über die Entheiligung seiner Kirche zusah. In schroffem Gegensatze zu den kirchlichen Gebeten brüllte ununterbrochen der Kanonendonner der Pariser Forts zu uns herüber; die Fenster klirrten mit jedem Schlage und bei dem klaren, sonnigen Herbstwetter am frühen Morgen schien es, als beginne eine große Schlacht.

Am 26. September hatte ich Notizen über die Cernirung von Metz im Jahre 1815 zusammengestellt, wo diese Festung sich noch drei Monate nach der Besetzung von Paris gehalten hatte. 1814 war Metz vom 14. Januar bis 26. April blockirt gewesen und hatte auch 1815 sich der schon eingetretenen Entscheidung nicht fügen wollen. Beide Male ohne jeden Einfluß auf den großen Gang der Dinge. Diesmal war die Lage freilich in vieler Beziehung eine andere. Die letzten Nachrichten von dort hatten festgestellt, daß Metz noch auf lange hin wohl verproviantirt war, so daß sich, wenn Marschall Bazaine nicht aus anderen Gründen zur Kapitulation geneigt sein sollte, ein Erzwingen der Festung noch lange nicht erwarten ließ. Wieder jagte ein Gerücht das andere. Die Besatzung des Mont Valérien sollte entschieden imperialistisch gesinnt sein und große Neigung haben, der

Pariser Regierung den Dienst zu kündigen; Bazaine wolle von der improvisirten Republik nichts wissen, er hasse einige der in Paris eingeschlossenen Generale und werde seine Armee zur Wiederherstellung des Kaiserreichs gebrauchen, wenn — man ihn nur herauslassen wollte. Dazu war man nun allerdings nicht besonders geneigt. — Am 26. hatte ich fast gar keine interessanten Nachrichten mitzutheilen, da zwischen den Offizieren des großen Generalstabes und den Beamten des Bundeskanzleramtes abermals große Gereiztheit eingetreten war. Der Feld-Polizeidirektor stand, wie schon erwähnt, in seiner Zugehörigkeit zum Hauptquartier unter dem großen Generalstabe, als Geheimer Regierungsrath aber in Gehalt beim Bundeskanzleramte und erhielt von diesem auch die Gelder zur Bezahlung seiner geheimen Agenten. Kamen nun wichtige Nachrichten, so hielt er es für seine Pflicht, dieselben zuerst dem Grafen Bismarck mitzutheilen, hatte aber so viel Anhänglichkeit an den König, daß er mir auch oft etwas davon sagte, weil er ja wußte, daß ich täglich bei Seiner Majestät vorgelassen wurde. Beides wollten die Herren vom großen Generalstabe durchaus verhindern und wandten alles Mögliche an, nicht eher etwas an den Grafen Bismarck und an den König gelangen zu lassen, als bis sie selbst davon unterrichtet waren. Stieber befand sich dadurch hin und wieder in einer sehr unangenehmen Situation, hatte aber doch dieselbe Ueberzeugung wie ich, nämlich, daß der König vor allen Dingen Alles, auch das Unangenehme wissen müsse. Glücklicherweise besaß er auch dieselbe Hartnäckigkeit wie ich, lieber das Peinliche

dieses Verhältnisses zu ertragen, als dem Drucke nachzugeben, der oft in der allerempfindlichsten Weise geübt wurde. Jeder Tag brachte uns derartige Erfahrungen, die indessen keine weiteren Folgen hatten, da man eben ohne die wichtigen Dienste Stiebers nicht gut fertig werden konnte und fürchtete, daß der König es übel nehmen würde, wenn man meine Thätigkeit für ihn lahm legte. Hatte er doch gezeigt, daß er auch von dem Verdienstvollsten keinen Spaß verstand, wie wohl die Ernennung des Generals von Steinmetz zum Gouverneur von Posen bewiesen.

Am 27. machte der König eine Fahrt zur Rekognoszirung unserer Stellungen vor den Forts Nogent und Rosny, wohin ich ihm folgte. Am Morgen äußerte er, er freue sich auf die Aussicht, die Truppen wiederzusehen, (es war nämlich das erste Mal seit dem 19., weil Ferrières ganz abseits der großen nach Paris führenden Bahnen und Straßen liegt), und werde doch bald sein Hauptquartier näher an Paris heran verlegen müssen, um gleich bei den Truppen zu sein, wenn Trochu etwas Ernstes unternehmen sollte. Die Abfahrt erfolgte gegen Mittag direkt auf Villiers-sur-Marne, wo die Württembergische Division stand; dort wurde ein Observatorium bestiegen, von dem aus die beiden genannten Forts übersehen werden konnten. Charenton lag deutlich vor unseren Augen. Von dort ging es auf eine Höhe bei dem später so blutig gewordenen Champigny, die im Feuerbereich der Redoute

„La Faisanderie“ lag, und von wo sich die Stadt selbst mit ihrer Enceinte übersehen ließ. Eine besonders günstige Aussicht zeigte sich bei Chennevières. Von dort kehrte ich nach Lagny zurück, während der König Le Piple Château besuchte, das Schloß bei Sucy en Brie, das den Eltern der Gräfin Paul Hatzfeld gehört, — besichtigte, und dann zum Abend über Pontault und Roissi wieder nach Ferrières zurückkehrte.

Am 28. brach der König schon so früh auf, daß ich Ferrières nicht mehr zeitig genug hätte erreichen können und deshalb direkt nach Sévran im Nordosten von Paris fuhr, wo die Relais für den König gelegt worden waren, der heute die Sachsen und das Garde- und IV. Korps besuchen wollte. Auf dem ganzen Wege fand ich in allen Ortschaften, die der König bis Gonesse passiren mußte, Sachsen und Preußen in gleich freudiger Aufregung, wie Tags vorher die Württemberger. Die Soldaten waren im Ordonnanzanzuge und aus allen weiter rückwärts liegenden Kantonnements herbeigeeilt, um den König vorüberfahren zu sehen, der Morgens acht Uhr die Pontonbrücke über die Marne bei Gournay und dann Chelles passirt hatte. Mit Erstaunen sah ich in Clichy, Coubron, Livry und Sévran, was seit dem 20. von den Truppen für die „passagère“ Befestigung der Einschließungsstellungen schon geschehen war. Zwischen St. Cloud und Versailles habe ich später allerdings dasselbe in noch viel größerer Ausdehnung gesehen, war aber doch schon bei Livry

und Sévran in hohem Grade überrascht. In dem letzteren Orte empfing der Kronprinz von Sachsen, Höchstkommandirender der Maas-Armee, mit einem äußerst zahlreichen Generalstabe den König, der dann bei Aulnay die Kantonnements des Gardekorps betrat. Da ich von Sévran früher fortgefahren war, so langte ich vor dem Könige in Gonesse an, wo im Parke des Château, in welchem sich das Quartier der 1. Garde-Infanterie-Division und der Garde du Korps befand, die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments z. F. als Ehrenwache aufgestellt war. Die engen Straßen des Ortes waren von den Soldaten in festlichster Weise geschmückt, namentlich schwarz-weiße Fahnen aus allen nur möglichen und unmöglichen Stoffen verschwenderisch ausgehängt worden. — In sonderbarem Kontrast dazu standen die rauchenden Trümmer eines in der Nacht vorher abgebrannten Hauses, gerade vor der Einfahrt in den Park.

Mit ersichtlicher Freude sah der König hier seine Leibkompagnie wieder und sagte den Mannschaften, nachdem er die Honneurs abgenommen, daß er mit dem Verhalten des ganzen Regiments zufrieden sei. Als er ihnen beim Durchmarsch durch Berlin gesagt, er erwarte Viel von ihnen, sei er schon überzeugt gewesen, daß sie seine Erwartungen erfüllen würden und müsse ihnen nur sagen, daß sie sein Vertrauen gerechtfertigt hätten. Dann ließ der König die Offiziere herantreten und theilte ihnen mit, daß auch Straßburg kapitulirt habe, eine Nachricht, welche die größte Freude verbreitete. Schon unterwegs hatte ich davon gehört, aber nicht recht daran geglaubt, weil ich nachgerade mißtrauisch Ge-

rüchten gegenüber geworden war. Hier hörte ich nun die Mittheilung aus dem Munde des Königs selbst. Sie wurde aber so ruhig, ohne alle Erregung, ja, ich möchte sagen, so geschäftlich gemacht, daß ich erst mehrere Näherstehende fragte, ob ich auch Recht gehört hatte?

Nach eingenommenem Frühstück beim Prinzen von Württemberg ritt der König von Gonesse nach Arnouville, wo eine Batterie besichtigt wurde, die — von den Truppen „Wilhelmshöhe" getauft — auf einem Hügel erbaut worden war. Man sah von hier aus den Rauch von mehreren Feuersbrünsten vor oder in Paris aufsteigen; wahrscheinlich waren es aber nur in Brand gesteckte Getreidemiethen oder Häuser, die dem Artilleriefeuer der Forts hinderlich waren. Von hier aus trat der König in den Bereich des IV. Armeekorps ein, dessen 7. (Magdeburgische) Division von Sarcelles bis Pierrefitte aufgestellt war. Der Ritt erstreckte sich bis Pont Tolor, von wo man die ganze Ebene bis zum Fort Aubervilliers übersehen konnte. Dadurch war es aber so spät geworden, daß man auf dem Rückwege Sévran erst um sieben Uhr erreichte. Dort wurde noch das Diner mit dem Prinzen Georg von Sachsen eingenommen, und in Ferrières kam man nicht vor elf Uhr Nachts an.

Am 29. war ich schon sehr früh in Ferrières, um ja nichts zu versäumen, denn eine Verlegung des großen Hauptquartiers auf die Westseite von Paris stand in Aussicht. Mit

dem Falle von Straßburg war eine Sicherheit mehr für unsere Verbindung mit Deutschland gewonnen, und da ich hörte, daß der eigentliche Angriff auf Paris von Südwesten her gegen die Forts Vanvres, Issy und Montrouge erfolgen sollte, es auch hieß, daß Belagerungsgeschütze schon bis Meaux herangekommen wären, so wußte ich im Voraus, daß der König es nicht mehr lange so weit weg von dem Schauplatz der zu erwartenden Kämpfe aushalten werde. Er war sehr heiter gestimmt und sprach von den erfreulichen Eindrücken des vorigen Tages, namentlich auch von dem endlichen Auffinden eines Telegraphenkabels im Flußbette der Seine und von dem Verlegen des Hauptquartiers näher an Paris heran. Man habe geglaubt, St. Cloud würde sich dazu eignen; es habe sich aber gezeigt, daß das Schloß von den Kugeln des Mont-Valérien erreicht werde, so bliebe denn nichts Anderes übrig, als gleich bis St. Germain zu gehen, da das Hauptquartier der III. Armee jedenfalls in Versailles bleiben müsse. — Von Soissons und Mezières waren Nachrichten gekommen, welche die baldige Bezwingung auch dieser Festungen in nahe Aussicht stellten. Um so hinderlicher war die Ausdauer, mit der Metz widerstand, und alles Interesse des Tages konzentrirte sich daher auf diese Festung.

Um diese Zeit bemerkte ich, daß eine Menge mir unbekannter und räthselhafter Personen sowohl im Schlosse, als bei den Beamten des Bundeskanzleramtes aus- und eingingen. Als ich vom Könige aus dem Schlosse zurückkam und in der Gärtnerwohnung Dr. Stieber besuchte, fand sich ein Mann dort ein, welcher gestern Abend angekommen war, bei

einem Kanzleibeamten des Grafen Bismarck übernachtet hatte und nun der Feldpolizei zu Quartier und Verpflegung überwiesen wurde. Er nannte sich Regnier, zeigte sich über die Verhältnisse sehr wohl unterrichtet, behauptete Aufträge von der Kaiserin Eugenie in England an den Kaiser auf Wilhelmshöhe und an den Marschall Bazaine in Metz zu haben, kurz gerirte sich als einen möglicherweise sehr brauchbaren Agenten. Der Feldpolizeidirektor, der eine eingehende Konversation in französischer Sprache nicht führen konnte, beobachtete diesen Herrn Regnier nur und sagte mir, als er fortgegangen war: „Mit dem soll sich Graf Bismarck in Acht nehmen. Hätte ich ihn gesehen und gesprochen, ehe Bismarck ihn empfing, so hätte ich abgerathen, sich irgendwie mit ihm einzulassen. Ich kenne meine Leute. Das ist ein zweifelhaftes Subjekt. Aber so geht es, wenn man ohne Polizeibeamte, auf eigene Hand Polizei machen will." Seine scharfe Diagnose sollte sich nur zu bald bewähren; auf mich hatte dieser Regnier keineswegs den Eindruck eines Menschen gemacht, vor dem man sich in Acht nehmen müsse.

Außerdem war ein Vermittler an Bazaine nach Metz abgegangen und ein anderer sollte nach Wilhelmshöhe zu Napoleon gehen, der früher als sein Agent und zugleich als Redakteur einer Rheinischen Zeitung am Rheine gewirkt und behauptet hatte, vertraulichen Zutritt bei Napoleon zu haben. Es gingen Briefe über Brüssel an die Kaiserin Eugenie, und Persigny hatte gebeten nach Ferrières kommen zu dürfen.

Kurz, man hörte und sah sehr viel Unverständliches und Widersprechendes in den untern Regionen des Hauptquartiers und konnte bei jeder Nachricht voraussetzen, daß sie verbrämt oder entstellt war; außerdem hörte man manches gereizte Wort zwischen den Beamten der verschiedenen Branchen, so daß man in der That oft nicht wußte, woran sich halten. Nie habe ich aber von Dingen, die ich nicht ganz genau wußte und deren Tragweite ich nicht erkennen konnte, dem Könige etwas gesagt. — Am 29. empfing der König Herrn von Brauchitsch, der zum Präfekten von Versailles ernannt worden ist und sich sofort auf seinen Posten begeben soll.

Am 30. wurde das Geburtsfest Ihrer Majestät der Königin gefeiert und die sämmtlichen Fürstlichkeiten aus Lagny und den Kantonnements der Umgegend kamen dazu zur Festtafel. Während ich früh sechs Uhr nach Ferrières fuhr, hörte ich einen ungewöhnlich heftigen, fast ununterbrochenen Kanonendonner von der Südseite von Paris her, während in dem etwas tiefer liegenden Ferrières nichts davon zu merken war. — Unter wie anderen Verhältnissen feierte der König heute und hier den Geburtstag seiner Erlauchten Gemahlin als sonst. Daheim die gewohnte friedliche und behagliche Reise nach Baden-Baden, hier der Kanonendonner einer der Verzweiflung entgegeneilenden Bevölkerung!

Der König war sehr beschäftigt und auch verstimmt durch allerlei Berichte, welche über Angriffe auf Posten,

Ordonnanzen und Konvois eingegangen waren und die auf das Auftauchen eines Nationalkrieges hinzudeuten schienen. Er bemerkte: „Das fängt ja gerade so an wie im Jahre 1814—1815, wo wir unsere Noth mit den bewaffneten Bauern hatten. Es fehlt ihnen bis jetzt nur an den richtigen Männern, die dergleichen zu organisiren verstehen. Kommen die aber erst, dann werden uns diese Bauern genug zu schaffen machen. Unsere Herren wollen noch garnicht recht daran glauben, daß die uns noch große Schwierigkeiten bereiten können. Alle Welt ist wie berauscht von unseren bisherigen beispiellosen Erfolgen und Niemand scheint daran zu denken, daß das auch einmal anders werden kann. Ich habe nur immer zur Vorsicht zu mahnen!"

Ich hatte nur allerlei unerfreuliche Nachrichten aus Schweden, Dänemark, Oesterreich und Italien zu bringen, welche auf eine feindselige Haltung entweder der Kabinette oder der Bevölkerung schließen ließen, so daß mein Vortrag rascher als gewöhnlich zu Ende war. Nach mir kam der General von Kleist, Ingenieur-General des großen Hauptquartiers, und erstattete Bericht über das Ergebniß seiner Rekognoszirungsreise rund um ganz Paris. In Folge desselben hieß es bald darauf, morgen oder höchstens am 3. Oktober werde die Verlegung des Hauptquartiers nach St. Germain erfolgen. Nun kamen aber Rapporte vom Kronprinzen, daß ein lebhaftes Gefecht bei Le Hay, Chevilly und Villejuif im

Gange sei, und er erst nach Beendigung desselben zur Gratulation erscheinen könne. Er war auf dem Wege von Versailles nach Ferrières mitten ins erste Ausfallgefecht gekommen, welches die Pariser Besatzung am 30. September lieferte. Nach den Papieren, die bei dem gefallenen General Guilhem gefunden wurden, hatte dieser Ausfall schon am 29. stattfinden sollen und war ganz geschickt geplant gewesen, hatte aber, außer Todten und Verwundeten auf beiden Seiten, keine weiteren Folgen. Die 12. Division (General von Hoffmann) wies ihn zurück. Der Kronprinz hatte in der Eile ein Ordonnanzpferd bestiegen; wohnte dem Gefechte bei und kam erst später zur Festtafel nach Ferrirères, dafür aber auch mit der Nachricht von einem abermaligen Siege.

Als ich am Mittage nach Lagny zurückkehrte, fand ich die Einwohner, von denen sich nach und nach wieder eine größere Anzahl in ihren Häusern eingefunden hatte, in auffallender Erregung. Gruppen bildeten sich und besprachen eifrig die auch hier schon bekannt gewordene Nachricht von einem Ausfalle. Natürlich war er siegreich für die Franzosen gewesen, und das Eintreffen der Sieger in Lagny konnte gegen Abend erwartet werden. Auch mein Wirth, M. Bonnet, war von diesen Nachrichten benommen und rieth mir, den Rückzug des Königs aus Ferrières nach Meaux nicht erst abzuwarten, sondern lieber gleich vorauszufahren, weil das Gedränge auf der Chaussee bei der Flucht zu groß werden würde. Ich beruhigte oder vielmehr ich beunruhigte ihn mit der Versicherung, daß ich durchaus noch keine Ursache zur

Eile habe. Doch ließ mich diese Aufregung in der kleinen Stadt einen Blick in die Verhältnisse thun, welche entstehen mußten, wenn wir auf irgend eine Art zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen wurden.

Am 1. Oktober befand sich der Kronprinz noch in Ferrières, wohnte am Vormittage dem Generalsvortrage bei und kehrte dann nach Versailles zurück, wohin nun, wie jetzt bekannt wurde, das große Hauptquartier verlegt werden ollte, so, daß der Kronprinz die dortige Präfektur verließ, sie seinem Vater abtrat und eine Villa vor der Stadt bezog. Der König war später aufgestanden, da er sich am Abende vorher etwas unwohl gefühlt und deswegen dem Thee nicht beigewohnt hatte; mit ganz besonderer Freude sprach er von dem gestrigen Gefechte, weil es der erste Versuch eines Ausfalles gewesen, der trotz des immer noch mangelhaften Zusammenhanges und der Unfertigkeit der Einschließungsarbeiten zurückgeschlagen worden war. Obgleich nur zwei französische Divisionen im Feuer gewesen waren, hatte man unter den Gefangenen Soldaten von 42 verschiedenen Regimentern, also losen zusammengesetzten Marsch-Bataillonen und neuen Formationen gehörend, gefunden. Die Franzosen hatten resolut angegriffen, auch im Anfange, wie es die Natur jedes Ausfalles ist, einige Vortheile gewonnen, waren dann aber in die wohlberechnete Zange genommen und sehr nachdrücklich zurückgetrieben worden. Der König glaubte aber, daß die französischen Generale eigentlich nur eine Rekognoszirung desjenigen Terrains beabsichtigt hatten, welches ihnen am gefährlichsten erscheinen mußte, da die

Südwestseite der schwächste Punkt für ihre Vertheidigung war. „Wir werden bald mehr von solchen Ausfällen zu hören bekommen" — äußerte der König — „namentlich wenn sie erst erfahren, daß wir auf zwölf Meilen Umfang auf jedem einzelnen Punkte viel schwächer sind als sie. Sie haben ja Leute genug."

Weiter fragte der König, woher in den Zeitungen plötzlich die Angriffe gegen die Johanniterritter kämen, welche doch so viel Gutes wirkten. Ich sagte, was ich darüber wußte und konnte auch hinzufügen, daß vor einigen Tagen der Fürst von Pleß mich gebeten hatte, einen Artikel durch die Zeitungen zu veröffentlichen, nach welchem die demnächst erwartete Ankunft des Ordenskanzlers, Grafen Eberhard von Stolberg, sich keineswegs auf die freiwillige Krankenpflege im Allgemeinen, sondern nur auf die Ordensthätigkeit bezöge. Da ich nicht wußte, welche Verantwortlichkeit der Inhalt dieses gewünschten Artikels nach sich ziehen würde, so ließ ich mir den Tenor desselben in der Handschrift des Fürsten Pleß geben. Dem Könige schien die daraus hervorgegangene Gereiztheit unangenehm zu sein und es wurde nicht weiter davon gesprochen; nur konnte ich noch sagen, daß die Thätigkeit der Johanniterritter in der englischen und nordamerikanischen Presse die unbedingteste Anerkennung fände.

Am Sonntag den 2. Oktober fand wieder Gottesdienst und zwar in der Dorfkirche von Ferrières statt. Dann fuhr

der König nach Lagny zum Diner beim Großherzoge von Sachsen und besuchte vorher das auf halbem Wege liegende Schloß Guemantes, einen Edelsitz, welcher ganz den Charakter des vorigen Jahrhunderts trug und den frappantesten Gegensatz zu der napoleonischen Pracht des Bankier-Schlosses bot. Die Ahnenbilder, das Mobiliar, die große Mittelhalle des Schlosses, Alles athmete die Pompadourzeit. Auch die Parkanlagen überraschten durch ihre Großartigkeit und machten dem Könige viel Freude. Jedenfalls muß die Revolution von 1789 ziemlich spurlos über dieses Souvenir de la Régence hinweggegangen sein. In Lagny verweilte der König beim Großherzoge nur bis nach dem Diner.

Am Morgen hatte ich dem Könige die Ausführung eines mir schon in Meaux gegebenen Befehls gezeigt. Dort war nämlich aus Berlin eine Photographie des Monuments Friedrichs des Großen angekommen, wie dasselbe, von Schusterjungen und Gassenbuben bedeckt, am Tage des Einganges der Nachricht von dem Siege bei Sedan ausgesehen hatte. Schon beim Vorlesen der Zeitungsnachricht von der eigenthümlichen Art des Siegesjubels in Berlin, der sich durch Beklettern des Denkmals Luft machte, hatte der König den Kopf geschüttelt und geäußert: „Wenn das Kunstwerk nur keinen Schaden gelitten hat." Als aber jene Photographie in Meaux eintraf und man nun erst einen Begriff von dem Vorgange bekam, war der König ernstlich unwillig und befahl mir, sofort in allen mir zugänglichen Zeitungen

von der Wiederholung einer solchen Scene abzumahnen, fügte jedoch hinzu: „Aber mit Takt!“ Ich glaubte diese letztere Bemerkung darauf beziehen zu müssen, daß Ihre Majestät die Königin einen der Knaben, die bis auf den Hut des Standbildes gelangt waren, in der Freude über die Siegesnachricht und den unermeßlichen Jubel des Volkes beschenkt hatte. Es war keine leichte Aufgabe, diese Klippe zu umgehen. Als ich aber drei Zeitungen vorlegte, welche sämmtlich Artikel im Sinne des Königs brachten, war derselbe sehr zufrieden damit. Daß auch der „Soldatenfreund“ sofort gegen die mögliche, ja gewisse Beschädigung des Denkmals auftrat, versteht sich von selbst, und ich durfte den betreffenden Artikel schon vor dem Druck vorlesen, um nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt zu haben.

Am 3. Oktober mußte ich schon sehr früh nach Ferrières, da der König gleich nach dem Kaffee eine Rekognoszirung der Südostseite von Paris vornehmen wollte. Die Zeitungsnachrichten aus England und Belgien waren um diese Zeit außerordentlich interessant, denn es wurden die angeblichen oder wirklichen Verhandlungen mit dem Marschall Bazaine in Metz auf das Eifrigste besprochen und es kamen dabei wunderliche Kombinationen zum Vorschein, von denen viele auf eine durchaus verschiedene Auffassung der Lage von Seiten des Bundeskanzleramtes und des großen Generalstabes hinwiesen. So hieß es in einer englischen Korrespondenz aus Belgien, Graf Bismarck ginge von der Ansicht aus,

irgend eine militärische oder Polizeigewalt müsse doch übrigbleiben, wenn man in Paris eingezogen sei und die Regierung des 4. Septembers verjagt habe. — Da nun bereits hunderteinundfünfzigtausend Mann französische Kriegsgefangene in Deutschland waren und die noch in Paris vorhandenen Truppen sich nach der Kapitulation naturgemäß auflösen mußten, so würde die dann eintretende Regierung, gleichviel welche, weder Militär noch Polizei haben. In Metz stand die Sache allerdings anders. Bazaine hatte die Republik dort noch nicht proklamirt, war also noch ungebunden und konnte sich der künftigen Regierung zur Disposition stellen, freilich durften dann seine Truppen nicht ebenfalls Kriegsgefangene sein, sondern mußten eine Art von Unbesiegtheit für sich in Anspruch nehmen können. Der Generalstab — so hieß es weiter — wolle aber von dergleichen nichts hören und verlange die unbedingte Unterwerfung der Armee, der Nation und der Regierung, die sie dann gerade haben werde. — Wenn ich dergleichen Zeitungskombinationen vorlas, erwiederte der König nie ein Wort; ich erfuhr also nicht, was etwa daran wahr sein konnte. Hatte ich geendet, so fragte er nur: „Was haben Sie noch?" und ging damit zu etwas Anderem über. Bei Telegrammen und Nachrichten von Thatsachen äußerte der König hin und wieder Etwas: z. B. „Was ist denn das wieder?" oder „Falsch!" oder „Wo mag das herkommen?" oder „Das ist ja unglaublich!" so daß ich aus den Worten oder aus dem Gesichtsausdruck erkennen konnte, was ich von der Nachricht zu halten hatte.

Nachdem ich meinen Vortrag etwas kurz gefaßt hatte, fuhr der König mit dem Großherzoge von Sachsen über Roissi und Pontault nach Sucy, wo General von Schachtmeyer, Führer des XI. Armee-Korps den König empfing. Hier wurde zu Pferde gestiegen und nach dem reizenden Le Piple Château geritten, wo bei dem klaren Herbsttage der Ausblick auf einen Theil der Stadt Paris und die davor liegenden Befestigungen sehr lohnend war. Dann besichtigte der König die 21. Division und sprach den Hessischen Regimentern 80 und 82 für ihre Tapferkeit bei Wörth und Sedan seinen Dank aus. In Brevannes hatte der König erwartet das 94. Infanterie-Regiment (Großherzog von Sachsen) versammelt zu finden, dies ist aber nicht der Fall gewesen, da das Regiment keine Nachricht von der Annäherung des Königs erhalten hatte.

In Limeil und Valenton wurde die 22. Infanterie-Division besichtigt, ein Dejeuner beim Herzoge von Meiningen eingenommen und dann nach Ferrières zurückgefahren.

Am 4. Oktober hatte ich unerfreuliche Nachrichten über das zunehmende Unwesen der Franktireurs zu bringen. Selbst in der Umgegend von Lagny und Ferrières wollte man verdächtigen Bewegungen auf die Spur gekommen sein. Es hatten sich Bauern in Steinbrüche versteckt, und in der Nacht waren Flintenschüsse gehört worden. Das Letztere erklärte sich aber dadurch, daß die Leute aus reinem Hunger auf die Jagd gegangen waren und das Verstecken war aus

Furcht vor den menschenfressenden Preußen oder vor dem Zwange, nach Paris hinein zu flüchten, geschehen. Dagegen lauteten die Nachrichten aus den Vogesen und aus dem Orléanais allerdings bedenklich. — Aber auch Lustiges war darunter. Das „Echo du Parlement“ brachte, angeblich aus den „Daily News“, die Notiz, daß sich ein „Prussian Militiaman“, Namens Kurmärker, gegenwärtig in der Picardie aufhalte, um alle Französinnen zu ohrfeigen, weil seine Schwester in Preußen 1806 von einem französischen Offizier in ähnlicher Weise behandelt worden sei. Der Berichterstatter mußte wohl irgend Etwas von meinem dramatischen Scherze „Der Kurmärker und die Picarde“ gehört und die Sache gänzlich mißverstanden haben. — Gegen Mittag besichtigte der König ein durch Ferrières marschirendes Bataillon des 95. Infanterie-Regiments und einen Zug Husaren.

Am 5. Oktober erfolgte die Verlegung des großen Hauptquartiers nach Versailles. Da ich mit meinen zwei schwachen Pferden acht Meilen zu machen hatte, so erbat ich mir für diesen Morgen Urlaub und fuhr von Lagny auf dem nächsten Wege nach Villeneuve St. Georges, wo der Uebergang über die Seine erfolgen mußte. Alle Dörfer, auch die kleinen Städte, welche ich an diesem Tage passirte, waren verödet und nur Soldaten in ihnen zu sehen. Da überall außerhalb des Kanonenschußbereiches gefahren werden mußte, so ging es fast nur auf Feldwegen vorwärts, welche sämmtlich mit der Wegweiserinschrift: „Kolonnenweg für den Be-

lagerungspark" versehen waren. Alle Erkundigungen ergaben aber, daß noch kein Geschütz auf diesen Wegen transportirt worden sei, und doch hatten alle Zeitungen in den letzten Tagen von 300 Riesengeschützen erzählt, die bereits vor Paris angekommen wären. Die schöne Brücke bei Villeneuve St. Georges war natürlich gesprengt, aber wie überall neben diesen zerstörten Brücken spottete eine deutsche Pontonbrücke solchen unnützen und gedankenlosen Hindernissen. Die Pontonbrücke war ganz besonders stark gebaut, mußte sie doch für das so viel besprochene Belagerungsgeschütz dienen, wozu es aber erst sehr viel später kommen sollte. Am jenseitigen Ufer wartete der Kronprinz mit dem Stabe der III. Armee und General von Tümpling mit dem Stabe des VI. Armee-Korps, und ich mußte mit meiner Mainzer Droschke an dieser glänzenden Versammlung vorbeifahren, denn der König war noch nicht eingetroffen. So kam ich in das höherliegende Villeneuve le Roi, wo im Garten des Armee-Korps-Hauptquartiers eine Tafel für das Gefolge des Königs servirt war. Hier konnte man von einem Hügel die Annäherung des Königs sehen, der vor dem Städtchen erst das Füsilier-Bataillon des 22. Infanterie-Regiments und eine Fuß-Batterie des 6. Feld-Artillerie-Regiments besichtigte, ehe er den Garten des General-Kommandos betrat. Hier gestaltete sich durch die Tafel im Freien, die ebenso glänzenden, als zahlreichen Uniformen und die vortreffliche Militärmusik ein ungemein belebtes und reizendes Bild, von einer blendenden Sonne überstrahlt. Nur hin und wieder accompagnirte ein dumpfdröhnender Kanonen-

schuß von Paris her die rauschenden Fanfaren, unter denen die „Wacht am Rhein“ alle Anwesenden elektrisch anregte. Der König schien außerordentlich heiter; die von allen Seiten eingegangenen Berichte über den günstigen Stand der Dinge mochten ihn wohl so gestimmt haben.

Nach dem Déjeuner wurde zu Pferde gestiegen und über Orly, La Vieille Poste, Paray, nach Wissous, also näher an Paris herangeritten, während die Equipagen einen bedeutenden Umweg über mehr südlich gelegene Orte machen mußten. Ich fuhr aber dem Könige nach und konnte so die sämmtlichen Truppen des VI. Armee-Korps, in verschiedenen Formationen die Wege entlang aufgestellt, zuletzt auch die schöne II. Kavallerie-Division Stolberg bei Wissous sehen. Sämmtliche Truppen waren in vollkommener Gefechtsbereitschaft ausgerückt, da man jeden Augenblick einen Ausfall erwarten konnte. Der König fuhr hier über einen Theil des Schlachtfeldes vom 30. September mit den überall aufgeworfenen Schützengräben. Die Emplacements für Geschütze und die Bezeichnung der Schießdistancen ließen die Richtung des stattgefundenen Gefechts erkennen. Als der König in Wissous wieder die Equipage bestieg, um noch zum II. Bairischen Armee-Korps zu fahren und ich auch hier mit meinem komischen Fuhrwerk folgen wollte, belehrten mich die Feldgensdarmen eines Besseren. Diesmal half alles Rockaufknöpfen, um die Orden sehen zu lassen, alles Versichern, ich müsse Seiner Majestät folgen, nichts; die Herren Gensdarmen vom VI. Korps waren durchaus unzugänglich für die subtileren Hofverhältnisse und mochten wohl denken:

„Wenn der zum Könige gehörte, würde er wohl eine bessere Equipage haben!" Also Marsch! ohne vieles Raisonniren über Massy, Bièvre und Jouyen Josas nach Versailles, während der König über Antony und Petit-Bicêtre dorthin fuhr. Trotzdem war ich früher als der König dort, hatte aber freilich auch das II. Baierische Korps nicht gesehen. Je näher ich Versailles kam, je weniger zeigte sich jenes barbarische und unnütze „Vide" der Pariser September-Regierung. Zwar waren auch auf dieser Seite die prächtigen Alleebäume umgehauen und über die Straßen geworfen, aber von unseren Truppen sofort wieder auf die Seite geräumt worden. Auch hier waren Brücken zerstört und das Chaussee-pflaster aufgerissen gewesen, der bei weitem größere Theil der Einwohner war aber in den Häusern geblieben. Das galt auch für Versailles selbst, wo ich die Läden offen, die Cafés besucht, die Leute in Gruppen auf der Straße sah, darunter auch wohlgekleidete, sogar einige Damen in eleganten Toiletten, deren Neugierde, den König von Preußen zu sehen, doch größer als der Haß gegen die Barbaren war.

Rasch war mein Quartier neben der Präfektur bezogen und ich eilte auf die Straße, um beim Eintreffen des Königs zugegen zu sein. Eben stellte sich die Ehrenwache, eine Kompagnie des 58. Infanterie-Regiments vor dem Gitter der Präfektur auf und Alles, was an Preußischen Offizieren und Beamten, bis zum letzten Diener und Marketender hinab, an jenem Tage in Versailles anwesend und augenblick-

lich dienstfrei war, strömte in dem oberen Theile der Avenue de Paris und an den Ecken der Rue des Chantiers zusammen. Um sechs Uhr traf der König mit dem Kronprinzen im Wagen ein, nahm die Honneurs der Ehrenwache ab, zog sich einige Zeit in seine Gemächer zurück und begab sich dann zum Diner beim Kronprinzen in die Villa aux Ombrages.

Wunderbar bewegt von dem Eindrucke, den König als Sieger hier in Versailles zu sehen, ging ich nach Hause und hatte genug in die Heimat zu schreiben, um neben dem Thatsächlichen auch dieser Stimmung Ausdruck zu geben.

Von denselben Fenstern aus, unter denen jetzt Preußische Soldaten spazieren gingen, haben die damaligen Bewohner des alten Versailler Posthauses, in welchem ich jetzt saß, das Einbrechen des wüsten Pöbels in das Schloß Ludwigs XIV. mit angesehen! War es doch gerade heute, am 5. Oktober im Jahre 1793 gewesen, wo die tumultuarischen Volksmassen aus der Hauptstadt nach Versailles gekommen waren, um den unglücklichen Ludwig XVI. und Marie Antoinette in das aufrührerische Paris, in die grausame Gefangenschaft und später zum Märtyrertod auf dem Schaffote zu führen!

Ende des zweiten Bandes.



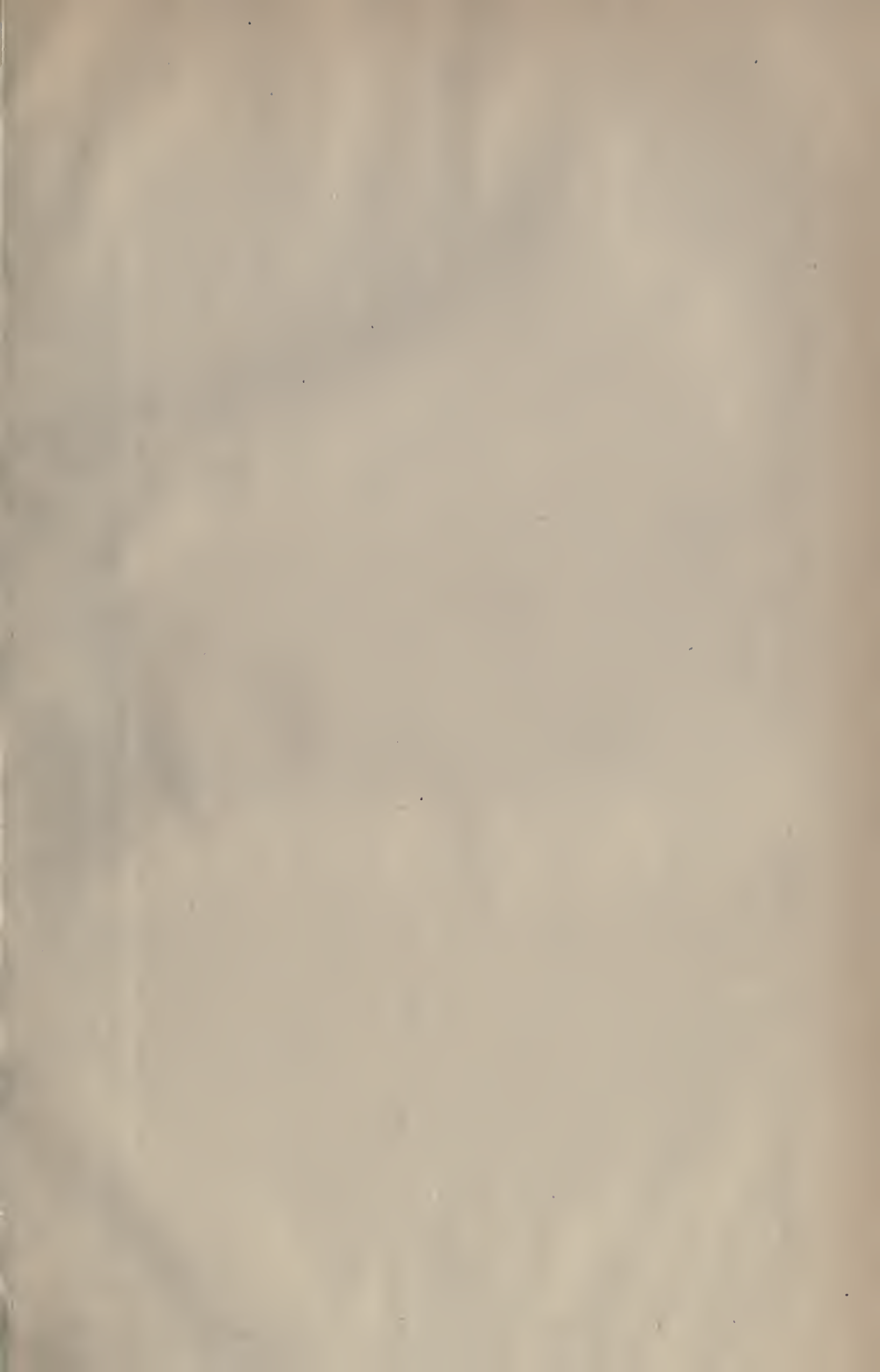
Inhalts-Verzeichniß.

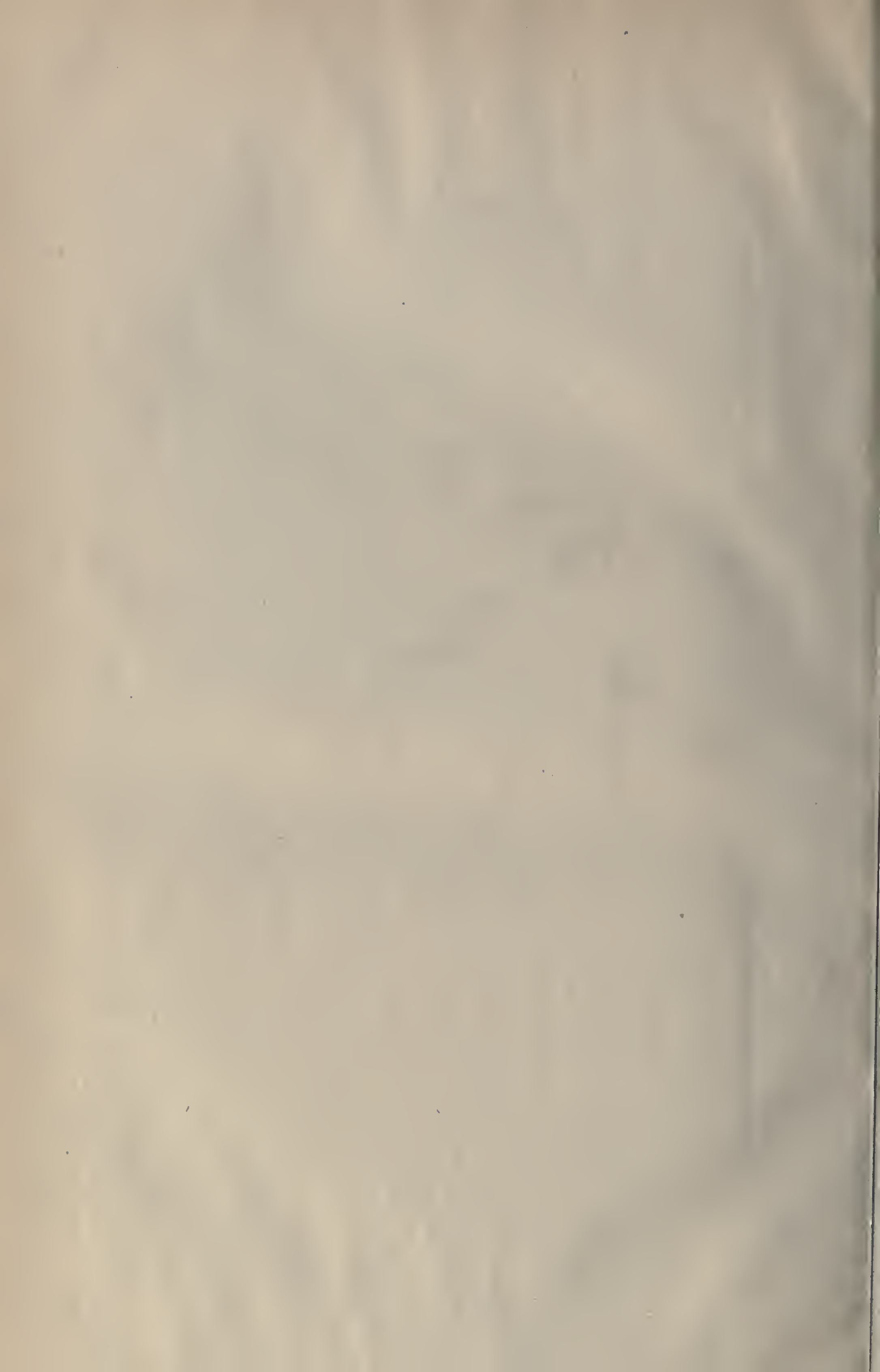


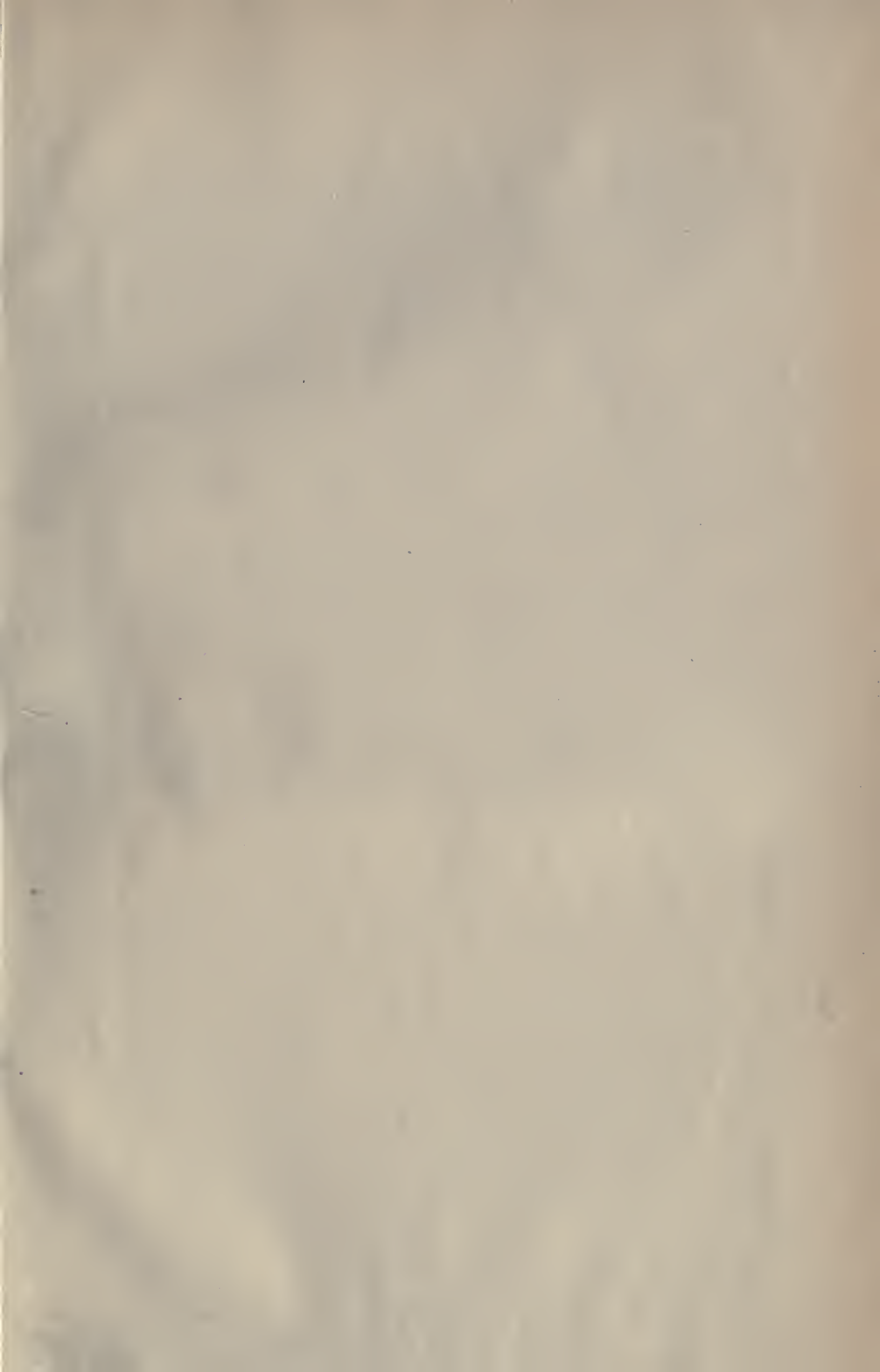
Band II.

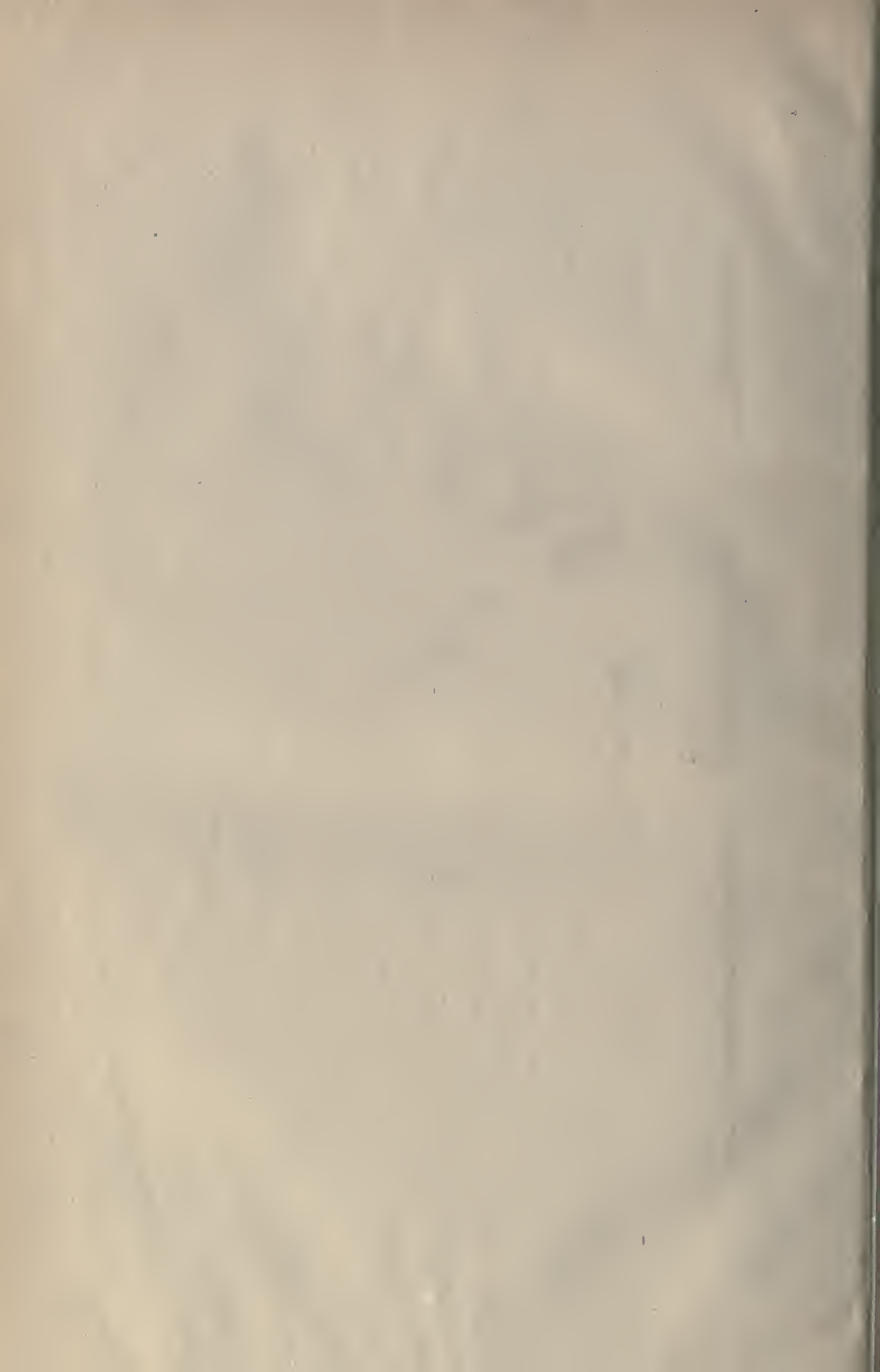
Seite

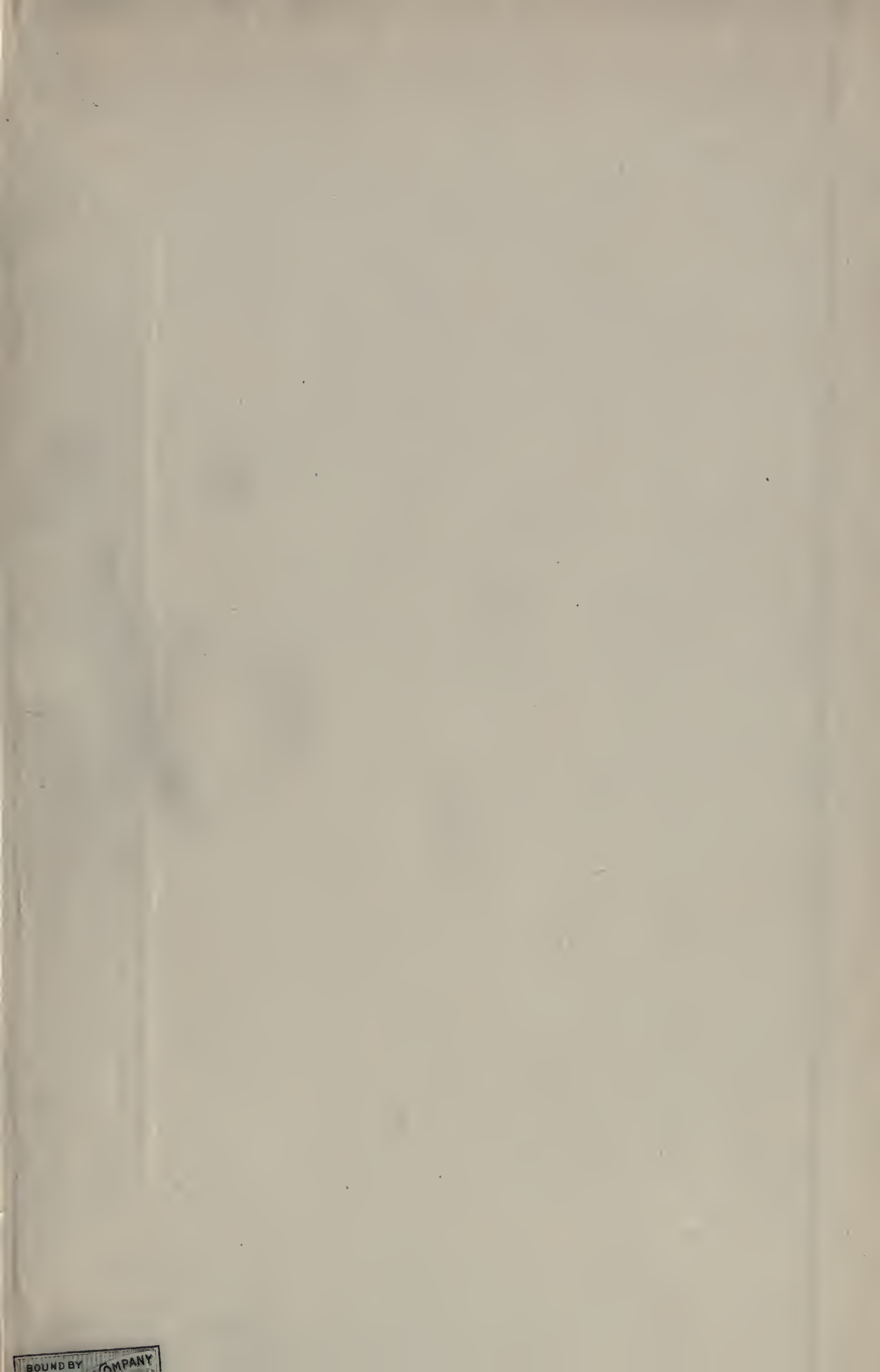
Ende des zweiten Bandes.










BOUND BY
OMPANY

